

h. t.

A DEBRECENI KOSSUTH LAJOS TUDOMÁNYEGYETEM  
GERMANISZTIKAI INTÉZETÉNEK KIADVÁNYAI  
VERÖFFENTLICHUNGEN DES GERMANISTISCHEN INSTITUTS  
DER KOSSUTH-LAJOS-UNIVERSITÄT DEBRECEN

---

**NÉMET  
FILOLÓGIAI TANULMÁNYOK**

**I.**

**ARBEITEN ZUR DEUTSCHEN  
PHILOLOGIE**

**I.**



TANKÖNYVKIADÓ, BUDAPEST

1965

A DEBRECENI KOSSUTH LAJOS TUDOMÁNYEGYETEM  
GERMANISZTIKAI INTÉZETÉNEK KIADVÁNYAI  
VERÖFFENTLICHUNGEN DES GERMANISTISCHEN INSTITUTS  
DER KOSSUTH-LAJOS-UNIVERSITÄT DEBRECEN

---

NÉMET  
FILOLÓGIAI TANULMÁNYOK

I.

ARBEITEN ZUR DEUTSCHEN  
PHILOLOGIE

I.

TANKÖNYVKIADÓ, BUDAPEST  
1965

Szerkesztette  
NÉMEDI LAJOS

Herausgegeben  
von  
L. NÉMEDI

## INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort: <i>Lajos Némedi</i> .....	5
<i>Lajos Némedi</i> : Béla Pukánszky (1895–1950) .....	7
<i>Sándor Gárdonyi</i> : Die Kanzleisprache von Schemnitz und Kremnitz im 14./16. Jahrhundert	29
<i>Hannelore Tokody</i> : Adam Müller-Guttenbrunn und sein Roman „Götzendämmerung“	79
<i>Manfred Haiduk</i> : Möglichkeiten und Grenzen der politisch-satirischen Lyrik am Ausgang der Weimarer Republik .....	97
<i>Helmut Rudolf</i> : Die humanistische Position Stefan Zweigs in seiner Erzählung „Buchmen- del“ .....	121
<i>Gyula Szanyi</i> : Das Traummotiv in Louis Fűrnbergs Dichtung .....	131
<i>Bernhard Albert</i> : Das Problem der literarischen Gestaltung des Helden unserer Tage – Be- merkungen zu Erwin Strittmatters neuestem Roman „Ole Bienkopp“ .....	145
<i>Mária Apostol</i> : Anna Seghers und Ungarn – Bemerkungen zu Werk und Wirkung ...	156
<i>József Varga</i> : Die Aufnahme der westdeutschen Literatur in Ungarn (Versuch einer Bibliographie) .....	167

### Buchbesprechungen

<i>Hennig Brinkmann</i> : Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung. ( <i>Sándor Gárdonyi</i> )	181
<i>Arno Hochmuth</i> : Literatur und Dekadenz ( <i>Helmut Rudolf</i> ) .....	182
Lexikon der sozialistischen deutschen Literatur ( <i>Helmut Rudolf</i> ) .....	183



MITARBEITER DIESES BANDES

*Dr. Lajos Némedi*, Dozent

*Sándor Gárdonyi*, Oberassistent

*Dr. Hannelore Tokody*, Sprachlehrerin

*Dr. Manfred Haiduk*, Wahrnehmungsdozent der Universität Rostock

*Helmut Rudolf*, Oberassistent

*Gyula Szanyi*, Lehrer an der Übungsschule Kossuth Lajos

*Bernhard Albert*, Oberassistent am Pädagogischen Institut Leipzig, ehemaliger Mitarbeiter  
des Germanistischen Instituts

*Mária Apostol*, Kulturhaus-Referentin in Debrecen

*József Varga*, Assistent

## VORWORT

*Das Germanistische Institut der Kossuth-Lajos-Universität legt 1964 zum ersten Male nach der Befreiung eine Acta vor; sie ist dem umfassenden wissenschaftlichen Wirken Professor Dr. BÉLA PUKÁNSZKYS gewidmet.*

*Mit diesem Band setzen wir die Tradition einer Schriftenreihe unserer Universität fort, die in der Zwischenkriegszeit erschien und Dissertationen publizierte. An die Herausgabe dieser Acta knüpfen wir die Hoffnung, jedes zweite Jahr über wissenschaftliche Arbeiten unseres Instituts berichten zu können.*

*Wenn in dieser ersten Ausgabe Beiträge deutscher Mitarbeiter veröffentlicht werden können, so ist das der guten Zusammenarbeit der beiden sozialistischen Staaten, den zwischen ihnen abgeschlossenen Kulturabkommen und dem Freundschaftsvertrag mit der Universität Rostock zu danken.*

*Die Deutschlehrer unserer Volksrepublik werden mit Hilfe der Tätigkeit deutscher Mitarbeiter an unserem Lehrstuhl ihrem gesellschaftlichen Auftrag, ihrer völkerverbindenden Mission, gerechter.*

*Wir verbinden mit unserer Publikation den Wunsch, daß sich die gegenseitigen kulturpolitischen, pädagogischen und wissenschaftlichen Beziehungen in den kommenden Jahren verstärken — zum Wohle unserer gemeinsamen Arbeit.*

*Debrecen, 4. April 1964.*

*Dr. Lajos Némedi*



BÉLA PUKÁNSZKY

(1895 - 1950)

LAJOS NÉMEDI

**BÉLA PUKÁNSZKY**

(1895—1950)





Béla Pukánszky wurde am 22. Dezember 1895 in Preßburg (heute Bratislava) geboren. Sein Vater war Professor der hebräischen Sprache an der dortigen theologischen Hochschule.

Das Kind verlor bald seine Eltern und wurde von 1899 bis 1905 im Evangelisch-lutherischen Waisenhaus seiner Vaterstadt erzogen. Es besuchte das Evangelisch-lutherische Lyzeum und legte im Juni 1914 das Abitur mit „ausgezeichnet“ ab.

Schon als Gymnasiast schwärmte er für das Theater und besuchte eifrig das Schauspielhaus in Preßburg. Er war ein ständig Mitwirkender an den Schulfesten, bald mit einer Rede, bald mit dem Vortrag eines Gedichtes, bald aber mit seinem Violinspiel. Nach dem Abitur wollte er Schauspieler, Dirigent oder Violinist werden. Sein Vormund aber, der evangelisch-lutherische Superintendent Sándor Kovács, mißbilligte diese Bestrebungen und verschaffte ihm eine Freistelle im Kollegium Eötvös in Budapest. Nach dem Vorbild der École Normale Supérieure in Paris gegründet, erzog diese namhafte Institution eine zeitlang die führende Schicht der ungarischen Gesellschaftswissenschaften und des Unterrichtswesens. Hier und auf diese Weise wurde Béla Pukánszky Pädagoge, ohne daß er seiner großen Leidenschaft, der Musik, je untreu geworden wäre.

Als Mitglied des Kollegiums Eötvös studierte er an der Philosophischen Fakultät der Universität Budapest in der Fachrichtung Ungarisch-Deutsch. Im Juni 1918 machte er sein Doktorexamen. Auf Grund seiner ausgezeichneten Ergebnisse wurde er für eine Promotion „Sub auspiciis regis“ vorgeschlagen. Die revolutionären Ereignisse machten eine solche Promotion ein für allemal unmöglich. So erfolgte die Promotion erst im April 1919, zur Zeit der Räterepublik. Das Diplom als Mittelschullehrer hat Béla Pukánszky sich im März 1921 erworben.

Im November 1918 trat er in den Staatsdienst als Angestellter der Landesbibliothek Széchényi. Im August 1919 war er Hilfssekretär im Ministerium der Nationalen Minderheiten. Im Januar 1922 ging er an die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät der Universität Budapest als Lehrer der deutschen

Sprache. Dort arbeitete er mehr als 13 Jahre. Im Studienjahr 1922/23 trieb er germanistische und philosophische Studien in Berlin und München.

In jener Zeit entfaltete sich seine wissenschaftliche Tätigkeit, die ihm bald bedeutende Erfolge einbrachte. Die Philosophische Fakultät in Budapest habilitierte ihn 1927 im Themenkreis „Die Geschichte der neueren deutschen Literatur, mit besonderer Berücksichtigung der österreichischen Literatur“. Zehn Jahre später wurde der Themenkreis auf die ganze deutsche Literatur erweitert. So hielt er seit 1927 als Privatdozent Vorlesungen am Lehrstuhl für deutsche Literatur. Diese sehr sorgfältig vorbereiteten Vorlesungen waren stark besucht. Nicht nur Germanisten, sondern auch Hörer anderer Fakultäten, soweit sie der deutschen Sprache mächtig waren, aber auch sogar das literaturliebende große Publikum kam gern in seine Kollegien.

Béla Pukánszky spielte eine immer größere Rolle in der Ausbildung der ungarischen Deutschlehrer. 1935 schied er von der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät und wurde Professor an der Lehrerbildungsanstalt für Mittelschulen. Nachdem sein Kollege, der verdienstvolle Forscher János Kocsó, den Lehrstuhl für Germanistik in Pécs bekam, las Béla Pukánszky auch im Kollegium Eötvös, dem er seine wissenschaftliche Ausbildung zum großen Teil verdankte. Wäre die Berufung nach Debrecen nicht gekommen, wäre er ganz ins Kollegium übergegangen, für das er zeit seines Lebens eine rührende Dankbarkeit bewahrte. Noch in Debrecen erzählte er viel Ernstes und Heiteres über das Studentenleben im berühmten Kollegium, über das wahrhaft vorbildliche, die Jüngeren fördernde und die Älteren verjüngende Verhältnis zwischen Professoren und Studenten.

Die Ungarische Akademie der Wissenschaften wählte 1932 den noch jungen Forscher in Anerkennung seiner hohen wissenschaftlichen Verdienste zum Korrespondierenden Mitglied. Er wurde auch mit den üblichen pädagogischen Auszeichnungen der Zwischenkriegszeit geehrt: 1936 mit dem Titel eines außerordentlichen Professors und 1938 mit dem Titel eines Oberstudienrates.

Lange Zeit hindurch war er der Hauptsekretär der Philologischen Gesellschaft in Budapest.

Auf Grund seiner wissenschaftlichen Leistungen, wegen seiner musikalischen Neigung und seines die Geselligkeit liebenden Gemüts spielte Béla Pukánszky eine große Rolle im Leben der Intelligenz der Hauptstadt. Er besuchte vor allem den sogenannten „Kruzsok“ der Sprachwissenschaftler im Hotel „Erzsébet“ und die „Tafelrunde“ des Kaffeehauses „Central“. Eine engere Freundschaft verband ihn mit den Mitarbeitern des Franklin-Verlages, mit Aladár Schöpflin, Antal Szerb, Tibor Joó und András Péter.

Er heiratete 1924 Jolán Kádár, die namhafte Theaterhistorikerin. Gemeinsam erzogen sie drei Kinder: Béla, Lajos und Jolán.

An der Universität Debrecen hatte Professor Richard Huss den Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur seit der Gründung der Universität (1912)

inne. Nach seinem Tode im Jahre 1941 berief die Philologische Fakultät Béla Pukánszky auf den Lehrstuhl. Er begann seine Tätigkeit in Debrecen im Studienjahr 1941/42, ohne seine gesellschaftlichen Positionen und wissenschaftlichen Verpflichtungen in der Hauptstadt aufzugeben.

Nach dem Tode Jakob Bleyers nahm Béla Pukánszky wissenschaftlich den Platz als bedeutendster Forscher des deutschen Schrifttums in Ungarn und bester Sachverständiger der deutsch-ungarischen kulturellen Beziehungen ein. Er widmete sich in der Zwischenkriegszeit und während des II. Weltkrieges der Erforschung und Weiterentwicklung dieser Beziehungen. Er war Hauptredakteur der Zeitschrift „Ungarn“, der kulturellen Monatsschrift der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft. Nur seine Freunde wußten, mit wie vielen inneren Vorbehalten, ja wachsendem Widerwillen er diese seine Aufgaben verrichtete, da er nie mit den Grundsätzen der faschistischen Ideologie und Literaturpolitik einverstanden war.

Aus seiner bürgerlich-fortschrittlichen Überzeugung und dem Faschismus entgegengesetzten, an der deutschen Klassik, vor allem an Goethes „Faust“ gespeisten Humanitätsidealen machte er kein Hehl. 1937 hielt er an den berühmten und international stark besuchten Ferienkursen der Universität Debrecen einen Vortrag vor großem Publikum über die Spaltung der deutschen Literatur, in dem er sich unmißverständlich auf die Seite der Emigration und vor allem Thomas Manns stellte. 1938 ließ er eine ausführliche Rezension der deutschen Literaturgeschichte des amtlichen Literaturgeschichtsschreibers der Faschisten, Walther Linden in der führenden ungarischen philologischen Zeitschrift, *Egyetemes Philologiai Közlöny* (Archivum Philologicum) erscheinen.<sup>1</sup> Als Rezensent hielt er es hier für seine Aufgabe, die Aufmerksamkeit des ungarischen Fachpublikums auf die gefährlichen Einseitigkeiten der neuen deutschen Literaturbetrachtung hinzulenken. Er sah die Gefahr in der Ablehnung des humanistischen Bildungsideals und in der einseitigen Überschätzung der rassistischen Kräfte, vor allem der der nordischen Rasse. „Im ganzen lehnt Rezensent“, so schließt der deutsche Teil der ausführlichen Auseinandersetzung, „die rassistisch und politisch vereinseitigte Literaturbetrachtung des Verfassers bei Anerkennung seiner Stoffbeherrschung und schriftstellerischen Leistungen entschieden ab“. Es klingt fast wie eine Prophezeiung, wenn Béla Pukánszky den ungarischen Teil der so wichtigen Rezension mit der Feststellung beendet: in der Reihe der deutschen Menschenideale scheint jetzt Hagen an die Stelle Faust's zu treten. Wollen wir den Gedanken weiterführen? fragt der Rezensent. „Faust gründet am Ende seiner Entwicklung eine neue Heimat: er siedelt auf freiem Boden ein freies Volk an, Hagen aber, der Sohn der Mächte der Finsternis, entfacht mit seiner mörderischen Sendung ein alles vernichten-

<sup>1</sup> *Walther Linden: Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart* Leipzig, 1937. Die Besprechung: EPhK. Jg. 52. (1938) S. 134–142.



des Gemetzels. Wird von nun an wirklich Hagen das deutsche literarische Menschenideal?“

1942 wollte das ungarische Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten Béla Pukánszky zum Kulturattaché in Berlin ernennen. Die Faschisten kannten aber den Chefredakteur der Zeitschrift „Ungarn“ besser. Sie waren mit der gemäßigten Linienführung der Zeitschrift, mit den vielen objektiven Artikeln über die Vergangenheit der deutsch-ungarischen kulturellen Beziehungen unzufrieden. So wurde Béla Pukánszkys Ernennung deutscherseits hintertrieben. Dies entsprach – das braucht kaum gesagt zu werden – vollkommen den innersten Wünschen Béla Pukánszkys. Mit Freude nahm er seine Lehrtätigkeit in Debrecen wieder auf, wo ihn ein Semester lang der berühmte Anglist, Sándor Fest und der Verfasser dieses Aufsatzes vertreten hatten.

In den Kriegsjahren wohnte Béla Pukánszky mit seiner Familie in Budapest und kam wöchentlich nach Debrecen. Nach dem 19. März 1944, als die faschistischen Truppen das Universitätsgebäude zum Hauptquartier höherer Wehrmachtsskommandos machten, brauchte er nicht mehr zu kommen. Die schweren Monate vor der Befreiung der Hauptstadt verbrachte er mit seiner Familie in der Márvány-Straße in Buda. Er glaubte fest an eine bessere Zukunft, er war nicht einmal zu bewegen, in den Luftschutzkeller zu gehen, wie es doch alle taten.

Nach der Befreiung zog Béla Pukánszky, sobald es möglich wurde, aber noch 1945, nach Debrecen. Hier wurde er wegen seiner Beziehungen zu Deutschen in der Hitlerzeit und wegen seiner Tätigkeit in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft vor ein Volksgericht gestellt. Das Volk sprach ihn frei, er konnte seine Lehrtätigkeit fortsetzen.

Im Studienjahr 1947/48 wurde er Dekan der Philosophischen Fakultät 1948/49 Rektor der Universität. Er spielte eine immer größere Rolle im kulturellen Leben der Stadt und in der politischen Entwicklung der Intelligenz bürgerlicher Herkunft und Denkart. Sein fortschrittliches bürgerlich humanistisches Denken und seine langsame Annäherung an die Ideenwelt des Marxismus-Leninismus befähigten ihn zu dieser Tätigkeit. Das wichtigste Zeugnis – und leider auch das letzte seiner ideologischen Wandlung – ist die Rede, die er im Herbst 1948 bei seinem Amtsantritt als Rektor in der Aula der Universität hielt. Er wählte sich dazu sein Lieblingsthema, Goethes „Faust“, und gab eine äußerst feine, philologisch gut fundierte neue Interpretation der Klassischen Walpurgisnacht. Er faßte sie als eine Etappe der nach voller Menschlichkeit strebenden Entwicklung des vom Bildungsdrang getriebenen Faust auf. Dem ewigen Metamorphose-Gedanken Goethes, seinem nie erlahmenden Drang nach Wandlung und Vervollkommnung fühlte sich Béla Pukánszky wesensverwandt. Aus dem Lebenswerk des großen deutschen Vertreters bürgerlich fortschrittlicher Ideale hörte er die Forderung an die Gegenwart heraus: Vom Sterbenden abgewandt, soll unsere Liebe dem Lebenden gelten. „Ich glaube“, schließt

er seine Antrittsrede, „wir sind auf gutem Wege, wenn wir, dieser Aufforderung zur fortschrittlichen Metamorphose folgend, unsere Arbeit beginnen.“<sup>2</sup>

Das Schicksal ließ ihm leider keine Zeit zu dieser Wandlung und ideologischer Erneuerung. Seine Kräfte erlahmten plötzlich. Eine Herzschwäche fesselte ihn ans Bett. Als ich ihn zum letzten Mal sah, hielt er den damals neuesten Band Thomas Manns „Die Entstehung des Doktor Faustus“ – Roman eines Romans, – in der Hand und wir begannen ein Gespräch über den berühmten, von uns beiden geliebten und verehrten deutschen Schriftsteller, ein Gespräch, das leider das letzte sein sollte. Béla Pukánszky starb am 26. Oktober 1950. Wahre Freunde und dankbare Schüler umgaben seinen Sarg im Friedhof Farkasrét, den so früh verstorbenen Gelehrten und den großen Lehrer beweinend. Sein Tod bedeutete einen Verlust für das ungarische Hochschulwesen, das sich gerade zu dieser Zeit im Geiste der sozialistischen Aufbauarbeit zu erneuern begann.

Béla Pukánszky's *wissenschaftliche Tätigkeit* umfaßt drei im Grunde zusammenhängende Forschungsgebiete der Germanistik: die kulturellen Beziehungen zwischen Deutschtum und Ungartum, das geistige Leben des Deutschtums in Ungarn und die deutsche Literatur selbst, vor allem die österreichische Literatur.

Die wissenschaftliche Germanistik in Ungarn beginnt in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Der erste vielseitige Vertreter, Gustav Heinrich, widmete zahlreiche Studien den deutsch-ungarischen literarischen Beziehungen. In den neunziger Jahren setzte dann die wissenschaftliche Erforschung der deutschen Mundarten in Ungarn ein unter der Leitung von Professor Geleon Petz an der Universität Budapest. Auf dem Lehrstuhl für deutsche Literatur dozierte seit 1911 Jakob Bleyer, der in seinen Arbeiten „Gottsched in Ungarn“ sowie „Ungarn und die deutsche Philologie zu Beginn des 19. Jahrhunderts“ die Richtlinien der weiteren Erforschung der deutsch-ungarischen Beziehungen neu fundierte. So wurden die ungarischen Germanisten wichtige Vorkämpfer der komparatistischen Betrachtungsweise in der Literaturgeschichte.<sup>3</sup> Die sogenannte Bleyer-Schule verfügte seit 1912 über eine bedeutende Schriftenreihe: die „Arbeiten zur deutschen Philologie“, nach 1929 erschien die Zeitschrift „Deutsch-ungarische Heimatsblätter“.

Béla Pukánszky schreibt seine Doktorarbeit 1918 als ein Schüler Jakob Bleyers mit dem Titel „Herder hazánkban“ (Herder in Ungarn). Mit dieser Dissertation begann die lange Reihe seiner Aufsätze, in denen er wesentliche

<sup>2</sup> Die Rede liegt – leider – heute noch in Manuskript in der archivalischen Abteilung der Universitätsbibliothek Debrecen unter Signatur Ms. 29/1. Hier werden andere Manuskripte von Béla Pukánszky, meist Vorträge oder Skizzen zu Vorträgen und Briefe an ihn aus den Jahren 1931–1941 aufbewahrt. (Signatur: Ms. 29/1–145).

<sup>3</sup> Vgl. dazu die Studie von György Mihály Vajda: A magyar összehasonlító irodalomtudomány történetének vázlata. (Abriß der Geschichte der vergleichenden Literaturwissenschaft in Ungarn) Világírodalmi Figyelő (Weltliterarischer Beobachter) 1962. S. 325–373.

Momente *der deutsch-ungarischen Beziehungen* erhellte. Seine Vorrede zu dieser bedeutsamen Dissertation ist in mancher Hinsicht wichtig und verdient daher eine eingehendere Analyse. Die Arbeit war als der erste Teil einer größeren Monographie geplant, die die Ausstrahlungen der Herderschen Ideen auf die ungarische Literatur darstellen wollte. (Die Monographie kam nie zustande, nur ein einziges weiteres Kapitel erschien in einer Zeitschrift). „Ich begleitete mit Aufmerksamkeit“, lesen wir in der Vorrede, „die zeitgenössische österreichische Literatur, auf deren Wichtigkeit in der Vermittlung von literarischen Einflüssen auch meine bescheidene Arbeit mit einigen Angaben hinweisen kann. Ich hielt es für meine Hauptpflicht, das Schrifttum des ungarländischen Deutschtums, das gemeinsam mit dem ungarischen auf einem Boden wuchs, in Betracht zu ziehen. Es verstand, jede neuere Richtung der deutschen Literatur im Besitze erstklassiger literarischer Mittel – vielleicht in größerem Maße als das Ungartum selbst, in jedem Falle aber mit tieferem Verständnis als dieses, für seine eigenen geistigen Bestrebungen nutzbar zu machen. In diesen Bestrebungen kommt den großen deutschsprachigen Städten unseres Vaterlandes, vor allem Preßburg, eine bedeutende Rolle zu. . . Die detaillierte Kenntnis des deutschen Schrifttums in Ungarn ist eine unerläßliche Vorbedingung des richtigen Verständnisses unserer Nationalliteratur.“

Die Vorrede enthält ein Forschungsprogramm; in dessen Dienst stand die gesamte weitere Tätigkeit Béla Pukánszky's. Er untersucht die deutsch-ungarischen geistigen Beziehungen: Im Sinne der Thesen von Jakob Bleyer räumt auch er der österreichischen, vor allem wienerischen Vermittlerrolle einen wesentlichen Platz ein. Das gleiche wird im Lebenswerk von Béla Pukánszky in bezug auf das in bestimmten Perioden wirklich reiche geistige Leben des Deutschtums in Ungarn noch ausführlicher dargestellt. Diese Thesen – so fruchtbar sie sich als Arbeitshypothesen in vielen Fällen erwiesen – waren gewiß einseitig. Sie banden das ungarische geistige Leben zu sehr an das deutsche oder sogar an das österreichische und ließen die direkten ungarischen Verbindungen zu den westlichen Ländern und den deutschen Universitäten beinahe außer acht.

Béla Pukánszky erforschte die deutsch-ungarischen geistigen Beziehungen in dreierlei Hinsicht. Die wichtigsten Aufsätze beschäftigen sich – wie die Doktorarbeit selbst – mit der Aufnahme deutscher Dichter und Denker in Ungarn und mit deren Einfluß auf das ungarische Geistesleben. So werden in wertvollen und sorgfältigen Einzelanalysen die Beziehungen der Philosophen Kant, Hegel und Schopenhauer untersucht, es wird auf Lessings Beziehungen zu dem wirkungsvollsten ungarischen Literaren der Jahrhundertwende, Ferenc Kazinczy, hingewiesen. Der Rolle der Universität Göttingen in der Entwicklung der vergleichenden Sprachwissenschaft in Ungarn wird ein besonderer Aufsatz gewidmet. Die einzelnen Phasen der ungarischen Goethe-Rezeption werden auch eingehend analysiert. Dem Philosophischen und Ideengeschicht-

lichen blieb Béla Pukánszky sein ganzes Leben lang verbunden. Noch als junger Mann übersetzte er Otto Brauns Werk „Einführung in die Geschichtsphilosophie“ für eine bedeutende ungarische Schriftenreihe. Am Vorabend des zweiten Weltkrieges versuchte er den Widerhall der Kantschen Ideenwelt in der Musik Beethovens nachzuweisen.

Das Ungartum hat entschieden mehr gewonnen im Laufe der geistigen Berührungen mit dem Deutschtum, als es umgekehrt der Fall war. Wir kennen aber Fälle und Perioden, wo vom ungarischen geistigen Leben gewisse Anregungen auf das deutsche ausgingen. Béla Pukánszky hielt die Erforschung dieser Anregungen auch für seine vornehmliche Aufgabe. Eine ausführliche Studie widmete er den Eindrücken des ungarischen Vaterlandes in der Dichtung von Nikolaus Lenau. Ein andermal ging er den Spuren nach, die Madáchs Werk, „Die Tragödie des Menschen“ bei einigen österreichischen Dichtern hinterlassen hat. Zweimal versuchte es Béla Pukánszky, einen gedrängten Überblick und eine weiterweisende Zusammenfassung über die geistigen Beziehungen zwischen dem Ungartum und das Deutschtum überhaupt zu geben. Einmal am Anfang der dreißiger Jahre in der Ungarischen Rundschau (Magyar Szemle), einmal gegen Ende des zweiten Weltkrieges mit besonderer Betonung der Gegenseitigkeit dieser Beziehungen und Anregungen. Beim Verlag Franklin sollte noch ein Band mit dem Titel „Magyarok és németek“ (Ungarn und Deutsche) erscheinen, das gesamte diesbezügliche Material sichtigend und zusammenfassend. Zum Verlust der Forschung konnte dieser Plan nicht mehr verwirklicht werden. Die Aufgabe ist bis heute nicht gelöst und steht uns noch bevor.

Für die Geschichte beider Völker ist es von Bedeutung, welche Eindrücke das eine von wichtigen Ereignissen der nationalen Geschichte des anderen gewonnen hat. In diesem Sinne stellte Béla Pukánszky die Einzelheiten des Bildes zusammen, das die deutsche öffentliche Meinung von der schicksalsschweren Schlacht bei Mohács im Jahr 1526 oder – in einem anderen Falle – von dem nationalen Unabhängigkeitskrieg und der Gestalt des Fürsten Ferenc Rákóczi II. für sich geformt hat.

Das Lebenswerk Béla Pukánszkys ist *die Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn*. „Die Arbeit, die Herr v. Pukánszky in gründlichster Weise... überblickend und zusammenschauend geleistet hat, war keine leichte“ lesen wir in den Zeilen, die Professor Jakob Bleyer der deutschen Ausgabe von Pukánszkys Hauptwerk zum Geleit gab. „Sie war es hauptsächlich darum nicht, weil er sich auf wenige Vorarbeiten stützen konnte und außerdem das Arbeitsfeld, das er zu durchforschen hatte, von den Nachbargebieten aus nicht nur nicht erhellt, sondern geradezu verschüttet worden war.“<sup>4</sup>

Béla Pukánszky griff mutig zu und ließ die ungarische Fassung seines großen Werkes bereits 1926, „auf den ersten Anlauf“ erscheinen. Das Buch „A

<sup>4</sup> Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn. Münster i/W, 1931. S. VII.



magyarországi német irodalom története (A legrégebb időktől 1848-ig)“ (Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn (Von der ältesten Zeit bis 1848) behandelt das geistige Leben des Deutschtums in Ungarn sehr ausführlich bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Der Überblick wird von der Zeit der Aufklärung an etwas skizzenhafter. Die beiden letzten Kapitel (Aufklärung und Romantik) sollten später in einem besonderen Band erscheinen. Dieser zweite Band wurde wenigstens in dieser Form nie geschrieben. Die in Münster 1931 erscheinende deutsche Ausgabe behandelt das Material auch nur von der ältesten Zeit bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts. In einem weiteren Kapitel gab Béla Pukánszky für die „Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte“ von Nagl-Zeidler-Castle im 3. Band eine kurze Zusammenfassung über die Zeit von 1867 bis 1918.

Béla Pukánszky ist der erste Forscher großen Formats, der diesen Gegenstand von rein ungarischen Gesichtspunkt aus und mit modernem ungarischen kulturellen Bewußtsein, aber liebe- und verständnisvoll behandelt. „Es ist eine schöne Fügung“ bemerkt dazu Jakob Bleyer, „daß ein Ungar dieses... Buch über die deutschungarische Literatur geschrieben hat. Seine seelische Einstellung ist naturgemäß eine ungarische, aber um so packender ist es, daß ihm bei Betrachtung der entsagungsvollen Sendung des Deutschtums in Ungarn das Herz aufgegangen ist.“<sup>5</sup>

Béla Pukánszky liegt vor allem daran, der Eigenart des Deutschungartums gerecht zu werden. „Diese Eigenart wurzelt“, meint er, „einerseits in dem freien Zusammenhang mit der deutschen Kultur, in dem das Deutschungartum stets die Gewähr für die Bewahrung seines kulturellen Eigenlebens sah, andererseits aber — worauf bisher nur ungenügend Rücksicht genommen wurde — in dem engen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Anschluß an das Ungartum, der auch seine geistige Entwicklung wesentlich mitbestimmte.“<sup>6</sup>

Das deutschungarische Schrifttum ist bis zu den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts zu einem bedeutenden Teil von der ungarischen Staatsidee durchdrungen. So schließen sich die deutschen Schriftsteller den ungarischen Dichtern an; dabei versehen sie ganz spezielle Aufgaben im geistigen Leben von Ungarn. Diese sind die Weitergabe deutscher Geistesströmungen an das Ungartum und die Bekanntmachung ungarischer Schriftwerke im Ausland. Wenn hier Béla Pukánszky so weit geht, daß er behauptet, die Verbreitung der Reformation, des Pietismus, der Aufklärung in Ungarn wäre zum guten Teil mit Namen deutschungarischer Schriftsteller verbunden, so liegt darin offensichtlich eine Überbewertung, die mit der Liebe zum behandelten Gegenstand erklärt werden kann. Man darf nämlich nicht vergessen, daß das ungarische Geistesleben neben der opferfreudigen Vermittlungstätigkeit der Deutschen in Ungarn

<sup>5</sup> Ebenda, S. VIII.

<sup>6</sup> Ebenda, Einführung: S. XI.

auch eigene, selbstständige Organe zur geistigen Orientierung in Frankreich, England, Holland und an den deutschen Universitäten hatte.

Béla Pukánszky's Hauptwerk verdankt methodisch manche Anregungen den Bestrebungen von August Sauer und Josef Nadler. Nur eine Betrachtungsweise, so meint er, die das Zusammenwirken der an Stamm und Landschaft gebundenen seelischen Kräfte als deutendes Prinzip geistiger Geschichte anerkenne, könne dem Schrifttum der Deutschen in Ungarn gerecht werden. „Steife Durchführung ästhetischer Gesichtspunkte würde sein Material auf einige Werke beschränken“, bemerkt auch Pukánszky.<sup>7</sup> Er wertet nicht ästhetische Leistungen, sondern die geistige Kontinuität. Er sucht die schwebenden und schwankenden Bewußtseinsformen zwischen Deutschtum und ungarischer Staatsidee und schätzt vor allem die Funktion der Kulturvermittlung.

Außer seiner großen Zusammenfassung beschäftigte sich Béla Pukánszky in zahlreichen Einzelstudien mit dem geistigen Leben des Deutschtums in Ungarn. Eine besondere Beachtung verdienen seine druckerei- und buchgeschichtlichen Beiträge im Gutenberg-Jahrbuch.

Gegen Ende der dreißiger Jahre setzte er sich mit den Wandlungen und Abwandlungen des deutsch-ungarischen Bewußtseins, mit seiner Annäherung an das staatsbildende Ungartum oder aber mit der endgültigen Absonderung eines kleineren Teiles vom Ungartum auseinander. Die diesbezüglichen Einzelstudien werden dann im Buch „Német polgárság magyar földön“ (Deutsches Bürgertum auf ungarischem Boden) verwertet und einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Das Buch erschien im ersten Kriegsjahr, wurde aber unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges geschrieben. Der Wissenschaftler wird hier von den brennenden Zeitproblemen inspiriert, als er den Lebensweg des deutschen, Bürgertums in Ungarn, den Formenwandel seines Bewußtseins im Schmelztiegel der Geschichte „sine ira et studio“, mit größtmöglicher Objektivität aber auch liebevoll und mit feinem Taktgefühl aufzuzeichnen versucht. Er schreibt in einer Zeit, wo „sehr viel von der Assimilation und Dissimilation geredet wird; erstere wird oft mit Geringschätzung, manchmal sogar mit Verachtung, letztere noch öfter als eine die Einheit der nationalen Gesellschaft bedrohende Gefahr erwähnt.“<sup>8</sup> Die Rassenideologie der deutschen Faschisten rief bei uns das Problem ins Leben. Mit verschiedenen Mitteln möchten gewisse Kreise den Teil des deutschen Bürgertums in Ungarn dem Staatsvolke abspenstig machen, der einmal im Laufe der geschichtlichen Entwicklung sein deutsches Bewußtsein verloren und sich vollständig dem Ungartum angepaßt hatte.

<sup>7</sup> Ebenda, Einführung: S. XVI–XVII.

<sup>8</sup> Német polgárság magyar földön (Deutsches Bürgertum auf ungarischem Boden) 1940. S. 211.

Der beste ungarische Sachverständige dieses Problems hielt jetzt die Zeit für gekommen, seine in einzelnen Aufsätzen verstreuten Ergebnisse im Zeichen „der wahrheitssuchenden Wissenschaft und der zwischen den Völkern verständnissuchenden, und – schaffenden praktischen Arbeit“<sup>9</sup> in gemeinverständlicher Form zusammenzufassen. In der Beurteilung der Lage und des geschichtlichen Weges vom deutschen Bürgertum in Ungarn geht er natürlich von den ungarischen Verhältnissen aus und versucht die Entwicklung dieser wichtigen Gesellschaftsschicht auf Grund der ungarischen Geschichte darzustellen. Das Wichtigste ist dabei die Beweisführung, daß das deutsche Bürgertum in Ungarn um die Mitte des 19. Jahrhunderts gerade durch seine fortschrittlichen Ideale so nahe an das Ungartum herangeführt wurde, daß es in dieser geschichtlichen Situation sein deutsches Bewußtsein verlor und sich ein ungarisches Bewußtsein angeeignet hatte. „Das sich dem Ungartum völlig anpassende deutsche Bürgertum wählte den Fortschritt, den Aufstieg, das Vorwärtkommen, als es sich die Ideale der ungarischen nationalen Bewegung zu eigen machte...“<sup>10</sup> Die Anpassung an das Ungartum vollzog sich nämlich zu einem Zeitpunkt, besser gesagt in einer Epoche (um die Mitte des 19. Jahrhunderts), als „der Fortschritt, die Bildung, die Freiheit... mit dem Ungartum gleichbedeutend waren, während Rückständigkeit und Konservatismus die Merkmale der österreichischen Reaktion, ja des deutschen Wesens waren.“<sup>11</sup>

Pukánszky schildert in seinem Buch auch den Weg von jenem Teil des deutschen Bürgertums in Ungarn, der – seine deutschen Traditionen treu bewahrend – zu einem Vorkämpfer des deutschen Volksbewußtseins wurde. Zur Zeit seines Erscheinens verlieh doch die oben erörterte klare Fragestellung dem Buch eine große politische Bedeutung. Die einsetzende Dissimilation schwächte das Ungartum. Die neuen deutschen Chauvinisten erblickten in dem damals im Wesentlichen abgeschlossenen Assimilationsvorgang von einem beträchtlichen Teile des deutschen Bürgertums in Ungarn einen Abstieg. Es war also politisch wichtig und höchst zeitgemäß, den geschichtlichen Weg dieses sehr wertvollen Gesellschaftselementes der Wahrheit getreu darzustellen. Es war eine politische Tat von nicht geringer Bedeutung, einmal klar darzulegen, daß die Assimilation ein „Zustand“ und kein „Wert“ sei und daß es niemandem zustehe, zwischen assimilierten Ungarn und anderen Ungarn einen Wertunterschied zu konstruieren.<sup>12</sup>

Das Problem, das 1939 brennend erschien, ist für uns im Weltsystem des Sozialismus nicht mehr wichtig und nicht mehr gefährlich. Das soll aber die Verdienste des Buches keineswegs schmälern. Auch heute ist es – in ganz

<sup>9</sup> Ebenda: S. 217.

<sup>10</sup> Ebenda: S. 63.

<sup>11</sup> Ebenda: S. 64.

<sup>12</sup> Ebenda: S. 211 – 212.

anderen Zusammenhängen – ein wertvoller Beitrag zur ungarischen Gesellschaftsgeschichte.

Die geschichtliche Notwendigkeit inspirierte auch das andere Buch von Pukánszky, das 1943 mit dem Titel „Erdélyi százok és magyarok“ (Siebenbürger Sachsen und Ungarn) erschien. In den Kriegsjahren gehörte ein Teil der Siebenbürger Sachsen vorübergehend wieder zu Ungarn. Aber abgesehen davon bestand hier eine Lücke; denn seit 1913 erschien kein ungarisches Buch über den so interessanten Gegenstand. Die Siebenbürger Sachsen nahmen im Laufe der ungarischen Geschichte eine Sonderstellung im Vergleich mit anderen deutschen Sprachinseln ein. Das Buch versucht nun diese Sonderstellung zu erklären mit der Herausstellung des Siebenbürgischen Staatsbewußtseins der Sachsen. Die sehr gut und klar geschriebene Zusammenfassung war dem breiten Leserpublikum gewidmet und würde heute methodisch als ein gutes Beispiel für die Verbreitung populärwissenschaftlicher Kenntnisse gelten. Man lernt hier den Schriftsteller Pukánszky kennen, der unmittelbare Erlebnisse und novellistische Details in die geschichtliche Darstellung sehr geschickt einzuflechten versteht. Was die schriftstellerischen Qualitäten anbelangt, so ist es das schönste Buch von Pukánszky.

Das dritte große Gebiet der wissenschaftlichen Tätigkeit Béla Pukánszkys war die eigentliche *deutsche Literaturgeschichte*. Hierin übernimmt er in erster Linie die Rolle des Vermittlers, aber auf einem sehr hohen Niveau. Wir denken dabei an seine deutsche Literaturfibel, an seine wertvollen Zusammenfassungen über die deutsche Lyrik und den deutschen Roman von damals, an die Einleitungen zu ungarischen Übersetzungen von E. T. A. Hoffmann und G. Keller. Eine besondere Beachtung verdienen seine Aufsätze über Keyserling, Werfel und vor allem die feinsinnige Analyse über „Hofmannsthal und der griechische Geist.“

1936 gab er im Franklin-Verlag einen stattlichen Band heraus mit dem Titel: „A mai osztrák irodalom“ (Die heutige österreichische Literatur). Hinter dem Buch spüren wir bereits die noch nicht ganz klaren politischen Zielsetzungen des faschistischen Deutschlands und die Spannungen der österreichischen Innenpolitik. Es ist ein politisches Buch im wahrsten Sinne des Wortes. Der Verfasser unternimmt es, den Begriff einer selbständigen österreichischen Literatur zu einem Zeitpunkt zu bestimmen, wo „...die Intransigenz des Dritten Reiches in der österreichischen Frage, die zwar jüngst nachließ [es war nur eine vorübergehende Tarnung der wahren Absichten Hitlers, wie es sich bald herausstellte], die innenpolitischen Spannungen der österreichischen Gesellschaft selbst und im allgemeinen der europäischen Streit um die österreichische Unabhängigkeit in uns eine ganze Reihe von hemmenden Vorstellungen wachruft und unsere an die Herausbildung von klaren Begriffen hinzielende Arbeit erschwert.“<sup>13</sup>

<sup>13</sup> A mai osztrák irodalom (Die österreichische Literatur von heute) 1936. S. 5.



Béla Pukánszkys ganze Betrachtungsweise läßt uns keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß er sich im Interesse Ungarns ein selbständiges Österreich wünscht. Eben darum ist er bestrebt, die eigenen Züge der damaligen österreichischen Literatur herauszuarbeiten, diejenigen also, die sie von dem literarischen Leben im Reich unterscheiden. Er macht kein Hehl aus seinem Widerwillen den nationalsozialistischen Ideen gegenüber, auch wenn er es nur in nebensächlichen Bemerkungen zum Ausdruck bringen kann. (Wir denken zum Beispiel an die Bemerkung auf Seite 178.: „Die wenigen, ziemlich unbedeutenden österreichischen Vertreter der nationalsozialistischen Literaturbewegung stehen natürlich außerhalb des literarischen Lebens des heutigen Österreichs.“)

Die charakteristischen literarischen Äußerungen des österreichischen Gemeinschaftsbewußtseins in den letzten fünfzig Jahren überblickend, stellt er fest, daß es, den veränderten Verhältnissen entsprechend umgestaltet, „auch in der heutigen österreichischen Literatur weiterlebt und das Deutschtum des heutigen Österreichs langsam zu einer lebensfähigen Einheit zusammenschmiedet. Die junge Dichtergeneration hat eine gewaltige Aufgabe: sie soll dem sich erneuernden alten Gedanken der österreichischen Gemeinschaft nicht nur im Lande selbst, sondern – im Angesicht der ständigen Veränderung der Kräfteverhältnisse – auch vor der europäischen Öffentlichkeit Geltung verschaffen. . .“<sup>14</sup>

Béla Pukánszky war in der ganzen deutschen Literatur ungeheuer belesen. Die ungarische Öffentlichkeit verdankt ihm viele Anregungen durch seine Bücher, Aufsätze und Vorträge, was die Kenntnis des deutschen Geisteslebens anbetrifft. Auch heute müssen wir feststellen, daß wir seit seiner kleinen Fibel (1930) kein einziges zusammenfassendes Werk über die deutsche Literatur in ungarischer Sprache besitzen. Ein Mangel, dem schnellstens abgeholfen werden sollte. (Über die französische Literatur haben wir seit 1963 einen sehr brauchbaren zweibändigen Überblick!) Wir sind auch weit davon entfernt, zum Beispiel heute über die Gegenwartsliteratur in Österreich ein so reiches, übersichtliches, das Politische und Ästhetische gleichermaßen wertendes Bild zu geben, wie es Béla Pukánszky doch vor dreißig Jahren gekonnt hat. Die feinen Analysen seines Österreich-Buches über Rilke, Schnitzler, Trakl oder auch über Musil lesen wir trotz der Enge des gebotenen Raumes immer noch mit Nutzen.

In den Kriegsjahren wandte Béla Pukánszky viel Zeit und Sorgfalt an eine neue ungarische Übersetzung von Nietzsches Hauptwerk: „Also sprach Zarathustra.“ Die außerordentlich schwere Aufgabe reizte ihn besonders als Künstler. Die Übersetzung liegt heute ungedruckt vor.

*Die Musik* war neben der Literatur die andere große Leidenschaft Béla Pukánszkys. Die musikalische Neigung lag in der Familie: seine Mutter, die

<sup>14</sup> Ebenda: S. 181.

früh verstorbene Mária Günther, spielte sehr schön Klavier. Er selbst sang im Kinderchor des Waisenhauses oft in den Kantaten von Bach. Später lernte er in Preßburg Violine, und diese Studien setzte er dann in Budapest als ein Schüler von Josef Waldbauer fort. Für die Musik hatte er neben seiner vielseitigen Tätigkeit als Forscher und Lehrer immer Zeit. Als leidenschaftlicher Opernbesucher begeisterte er sich besonders für R. Wagners Musikdramen. In den Konzertsälen hörte er am liebsten Mozart und Beethoven.

Die moderne ungarische Musik fand in ihm einen leidenschaftlichen Propagandisten. Seine Beziehungen zu Béla Bartók gehen noch in die Preßburger Zeit zurück. In vielen Vorträgen würdigte er dessen Kunst. Er regte auch an, Béla Bartók zum Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften zu berufen. Auf Vorschlag Pukánszkys bekamen Béla Bartók und Zoltán Kodály 1940 den sogenannten Weiss Fülöp-Preis für die „Cantata Profana“ bzw. für das „Tedeum von Budavár.“ Zoltán Kodály kannte Pukánszky noch vom Kollegium Eötvös her. Auch der Kodályschen Kunst widmete er Aufsätze und Vorträge. Die Musikästhetik gehört auch zu dem Wirkungskreis von Pukánszky. Man denke nur an seine Vorträge über Mozart und R. Wagner. Das Beste auf diesem Gebiet gab er wohl mit seinem Aufsatz über Beethoven und Kant, wobei er mit außerordentlich musikalischem Einfühlungsvermögen und mit soliden philosophischen Kenntnissen ans Werk ging.

Béla Pukánszky war bis in seine letzten Jahre hinein nicht nur Musikwissenschaftler und nicht nur schwungvoller Fürsprecher der Klassiker, sondern auch ein hochgeschätzter Musikant. Bereits als Student spielte er in mehreren Kammer-Ensembles, so mit Jenő Koltai-Kastner und mit Nándor Ember, der später im Ausland so große Erfolge hatte. Pukánszky spielte auch später, in Debrecen in bedeutenden Trios und Quartetts mit namhaften Künstlern zusammen.

Am meisten liebte er aber *die pädagogische Tätigkeit* in engerem und weiterem Sinne. Seine Vorlesungen zeichneten sich durch gründliche Vorbereitung, genaue, in die Einzelheiten gehende Ausarbeitung, gedankliche Sauberkeit und Klarheit und einen künstlerischen Sinn für Maß und Proportion aus. Er war ein aufgeklärter Mensch, der für die bürgerlichen Humanitätsideale im Sinne Goethes und Thomas Manns kämpfte und seine Mitmenschen über gewisse Grundprobleme aufklären wollte. Er hatte aber die Fähigkeit, nicht nur an die Vernunft, sondern auch an das Gefühl und an den Schönheitssinn zu appellieren. Für mich, der ihm kein Schüler mehr, nur ein Mitarbeiter sein durfte, bedeuteten die Faust – Interpretationen ein großes Erlebnis.

Béla Pukánszky war kein hochmütiger Gelehrter. Er war ein Mensch, der unter Menschen wirken und schaffen wollte. Nie betrachtete er seinen Universitätskathedr für sein einziges Forum. Wir wissen von mindestens hundert Vorträgen von ihm, die er in Ungarn und außerhalb Ungarns, im Rundfunk, in der Hauptstadt oder in Kleinstädten, nach der Befreiung auch in Betrieben

über ungarische Kultur und deutsche Literatur, vor allem in der letzten Zeit über die Großen der Musikliteratur oder über einzelne musikalische Werke hielt. 1923 sprach er in Deutschland über Petőfi anlässlich der Hundertjahrfeier. Den größten Erfolg erzielte er 1942 mit einer Mozart – Gedenkrede vor der Festvorstellung der „Zauberflöte“ in dem ungarischen Opernhaus.

Nach der Befreiung, als Publikationen einige Schwierigkeiten bereiteten, war der öffentliche Vortrag das Mittel, wodurch Pukánszky, der Pädagoge, außerhalb der Universität wirksam werden konnte. Er sprach in der Waggonfabrik über Beethoven, in der jüdischen Neologen – Gemeinde über die Joseph – Tetralogie Thomas Manns, in der Gewerkschaft der Pädagogen der Stadt über die literarische Opposition gegen Hitler – Deutschland, vor Deutschlehrern über eine neue Einschätzung unseres Verhältnisses zu Deutschland und zu der deutschen Kultur. Was er 1937 und 1938 nur vorsichtig ausgesprochen hatte, kam jetzt naturgemäß verstärkt zum Ausdruck: seine Ablehnung der faschistischen Ideologie.

Die bürgerlich-revolutionären Humanitätsideale der deutschen Klassik, deren geistige Position Béla Pukánszky zur Zeit des Faschismus bezogen hat, hätten ihn auf diesem Wege immer näher an die siegreiche Ideologie der Arbeiterklasse herangeführt. Seine Liebe zur praktischen Tätigkeit und sein leidenschaftlicher Drang zum Wirkenwollen hätten ihm dabei geholfen. Um so bedauerlicher ist es, daß es ihm nicht mehr beschieden war. Er hätte uns noch in manchem helfen können.

Das Andenken des Menschen, des Wissenschaftlers, des Lehrers und des Künstlers wollen wir bewahren.

1918

Herder hazánkban. (Herder in Ungarn.) I. Herder és a népies irány. (Herder und die volkstümliche Richtung.) NPhD. XXIII. 1918. 119 S.

1919

Várady Imre: Gellert hazánkban. (Gellert in Ungarn.) EPhK. Jg. 33 (1919) S. 144–146.

1921

Herder intelme a magyarsághoz. (Herders Mahnung an das Ungartum.) EPhK. Jg. 35. (1921) S. 35–39., 83–90.

1922

Schopenhauer és a század végi magyar líra. (Schopenhauer und die ungarische Lyrik am Jahrhundertende.) Minerva Jg. 1. (1922) S. 241–251.

A magyar Hegel-vita. (Der ungarische Streit um Hegel.) Minerva Jg. 1. (1922) S. 316–341.

1923

A céhek és középkori városaink szellemi élete. (Die Zünfte und das geistige Leben unserer Städte im Mittelalter.) Kereskedelmi Szakoktatás (Fachunterricht in den Handelsschulen) Jg. 31. (1923/24) S. 276–281.

Josef Nadler: Die Berliner Romantik. EPhK. Jg. 37. (1923) S. 101–106.

Karl Schönemann: Die Deutschen in Ungarn bis zum XII. Jahrhundert. Száz. Jg. 57. (1923) S. 332–335.

Friedrich Gundolf: Heinrich von Kleist. EPhK. Jg. 37. (1923) S. 229–232.

1924

Az ágostai hitvallás megszilárdulása az erdélyi századok között. (Die Befestigung der Augsburger Konfession unter den Siebenbürger Sachsen.) Prot. Sz. Jg. 36. (1924) S. 554–558.

Kant első magyar követői és ellenfelei. (Die ersten ungarischen Kantianer und Kant-Gegner.) Prot. Sz. Jg. 36. (1924) S. 294–303.

Zlinszky Aladár: Klasszicizmus és romantizmus. Prot. Sz. Jg. 36. (1924) S. 241–243.

Adolf Schullerus: Luthers Sprache in Siebenbürgen. EPhK. Jg. 38. (1924) S. 68.

Koszó János: Fessler Ignác Aurél a regény- és történetíró. (Ignaz Aurel Fessler, der Romancier und der Historiker.) EPhK. Jg. 38. (1924) S. 55–57.

1925

A magyarországi protestáns exuláns irodalom a XVII. században. (Die ungarländische protestantische Exulantenliteratur im XVII. Jahrhundert.) Prot. Sz. Jg. 37. (1925) S. 144–154. Emlékezés Heinrich Gusztávra. (Erinnerung an Gusztáv Heinrich.) Nemzeti Újság (National-Zeitung) 4. Nov. 1925.

J. Loisch: Rudolf Weber, ein Zipser Volksdichter. Prot. Sz. Jg. 37. (1925) S. 641.

Ein Tagebuch aus der Türkenzeit. Ung. Jb. Jg. 5. (1925) S. 443–444.

Auer János Ferdinánd naplója 1664-ből. (Das Tagebuch von Johann Ferdinand Auer aus dem Jahre 1664.) EPhK. Jg. 39. (1925) S. 134–135.

1926

A magyarországi német irodalom története (a legrégebb időktől 1848-ig). (Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn von der ältesten Zeit bis 1848.) NPhD. XXXI. 1926. 607 S. Mohács és az egykorú német közvélemény. (Mohács und die zeitgenössische öffentliche Meinung in Deutschland.) Mohácsi Emlékkönyv (Mohács-Gedenkbuch) 1929. S. 277–294.

- Zolnai Béla*: Magyar janzenisták. (Ungarische Jansenisten.) Prot. Sz. Jg. 38. (1926) S. 387 – 388.
- Isoz Kálmán*: Buda és Pest zenei művelődése. (Das musikalische Leben in Buda und Pest.) Prot. Sz. Jg. 38. (1926) S. 456–457.
- J. Habermann*: Natur- und Lebensbilder aus der Zips. Prot. Sz. Jg. 38. (1926) S. 450.
- Könyvek a mai német irodalomról. (Bücher über die deutsche Literatur unserer Tage.) EPhK. Jg. 40. (1926) S. 130–133.

1927

- Keyserling. Széphalom Jg. 1. (1927) S. 191–194.
- Werfel. Széphalom Jg. 1. (1927) S. 296–299.
- Sebastian Tinódi und der deutsche Zeitungsgesang. Aus den Forschungsarbeiten der Mitglieder des Ungarischen Instituts und des Collegium Hungaricum in Berlin. Dem Andenken Robert Graggers gewidmet. Berlin 1927. S. 115–121.
- Die Druckerei Brewer in Leutschau. Gutenberg – Jahrbuch, Mainz, 1927. S. 91–95.
- Loisch János*: Szepességi emlékkönyv. (Zipser Gedenkbuch) Prot. Sz. Jg. 39. (1927) S. 460–461.

1928

- Az új erdélyi százsz történetírás. (Die neue siebenbürgisch-sächsische Geschichtsschreibung). Magy. Sz. III. (1928) S. 150–154.
- Josef Nadlers Literaturgeschichte und das Karpathendeutschtum. Ung. Jb. Jg. 8. (1928) S. 385–394.
- A százéves magyar irodalomtudomány. (Hundert Jahre ungarischer Literaturwissenschaft. Széphalom. Jg. 2. (1928) Szeged. S. 81–93.
- Horváth János*: A magyar irodalmi népiesség Faluditól Petőfiig. (Die volkstümliche Richtung in der ungarischen Literatur von Faludi bis Petőfi). Minerva Jg. 7. (1928) S. 414–422.
- A protestantizmus Magyarországon. (Der Protestantismus in Ungarn). Prot. Sz. Jg. 40. (1928) S. 197–201.
- Élő könyvek, (Lebende Bücher) Magy. Sz. B. 4. (1928) S. 374–377.

1929

- Lessing magyar theológiai ellenfele. (Ein ungarischer theologischer Gegner Lessings.) Prot. Sz. Jg. 41. (1929) S. 664–674.
- Die Anfänge der deutschen Kalenderliteratur in Ungarn. DUHBl. Jg. 1. (1929) S. 16–20.
- Lessing und Franz von Kazinczy. DUHBl. Jg. 1. (1929) S. 71–79.
- Wagner a magyar lírában. (Wagner in der ungarischen Lyrik.) Muzsika (Musik) Jg. 1. (1929) S. 30–33.

1930

- A német irodalom kis tükre. (Deutsche Literaturfibel.) A Magyar Szemle Kincsestára (Schatzkammer der Ungarischen Rundschau), B. 35. 1930. 80 S.
- A mai német líra. (Die deutsche Lyrik von heute). Magy. Sz. X. (1930) S. 369–374.
- Magyar és német szellemi kapcsolatok. (Ungarische und deutsche geistige Beziehungen.) Magy. Sz. IX. (1930) S. 236–243.
- E. Th. A. Hoffmann. Bevezetés a Brambilla hercegnő és a Diótörő és egerkirályhoz. (E. Th. A. Hoffmann. Einführung zu der ungarischen Ausgabe der Prinzessin Brambilla und Nußknacker und Mausekönig). Élő könyvek 2. Külföldi Klasszikusok 18. o. J. (1930) XVI. 236(1) S.
- Ein deutsch-ungarischer Gegner Lessings. DUHBl. Jg. 2. (1930) S. 13–23., 100–108.
- Farkas Gyula*: A magyar romantika. (Die ungarische Romantik.) Minerva Jg. 9. (1930) S. 321–337.
- Vass Klára*: Buda német utcanevei. (Die deutschen Straßennamen von Buda.) DUHBl. Jg. 2. (1930) S. 160–161.
- Pálos Bernardin*: Irodalmunk ismertetése a XIX. század eleji német folyóiratokban. (Die deutschen Zeitschriften am Anfang des XIX. Jahrhunderts und die ungarische Literatur. DUHBl. Jg. 2. (1930) S. 159–160.
- Julius Kornis*: Ungarische Kulturideale. DUHBl. Jg. 2. (1930) S. 255–257.

*Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn. Erster Band. Von der ältesten Zeit bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts.* In der Schriftenreihe: Deutschtum und Ausland. Studien zum Auslandsdeutschtum und zur Auslandskultur. Herausgegeben von Georg Schreiber. Heft 34/36. Münster i/W. 1931. 490 S.

„Deutschungar“. DUHBL. Jg. 3. (1931) S. 81–91.

Ungarische Goethegegner und -kritiker 1830–1849. Ung. Jb. Jg. 11. (1931) S. 353–376.

Nachdrucke deutscher Erbauungsschriften aus ungarländischen Offizinen des 17. Jahrhunderts. Gutenberg-Jahrbuch Mainz, 1931. S. 244–251.

*Farkas Gyula*: A magyar romantika. (Die ungarische Romantik.) Magyar Nyelv (Ungarische Sprache) Jg. 31. (1931). S. 203.

Aus Vergangenheit und Gegenwart des deutschungarischen Volkes. Ethnographia-Népélet. Jg. 42 (1931) S. 155–156.

*Karl Kurt Klein*: Rumänisch–deutsche Literaturbeziehungen. DUHBL. Jg. 3. (1931) S. 69–71.  
*Szép Ernő*: Magyar drámák a bécsi színpadon. (Ungarische Dramen auf Wiener Bühnen.) DUHBL. Jg. 3. (1931) S. 164–165.

*Herbert Schönebaum*: Comenius bei den Rákóczi. DUHBL. Jg. 3. (1931) S. 348–349.

*O. Netoliczka*: Beiträge zur Geschichte des Johannes Honterus und seiner Schriften. Száz. Jg. 65. (1931) S. 421–422.

A nemzetközi irodalomtörténeti kongresszus. (Der internationale Kongress für Literaturgeschichte.) Athenaeum Jg. 17. (1931) S. 202–203.

A mai német regény. (Der deutsche Roman von heute.) Magy. Sz. XIV. (1932) S. 22–29.

Hegel és magyar közönsége. (Hegel und sein ungarisches Lesepublikum.) Minerva Jg. 11. (1932) S. 3–21.

Balthasar Elischer und seine Goethesammlung. DUHBL. Jg. 4. (1932)

Die Aufzeichnungen des Ödenburger Bürgers K. Schuster. DUHBL. Jg. 4. (1932) S. 345–347.  
Hohenlohe Mária hercegnő levele gróf Zichy Gézához. (Ein Brief der Herzogin Mária Hohenlohe an den Grafen Géza Zichy.) Ak. Ért. Jg. 42. (1932) S. 287–292.

*Hofstaetter–Peters*: Sachwörterbuch der Deutschkunde. DUHBL. Jg. 4. (1932) S. 83–84.

*H. Hajdú*: Lesen und Schreiben im Spätmittelalter. DUHBL. Jg. 4. (1932) S. 87–88.

*Monsberger Ulrik*: A hazai német naptárirodalom története 1821-ig. (Geschichte der deutschen Kalenderliteratur in Ungarn bis 1821). DUHBL. Jg. 4. (1932) S. 361–362.

*Ernyey K.–E. Schwartz*: Ladislaus Pyrker. DUHBL. Jg. 4. (1932) S. 274–275.

*Ernyey–Kurzeil*: A felsőmagyarországi bányavárosok német népi színjátékai. (Deutsche Volksschauspiele aus den Bergstädten in Oberungarn.) Száz. Jg. 66. (1932) S. 453–454.

*Jóó Tibor*: Kerkápoly Károly történetfilozófiája. (Die Geschichtsphilosophie Károly Kerkápolys). Száz. Jg. 6.6 (1932) S. 471.

Geschichte der deutschen Literatur in Ungarn 1867–1918. Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Herausgegeben von J. W. Nagl–J. Zeidler und E. Castle. Band 3. Wien und Leipzig 1933. S. 1421–1453.

Deutsches und ungarisches Schrifttum im Vormärz. DUHBL. Jg. 5. (1933) S. 33–54.

Zur deutschen Bildung der ungarischen adligen Frauen. DUHBL. Jg. 5. (1933) S. 110.

Graf Stephan Széchenyi im deutsch-ungarischen Schrifttum. DUHBL. Jg. 5. (1933) S. 255–265.  
Patrióta és hazafi. Fejezet a magyarországi német irodalom történetéből. (Ein Kapitel aus der Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn.) Bp. Sz. Nr. 668–669. (1933) S. 34–53, 173–188.

Pulszky Ferencné Walter Teréz útja a németsegtől a magyarsághoz. (Der Weg von Frau Pulszky geb. Therese Walter vom Deutschtum zum Ungartum.) EPhK. Jg. 57 (1933) S. 197–203.

Wagner Richard. Halálának félszázados évfordulójára. (Richard Wagner zum fünfzigsten Todesjahr.) Eötvös füzetek. Kiadja az Eötvös-Kollégium volt Tagjainak Szövetsége. Bpest–Pécs. 1933.

*J. Gréb*: Zipser Volkskunde. Száz. Jg. 67. (1933) S. 227–229.

*Fr. Teutsch*: Bilder aus der Kulturgeschichte der Siebenbürger Sachsen. Száz. Jg. 67 (1933) S. 98–99.

- Wandlungen und Abwandlungen des deutsch-ungarischen Bewußtseins. Ung. Jb. Jg. 14. (1934) S. 144–164.  
 Jakob Bleyer. Deutsche Hefte für Volksforschung. Breslau. Jg. 4. (1934) Heft. 1. S. 78–80.  
 Jakob Bleyer und die ungarische Literaturwissenschaft. DUHBL. Jg. 6. (1934)

- Lenau és a magyar föld. (Lenau und Ungarn) Berzeviczy-emlékkönyv (Festschrift Berzeviczy) (1934.) S. 200–211.  
*Ch. Oesers*: Tobias Gottfried Schröers Lebenserinnerungen. Deutsche Literaturzeitung. (1934) H. 14. S. 693–698.

- II. Rákóczi Ferenc alakja a német sajtóban. (Franz Rákóczi II. in der deutschen Presse.) Rákóczi-emlékkönyv. (Gedenkbuch-Rákóczi) (1935) S. 151–168.  
 Ungarische Frakturdrucke im 16. Jahrhundert. Gutenberg-Jahrbuch Mainz. (1935) S. 164–171.

- A mai osztrák irodalom. (Die österreichische Literatur von heute). Kultúra és tudomány (In der Reihe: Kultur und Wissenschaft) o. J. (1936) 187 S.  
 Budenz József. Göttinga és a magyar nyelvhasználat. (József Budenz. Göttingen und die vergleichende Sprachwissenschaft in Ungarn). Nyelvtudományi Közlemények (Sprachwissenschaftliche Mitteilungen) Jg. 50. (1936) S. 361–374.  
 Nagynémet eszmék irodalmi viszhangja. (Der literarische Widerhall großdeutscher Ideen). Bp. Sz. Nr. 702 (1936) S. 180–208.  
 A szászok és az erdélyi gondolat. (Die Sachsen und die transsylvanische Idee). A történeti Erdély (Im Sammelwerk: Das geschichtliche Siebenbürgen) (1936) S. 457–482.  
 Deák Ferenc kiadatlan levelei. (Unveröffentlichte Briefe Ferenc Deáks.) Itk. Jg. 46. (1936) S. 305.  
 A weimari Goethe-ünnep (Das Goethe-Fest in Weimar.) Bp. Sz. Nr. 698. (1936) S. 100–207.  
*Klempa Károly*: A spanyol és a német dráma szellemtörténeti kapcsolatai. (Die geistesgeschichtlichen Beziehungen des spanischen und des deutschen Dramas) ItK. Jg. 46. S. 476–477.

- Az Ember Tragédiája és az osztrák irodalom. (Die Tragödie des Menschen von Madách und die österreichische Literatur.) Bp. Sz. Nr. 713. (1937) S. 34–49.

- A német népi öntudat hazai formái. (Wandlungen und Abwandlungen des deutschen Volksbewußtseins in Ungarn. (Bp. Sz. Nr. 730 (1938) S. 257–272.  
 Hugo von Hofmannsthal és a görög szellem. (Hugo von Hofmannsthal und der griechische Geist). A Klasszikus Műveltség Barátai Egyesületének Közleményei. (Mitteilungen des Vereines der Freunde der antiken Bildung.) 1938. 11 S.  
 A német dráma a Nemzeti Színházban. (Das deutsche Drama im Ungarischen Nationaltheater.) A Nemzeti Színház Emlékalbuma. (Gedenkbuch des Nationaltheaters.) 1938. S. 113–125.  
 Comment s'accomplit l'assimilation des Allemands de Hongrie. Nouvelle Revue de Hongrie. Tome LVIII. (1938) p. 119–127.  
 Le sentiment ethnique chez les Allemands de la Hongrie. Nouvelle Revue de Hongrie. Tome LIX. (1938) p. 519–528.  
 Pozsony. Nouvelle Revue de Hongrie. Tome LIX. (1938) p. 446–452.  
*Walther Linden*: Geschichte der deutschen Literatur. EPhK. Jg. 62. (1938) S. 134–142.

- Beethoven és Kant. (Beethoven und Kant.) Athenaeum. Jg. 25. (1939) S. 151–165.  
 Deutsche Offizinen im Dienste des ungarischen Buches. Gutenberg-Jahrbuch. Mainz, 1939. S. 217–225.



Magyar – német szellem a Szepességén. (Deutschungarische Geistesart in der Zips.) EPhK Jg. 63. (1939) S. 25 – 38.  
Pozsony szellemi képe. (Das geistige Bild von Preßburg.) Apollo (1939)  
Souvenir de Pilismarót. Tükör. (Spiegel) (1939).

1940

Német polgárság magyar földön. (Deutsches Bürgertum auf ungarischem Boden). Magyarságismeret IV. (In der Schriftenreihe „Ungarnkunde“.) B. 4. (1940) 217 (2) S.  
Jelentés a Weiss Fülöp-jutalomról. (Bericht über den Weiss Fülöp-Preis.) Ak. Ért. Jg. 50. (1940) S. 105.  
Der Weg zur neuen ungarischen Musik. Ungarn. Jg. 1. (1940) S. 38 – 48.  
Deutsches Schrifttum in Ungarn. Im Band: Ungarn. Das Antlitz einer Nation. (1940) S. 792 – 804.

1941

Gottfried Keller. Bevezetés a Seldwylai emberekhez. (G. Keller. Einführung zu der ungarischen Ausgabe der Leute von Seldwyla.) o. J. (1941)  
Die Aufnahme deutscher Denker in Ungarn von Kant bis Nietzsche. Ungarn. Jg. 2. (1941) S. 193 – 207.  
Magyar – szász művelődési kapcsolatok. (Kulturelle Beziehungen zwischen Ungarn und Siebenbürger Sachsen.) Erdélyi Helikon (Helicon von Siebenbürgen.) Jg. 14. (1941) S. 363 – 372.

1942

A hatvanéves Kodály Zoltán. (Der sechzigjährige Zoltán Kodály.) Magyarságtudomány (Ungarnkunde). Jg. 1. (1942) S. 453 – 459.  
Mozart. A Magyar – Német Társaság Kiadványai. (Veröffentlichungen der Ungarisch – Deutschen Gesellschaft) Nr. 11. 1942 12 S.  
Deutsch – ungarische Spannungen und Begegnungen. Ungarn. Jg. 3. (1942) S. 449 – 460.  
Ungarisches Geistesleben. Volk und Reich. Berlin, 1942.

1943

Erdélyi százok és magyarok. (Siebenbürger Sachsen und Ungarn.) 1943. 196(1) S.  
Szászok a magyarság és a románság között. (Sachsen zwischen dem Ungartum und den Rumänen. Hítel. Kolozsvár, Jg. 8. (1943) Juniheft.  
Goethekultus in Ungarn und die Goethesammlung in Budapest. Im Band: Deutsch – ungarische Begegnungen. 1943. S. 118 – 125.  
Das deutsche Drama im ungarischen Nationaltheater. Im Band: Deutsch – ungarische Begegnungen. (1943) S. 183 – 193.

1944

Ungarn und die Deutschen. Im Sammelwerk Ungarn und die Nachbarvölker. (1944) S. 36 – 60.  
Das ungarische Europabild zwischen zwei Weltkriegen. (Aus einem Vortrag an der Sommeruniversität in Debrecen, 1943.) Ungarn. Jg. 5. (1944) S. 193 – 200.

1956

Emlékek Bartók Béláról. („Erinnerung an Béla Bartók.“) Alföld. Jg. 7. (1956) Heft 2. S. 40 – 42

## SONSTIGE WISSENSCHAFTLICHE LEISTUNGEN

### Übersetzung

Otto Braun: Einführung in die Geschichtsphilosophie. Bevezetés a történetfilozófiába. Fordította P. B. Filozófiai Könyvtár. (Philosophische Bibliothek.) Nr. 2. 1922. 136 S.

### *Textausgabe*

Chronicon, quod conservatur in Monte S. Georgii (Szepesszombat, Georgenberg, Spiska-Sobota.)  
Praefatus est, textum recensuit, annotationibus instruxit Béla Pukánszky. Scriptores  
Rerum Hungaricarum, Volumen II. (1938) p. 273–288.

Német Közgazdasági Olvasókönyv. Szemelvények német közgazdasági írók műveiből. (Deut-  
sches Lesebuch für Volkswirtschaft. Auswahl aus den Werken deutscher Volkswirtschaftler.)  
Főiskolai és szemináriumi használatra. Összeállította – Pécs, 1925. 144 S.

### *Redaktion*

A Budapesti Királyi Magyar Pázmány Péter Tudományegyetem német intézetének évkönyve.  
I. rész. Irodalomtudományi Évkönyv. Szerkesztette P. B. (Das Jahrbuch des Deutschen  
Instituts an der Universität, Budapest. 1. Teil: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch.  
Redaktion: Béla Pukánszky.)

Ungarn. Monatsschrift für deutsch–ungarischen Kulturaustausch der Ungarisch–Deutschen  
Gesellschaft in Budapest (1940–1944).

Deutsch–ungarische Begegnungen. Herausgegeben von B. P. Budapest–Leipzig–Milano,  
1943. 222 S.

### *Mitarbeit*

Alle Stichworte der deutschen Literatur im Lexikon der Zeitschrift „Új Idők“.

Zahlreiche Artikel im „Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums“. Herausgegeben  
von Otto Scheel und Carl Petersen. Breslau 1932.

Mehrere Artikel im „Verfasserlexikon des deutschen Mittelalters“ von W. Stammler (1931–  
1938).

Das Stichwort „Ungarländische deutsche Literatur“ im „Reallexikon der deutschen Literatur-  
geschichte“. B. 3. von Merker-Stammler.

Zahlreiche Artikel im „Pester Lloyd“.

\*

### VERZEICHNIS DER ABKÜRZUNGEN

- Ak. Ért. = Akadémiai Értesítő (Mitteilungen der Ungarischen Akademie der Wissenschaft-  
ten). Seit 1890.  
Bp. Sz. = Budapesti Szemle (Rundschau von Budapest) Seit 1840.  
DUHBl. = Deutschungarische Heimatsblätter. Seit 1929.  
EPhK. = Egyetemes Philológiai Közlöny (Allgemeine Zeitschrift für Philologie) Seit 1877.  
ItK. = Irodalomtörténeti Közlemények (Literaturgeschichtliche Mitteilungen) Seit 1891.  
Magy. Sz. = Magyar Szemle (Ungarische Rundschau) 1929–1944.  
Minerva = Minerva (Zeitschrift für Geistesgeschichte) 1922–1942.  
NPhD. = Német Philológiai Dolgozatok (Arbeiten zur deutschen Philologie) Seit 1912.  
Prot. Sz. = Protestáns Szemle (Protestantische Rundschau) 1889–1944.  
Száz. = Századok (Jahrhunderte) Seit 1867.  
Ung. Jb. = Ungarische Jahrbücher. Berlin. Seit 1920.  
Ungarn = Monatsschrift für deutsch–ungarischen Kulturaustausch der Ungarisch–Deut-  
schen Gesellschaft in Budapest. 1940–1944.

Wo der Verlagsort nicht angegeben ist, wird Budapest gemeint.

SÁNDOR GÁRDONYI

**DIE KANZLEISPRACHE VON SCHEMNITZ UND KREMNITZ IM 14./16.  
JAHRHUNDERT**



## VORBEMERKUNG

Der vorliegende Aufsatz ist eine Nebenarbeit lexikologischer Forschungen, die ich auf dem Gebiet der Bergmannssprache angestellt habe. Ursprünglich hatte ich nicht die Absicht, das überlieferte Quellenmaterial der einstigen niederungarischen Bergstädte Schemnitz und Kremnitz (ung. Selmecbánya, Körmöcbánya; heute beide in der Slowakei: Banská Štiavnica, Kremnica) auch lautgeschichtlich zu bearbeiten. Die lexikographische Wertung des Stoffes hat mir aber Fragen aufgegeben, deren Behandlung den Rahmen einer wortgeschichtlichen Untersuchung gesprengt hat. So blieb mir nichts anderes übrig, als den Problemen der Lautgeschichte und mitunter auch denen der historischen Dialektgeographie ein besonderes Kapitel zu widmen. Das Ergebnis der ganzen Arbeit ist eine maschinenschriftliche Dissertation über die Kanzlei- und Bergmannssprache von Schemnitz und Kremnitz im 14./16. Jh. Die hier publizierte Lautgrammatik bildet deren ersten Teil.

Seit der Veröffentlichung von Hanikas und Weinelts Forschungsergebnissen (vgl. Literaturverz.) braucht die Bedeutung der ehemaligen Bergstädte für die Sprachinselforschung nicht besonders hervorgehoben zu werden. Die grundlegenden Entwicklungstendenzen der deutschen Kanzleisprache der Slowakei im ausgehenden Mittelalter sind von Weinelt geklärt worden. Zugleich muß man bemerken, daß die Darstellung der Schemnitzer Verhältnisse bei Weinelt in einigen Punkten lückenhaft und unzureichend ist. Und das läßt sich unserer Überzeugung nach nicht nur auf subjektive Gründe zurückführen. Weinelt war auf wenige, gedruckte Quellen von Schemnitz angewiesen. Der bedeutende Teil des Schemnitzer Handschriftenmaterials – Stadtrechnungen, Stadtbücher, Protokolle, Inventurverzeichnisse, Lohnregister usw. – darunter auch bedeutende Kremnitzer Quellen – war in Budapest gelagert. Und die zwischenstaatlichen Beziehungen unmittelbar vor dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges haben auf Forschungen wie die von Weinelt nicht eben fördernd gewirkt.

Unserer Untersuchung liegen zum größten Teil die im Staatsarchiv von Budapest aufbewahrten Schemnitzer Handschriften aus der Periode von rund 1350 bis 1550 zugrunde: kleinere Schriftstücke verschiedenen Inhalts (Fasc. I, II, III), die Stadtrechnungen von 1364 an (Sign.: OL, Selmeçi levéltár;

Vegyés könyvanyag, I. kötet = Schemnitzer Archiv; Vermischte Bücher, Bd. I), das Schemnitzer Stadtbuch von 1483 an; OL, Selmeczi levéltár, Vegyés könyvanyag, V. kötet). Einen wertvollen Beitrag lieferten die Ungarischen Akten des Staatsarchivs von Wien (Fasc. 349 – 351, 353 – 354), die in Lichtbildern auch im Staatsarchiv von Budapest zugänglich sind (OL, Filmarchiv, Rollen 1301 – 1305).

Gedruckte Quellen sind nur ausnahmsweise herangezogen worden, so z. B. das Kremnitzer Recht und einige kleinere Schriften aus dem 16. Jh. (hrsg. von MATUNÁK; vgl. Literaturverzeichnis); auf diese wird im Text gesondert hingewiesen, während hinter Belegen aus dem handschriftlichen Material nur die Anfangsbuchstaben S. (=Schemnitz) und K. (=Kremnitz) sowie die Jahreszahl gebracht werden.

Der Text des Schemnitzer Stadt- und Bergrechts ist ein spezielles Problem. Die immer noch beste Ausgabe ist die von Wenzel besorgte (vgl. WENZEL, S. 207 ff.). Die Originalhandschrift, die von Wenzel benutzt wurde, ist in den Wirren der Nachkriegskrise um 1918 – 1920 verlorengegangen. Auf Grund von erhaltenen Abschriften (vgl. z. B. die Bekräftigung Wladislaus' vom Jahre 1513 – OL, Schemnitzer Archiv, Fasc. III, Nr. 85), die mit dem Wenzelschen Text beinahe buchstäblich übereinstimmen, läßt sich der ursprüngliche Text samt Abkürzungssystem und darübergeschriebenen Indices o, u, ú rekonstruieren. Von diesen letzteren und der Berichtigung einiger offensichtlicher Verlesungen abgesehen, liegt dem graphischen Bild unserer Belege die Wenzelsche Ausgabe zugrunde.

Die meisten Schriftstücke sind genau datiert. Im Original fehlende Jahresangaben haben wir durch die von den Archivaren erschlossenen Daten ersetzt. Die Jahreszahl 1400 hinter den Schemnitzer Belegen ist rein hypothetisch. Nach WENZEL, S. 226, sind die ältesten Fassungen des Schemnitzer Rechts, die er benutzt hat, in der ersten Hälfte des 14. Jh. abgeschrieben worden.

Der Annahme des ausgezeichneten Historikers können wir nicht ohne allen Zweifel folgen. Das Schemnitzer Recht, wie es uns vorliegt, ist keine Urkunde, sondern eine Sammlung von juristischen Regeln, deren Entstehung vom Aufkommen der deutschen Sprache in der städtischen Kanzlei nicht zu trennen ist. In den Stadtrechnungen tauchen die ersten deutschsprachigen Eintragungen juristischen Charakters von den 70er Jahren des 14. Jh. an auf und tragen im wesentlichen obd. Gepräge. Im Stadt- und Bergrecht von Schemnitz überwiegt zwar auch das Oberdeutsche, daneben sind aber auch starke Spuren eines md. Einflusses nicht zu verkennen. Deshalb setzen wir es nicht in die älteste, sondern in die zweite, um die Wende des 14./15. Jh. einsetzende, stark md. gefärbte Periode der Schemnitzer Quellen (vgl. § 128). Später als um die Mitte des 15. Jh. mag es kaum entstanden sein. Seit der zweiten Hälfte des Jh. gilt für germ. *sl-*, *sm-* schon *schl-*, *schm-* (vgl. § 83), während in unserer Rechtsammlung – und ebenso auch in den übrigen Quellen aus dem ersten Drittel

des Jh. — *sl-*, *sm-* noch durchaus die Regel bilden. So darf die Zeitspanne vom Ende des 14. bis zur Mitte des 15. Jh. als die Periode gelten, deren Schreibungstypus sich im Schemnitzer Stadt- und Bergrecht widerspiegelt. Die Jahreszahl 1400 hinter den Schemnitzer Belegen ist deshalb als „frühestens um 1400“ zu lesen.

\* \* \*

## I. VOKALISMUS DER TONSILBEN

### 1. DIE KÜRZEN

ahd. *a*

§ 1. Ahd. *a* erscheint in der Regel als *a*: *schaffer*, S. 1367; *wasser*, S. 1378; *marchscheyde* (Markscheide), S. 1380; *rad*, S. 1400; *habin*, S. 1402; *sache*, S. 1406; *Abganck*, K. 1434; *fart* (Fahrt, bergm. Leiter), S. 1481; *schade*, K. um 1496; *marschejt* (Markscheide), S. 1500; *zallt* (gezahlt), K. 1541. Schreibungen mit *aa* sind nur sporadisch: *Raasnn* (der Rasen), *Von Maarscheid stemplnn* (Markscheidstempel), S. 1400.

§ 2. Außer *a*, der vorherrschenden Schreibung, wird ahd. *a* ziemlich oft sowohl bei erhaltener Kürze als auch bei nhd. Dehnung durch *o* wiedergegeben. Diese Verdampfung des *a* zu *o* (s. MOSER I, § 69) ist besonders für die obd. gefärbten Handschriften des 15. Jh. charakteristisch; im 16. Jh. tritt sie etwas zurück: *woltwyrch* (Waldwürke, Gewerke), S. 1375; *kon* (kann) S. 1400; *betrochtet*, S. 1479; *morschad* (Markscheide), S. 1479; *Rodschacht* (Radschacht), *geforen* (gefahren), S. 1481; *mon* (man), K. um 1496; *pawhofftig* (bauhaft), K. um 1496; *gefrogt*, *stotschreiber*, S. 1513; *hob* (habe), K. 1515; *schoffer* (Schaffer) S. 1520; *sonth* (Sand), S. 1527; *vermonet* (zu *mahnen*), K. 1537, MATUNÁK, S. 488.

Über den Lautwert von *ee* und *u* in *leem* (lahm), S. 1400; *Hüthkämpfer* (Hüttkäpfer), K. 1542 läßt sich nichts Näheres sagen, da es sich um Einzelbelege mit eventuellen Schreibfehlern handelt.

§ 3. Für schriftsprachlich umgelautetes ahd. *a* steht gewöhnlich *e*, in einem einzigen Beleg *ee*: *drey tēg* (ebd. *drey tag*), *frefll* (Frevel), S. 1400; *gefencknisz* K. 1492, MATUNÁK, S. 480; *geng* (Erzgänge), K. um 1496; *aus den henten*, S. 1499; *schlemer* (Schlämmer, Bergarbeiter), S. 1515; *Hespler* (zu *Haspel*), S. 1520; *gefengknūs*, S. 1537; *Rett* (Ratsherren), K. 1545; *keestenn* (und eine Zeile weiter: *kestenn* = Kästen, Zimmerung in der Grube), S. 1400. Unsicher ist der Lautwert des Zeichens *â* in *nächtiglich*, *täglich*, S. 1400, das nur im Schemnitzer Recht verwendet wird, da uns hier das darübersetzte<sup>o</sup> zur Kennzeichnung des vokalischen Charakters auch bei anderen Lauten begegnet: *Rêchtt*, *îns*, *nûr*, *fristung*, *Fÿrstenn* (zu *First*), *ein*. Das zunächst nur obd. *ä* (vgl. MOSER I, § 17) wird erst seit dem zweiten Viertel des 16. Jh. häufiger



und gewinnt allmählich gegenüber dem md. oder wenigstens md. beeinflussten Schreibduktus der kaiserlichen und auch der kleineren Kanzleien an Raum (vgl. MOSER I, § 17, Anm. 2; § 70, 1): *Weyngärten*, S. 1522; *täglich, hüllwägen* (Plur. von *Höhlenwagen* = Fördergefäß am Tag), *Lanndtwägn*, S. 1548. Neben *e, ä* hält sich die graphische Wiedergabe des ahd. *a* durch *a*, besonders in der Stellung vor den Ableitungssilben *-er, -nis*: *dreytag*, S. 1400; *kamerer* (Kämmerer) S. 1422; *glaser*, K. 1434; *erkanthnus* (Urteil), S. 1515; *fanknus* (Gefängnis), S. 1520; *haschpler, haschpeler* (Haspeler, Bergarbeiter), S. 1522; *den wasschern* (Wäscher), K. 1542. Bei *kamerer, glaser, wasscher*, zu denen keine Parallelen mit *e* vorliegen (s. o.), stellt *a* vielleicht keine historische, sondern eine phonetische Schreibung dar (vgl. MOSER I, § 57, 1, 2).

ahd. *o*

§ 4. Ahd. *o* wird in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle als *o* fixiert: *czop* (Zopf), S. 1378; *geswornpurgern*, S. 1397; *forcht* (Furcht), S. 1400; *obirster* (oberst), S. 1402; *ort* (Stollenort), K. um 1496; *genomen*, S. 1499; *komenn*, S. 1500; *hoffarbetter* (Hofarbeiter), S. 1515; *golt*, K. 1525; *mitwoner*, S. 1541; *khomen* (gekommen), K. 1545; *Schmelz offen* (Schmelzofen), S. 1555. Verdopplung des *o* als Zeichen der Dehnung (s. MOSER I, § 7) findet sich nur einmal: *Camer hooff* (Kammerhof), S. 1534.

Kurzes ung. *o* wird mit *o* transkribiert: *Solgawyro* (< ung. *solgábírö* = Stuhlrichter), S. 1512.

§ 5. Für *o* erscheint *a* gelegentlich in den fürs Md. charakteristischen Formen *ab, ader* (ob, oder – vgl. MOSER I, § 73, 1; PAUL–MITZKA, § 2, 41, Anm. 2), die auch in einige Handschriften mit obd. Gepräge Eingang finden: *ab*, S. 1378, 1400; *ader*, S. 1481, K. um 1496, S. 1498, 1499, 1515. Sonst ist *a* für *o* selten, vor Liquiden belegt: *mit schelt wartenn* (Scheltwort), K. 1492, MATUNÁK, S. 476; *vorlaren* (verloren), S. 1515; *Schaidkalben* (Scheidkolben, Retorten), S. 1542.

In *-uor-* für die ahd. Lautgruppe *-or-* spiegelt sich wahrscheinlich der Einfluß österreichischer Stadtdialekte oder eventuell des Nordbairischen wider (vgl. KRANZMAYER, § 5, g. 5, 11): *kys3 kuornn* (Kieskorn), S. 1518.

§ 6. Der Umlaut von ahd. *o* bleibt bis in die erste Hälfte des 16. Jh. hinein etwa in einem Drittel der Belege unbezeichnet: *orter* (Stollenörter), S. 1400; *offintlich* (öffentlich), *ortir* (Örter), S. 1402; *mocht* (möchte), S. 1516; *liecht locher* (Lichtlöcher), S. 1533; *wochenlich*, K. 1546; *Sichertrog* (Schlammtröge), S. 1548. Ob hinter den zweideutigen Schreibungen *ô, õ, ô* (vgl. § 3), die ebenso häufig vorkommen, umgelautete Vokale stecken, muß dahingestellt bleiben. So z. B.: *offentlich* (öffentlich), *lichttlöcher*, S. 1400; *möchten, möcht* (möchte), K. 1496; *kôler* (Köhler), S. 1536. *ö* für umgelautetes *o* wird erst im 16. Jh. häufiger: *löcher* (Löcher), S. 1400; *möchten*, S. 1479; *höf, Mayerhöf*, S. 1522; *höfflich* (zu *hoffen*), S. 1537; *gekörnt* (zu *körnen* = körnig machen), K. 1544; *Schaidtrög*, S. 1548; *öffen* (Öfen), S. 1555.

Entrundung kennen nur Kremnitzer Quellen des 16. Jh. : *mechten* (möchten), *Derffer* (Dörfer), *Selliches*, *selliche* (solches), K. 1537, MATUNÁK, S. 482–492. *ahd. u*

§ 7. *Ahd. u* ist im Inlaut am häufigsten durch das Zeichen *u(ü)* und wohl auch durch den Laut *u* vertreten (vgl. auch § 4 und 8); *Sunttag*, *kümbt* (kommt), *dürchslag*, *gewunnen*, S. 1400; *kumpt*, S. 1402; *kumen* (gekommen), S. 1422; *schuldick*, K. 1434; *erczpucher* (Bergarbeiter), S. um 1460; *zukunft*, S. 1479; *Sunabennt*, S. 1484; *Suntag*, S. 1509; *Sun*, S. 1513; *kumen*, K. 1515; *Sunder* (sondern), S. 1520; *güldn* (Gulden), *gesünckhen*, S. 1537; *gebürt*, S. 1541; *abgesündert* (geschieden), K. 1543; *gus*, *abgüs*, K. 1547. Sehr selten begegnet *u* auch im Anlaut: *unuersprochenn*, S. 1400; *und*, S. 1515. Im Schemnitzer Recht und manchmal auch sonst tritt für *u* in derselben Stellung *w(ÿ)* ein: *prÿch* (Bruch), *Sÿnnderlich* (besonders), *schwrf* (bergm. Schurf), *nÿcz* (Nutzen), *kÿmmen*, *gÿnnst*, *krÿmb* (krumm), *kÿmbtt* (kommt), S. 1400; *sunst* (sonst), S. 1500. Dieser Wechsel zwischen *u* und *w* gilt auch bei der Wiedergabe von ung. *u*: *Turso* (FN), S. 1499; *Turso*, S. 1504.

Für anlautendes *u* steht in der Regel *v(ÿ)*: *vrbar*, *vrbarer* (Abgabe an die kgl. Kammer, Einnehmer der Urbar), S. 1378; *vns*, *vnd*, S. 1397; *vngehendert*, *ÿnder* (unter), *ÿns*, S. 1400; *vntirsich* (unter sich – im Liegenden), S. 1402; *vrbirgraff* (Urbarer), S. 1406; *vrbar*, K. 1434; *vr sach*, K. um 1496; *vntter*, S. 1515, *vns3*, K. 1515 usw.

§ 8. *Obd. u* wurde vor *n* mitunter durch *md. o* verdrängt (zum Ganzen s. MOSER I, § 74); die *o*-Formen beschränken sich jedoch im wesentlichen auf *sonder* und dessen Ableitungen. *Obd. u* blieb meist auch vor folgendem *n* erhalten (vgl. § 7). Belege mit *o*: *Sontag*, S. 1400; *sonder*, S. 1400, K. um 1496, S. 1520, 1537; *sonderlichenn*, S. 1499.

§ 9. Zur Bezeichnung des schriftsprachlich umgelauteten *u* werden 3 Zeichengruppen verwendet: *u, w, v* ohne besonderes Umlautzeichen, *ü(ÿ)*, *é(ÿ)* und die problematischen *ÿ(ÿ)*, *ÿ(ÿ)*, *ÿ(ÿ)* (vgl. § 3). In ihrer Behandlung sind die Schreiber ziemlich konsequent: sie setzen *u, ü(ÿ), ÿ(ÿ)* und *w, ÿ(ÿ)* im Inlaut; anlautend stehen nur *v, é, ÿ*. In bezug auf Häufigkeit halten sich die beiden ersten Gruppen ungefähr die Waage; die letzte (*ÿ, ÿ* usw.) ist etwas seltener nachweisbar.

In den ältesten Quellen herrscht *u(v)* und behauptet sich neben anderen Zeichen bis zum Ende der behandelten Periode: *purger* (Bürger), S. 1378; *des kvniges* (des Königs), S. 1378; *hutzen* (Hütten), S. 1397; *Burger*, S. 1400; *gemunczet* (Münze geschlagen), K. 1434; *wurde* (würde), S. 1498; *walpurger* (Waldbürger, Gewerke), S. 1499; *kunfftige*, S. 1509; *gwurkcht* (gewirkt, Bergbau betrieben), S. 1513; *tursstÿg* (zu mhd. *turren* = wagen, dürfen), S. 1515; *Rumpl* (Fördergefäß und Maßeinheit, zu *md. nd. rump* = Baumstamm), S. 1518; *gschtub macher* (Gestübmacher, Hüttenarbeiter), S. 1520; *Burgerr*, S.

1541; *befuderung* (zu mhd. *fürdern*), K. 1545; *Rumpl, Huln* (Pl. von *Höhle* = Förderwagen am Tag), S. 1555.

*w* für mhd. *ü* ist nur in einer geringen Anzahl von Handschriften üblich: im Recht von Schemnitz und in den kleineren Quellen aus den Jahren 1499–1520: *kwnigs, fwnnff* (ebd. auch *fünf*), S. 1400; *auff das dwnnyst* (dünnst), S. 1499; *Zwswhten* (zuschütten), S. 1509; *Swnen* (den Söhnen), *kwernen* (körnen, körnig machen), S. 1520.

*v* ist nur in *über(-)* belegt: *vberschar* (Überschar, nicht vermessene Fläche zwischen Grubenfeldern), K. um 1496; *vber*, S. 1508; *vberschuss*, S. 1515; *vber*, S. 1520, 1542, K. 1541, 1546; *vberantwort* (überantwortet, überreicht), K. 1547.

Die ältesten Quellen kennen *ü* (*ű*) als Umlautzeichen nicht. In dieser Funktion treten diese seit 1422 bzw. 1434 auf, wobei *ü* bald durchweg vorherrscht und das ältere *ű* bis auf vereinzelte Reste verdrängt: *mügen* (mögen), *mül* (Mühle), *hütten* (Hütten), S. 1422; *bürg* (Bürge), *Münczmaister*, K. 1525; *münczer*, K. 1434; *mül*, S. 1446; *thürsstig*, S. 1479; *würde*, *Nücz*, *schürphen* (schürfen), K. um 1496; *Müncz*, S. 1514; *füderen*, *gestüb macher*, *mülen*, S. 1515; *Hültn* (Höhlen, Förderwagen), *Rümpl*, S. 1518; *HüttenReutter* (Hüttenaufseher), K. 1545, *Schmelzhüttn*, S. 1555.

*ö* (*ő*) begegnet sehr selten im Anlaut: *öbel*, K. 1515; *öberraiten* (zu mhd. *reiten* = rechnen), S. 1549.

Von den übrigen Schreibungen sind die mit *ű* (*ű*) am meisten beliebt, während *ű* (*ű*) und *ű* nur auf die Jahre 1400 und 1499 beschränkt sind: *fürpaser* (weiter), *gewänn* (Konj. Prät. von *gewinnen*), *fünd* (Konj. Prät. von *finden*), S. 1400; *hütkepper* (Hüttkäpfer, Hüttenaufseher), S. um 1460; *fünd* (Konj. Prät.), S. 1499; *füderenn* (fördern), K. 1510; *künigin*, K. 1525; *künen* (können), S. 1536; *nützlich*, *gestüb* (Gestübe), S. 1537; *walpürger*, S. 1541; *khünssten* (Dat. Pl. von *Kunst*), K. 1546 usw. — *kwnigs*, *kwnndenn* (könnten), *hütten*, *Müln*, *jüngest*, *Von Schwürrffnn* (ebd. auch *schwürrf*), *müg* (möge), S. 1400; *Hütkepper*, S. 1499; — *öber*, *öberschar*, S. 1400.

§ 10. In der Stellung vor *r*, *l*, *b*, *t*, *ch* wird der Umlaut von ahd. *u* und vereinzelt auch mhd. *u* seit Anfang des 16. Jh. durch *ue* (*üe*, *eue*) wiedergegeben. Da das *e* dieser Buchstabenverbindungen kaum als Längezeichen zu werten ist (vgl. MOSER I, § 9), darf man annehmen, daß den *ue*-Schreibungen diphthongische Aussprache entspricht. Das gilt vielleicht auch für *ű*, *ű* in *gestüb*, *hütten*, *mül*, *hütten*, *Müln* usw. (s. o.). Schreibungen mit diphthongischem Charakter: *tueren* (Turm), *Gossenfueller* (Gossenfüller, Arbeiter bei den Erzmühlen), *Muellen*, *Muellner* (Mühle, Müller), *feuer* (für), K. 1504, MATUNÁK, S. 481; *fuér* (für), K. 1515; *Stueb mocher* (Gestübmacher), S. 1520; *muell*, *Huetten*, S. 1520; *hüetschaffer* (Hüttenaufseher), S. 1522; *fuér* (für), S. 1525; *stüebmacher*, S. 1537; *Mueln* (Mühlen) K. 1537, MATUNÁK, S. 483; *fuér* (für), K. 1543; *gebüert* (Geburt), S. 1543; *müel*, *müelpüecher* (Bedeutung unsicher), *püecher*

(Pocher), S. 1548; *müel*, *müelschaffer* (Aufseher bei der Erzmühle), S. 1549 (zur Diphthongierung von mhd. *u*, *ü* vgl. KIENLE, § 42 und MOSER I, § 74, Anm. 1).

§ 11. Die für die meisten hochdeutschen Mundarten charakteristische Entrundung des mhd. *ü* (vgl. SCHIRMUNSKI, S. 205) erscheint als *y* oder *i*. Die einschlägigen Belege sind nicht gerade zahlreich; umgekehrte Schreibungen wie *fürstnn* (Pl. von bergm. *First*) berechtigen aber zur Annahme, daß sich auch hinter dem Graphem für Labiale oft eine illabiale Aussprache verbirgt. Die Entrundung erfaßte wahrscheinlich auch das mundartlich zu *üe* diphthongierte mhd. *ü*. Leider läßt sich hierfür nur ein einziger Beleg zum Beweis heranziehen: *hiettnn* (Hütten), S. 1522 —, ich möchte jedoch die Annahme riskieren, daß der Umlaut von ahd. *u* und ahd. *i* in bestimmter Hinsicht gleich behandelt werden.

Entrundetes *ü* steht in folgenden Fällen: *pyrg* (Bürge), S. 1375; *woltwyrch*; (Waldwürke, Hüttenbesitzer), S. 1375; (— beachte jedoch die ahd. Doppelformen *wurchen*: *wirken*; dazu BRAUNE, § 364, Anm. 2); *kimth* (kommt), K. um 1496, das aber vielleicht zu ahd. *quimit* und nicht zu *cumit* zu stellen wäre (vgl. BRAUNE, § 340, Anm. 3); *Hytten* (Hütten), S. 1515; *pey dem dirrn* (beim durren Gestein), S. 1522; *Stipb macher* (Gestübmacher), S. 1522; *kegenwürtig* (gegenwärtig), *Ibertretenn*, K. 1537; MATUNÁK, S. 490; *Ibersetzt, schlissel*, ebd. S. 483, 484; *Pixrinng* („Büchsenring“ — Bedeutung unsicher), *Rimpel schreiber* (Rümpelschreiber, Verwaltungsbeamter bei den Gruben), S. 1548; *Rimpl, Hillen* (Rümpel, Höhlenwagen), S. 1555.

§ 12. Für den md. Wandel *ü* > *ö* lassen sich zunächst nicht lautgesetzlich, sondern analogisch entstandene Formen anführen (vgl. MOSER I, § 74, Anm. 5): *mögnn*, *mogenn* (mögen), S. 1400; *mogen*, S. 1498. Die streng lautgesetzliche Senkung scheint sich auf die erste Hälfte des 15. Jh. zu beschränken: *vorbas* (weiter), *obirsich* (im Hangenden), *konig, des konigs*, S. 1402; *des konigs*, S. 1406; *vormonczet* (vermünctzt), K. 1434. In gelegentlichen *o*-Schreibungen aus der ersten Hälfte des 16. Jh. äußert sich vermutlich rein kanzleisprachlicher Einfluß auf den obd. Schreibduktus (vgl. MOSER I, § 74). Dem graphischen Zeichen *o* in *Konig*, K. 1527; *koniglich*, S. 1534; *des khoniglichen*, S. 1537 werden kaum wirklich gesprochene mundartliche Formen zugrundegelegt haben.

ahd. *ë*

§ 13. Ahd. *ë* wird durchgehend durch *e* (*ê*, *ě*) bezeichnet, auch dort, wo für *ë* schriftsprachlich andere Laute eingetreten sind: *kemmen*, *darkemmen* (sie kommen), *përg*, *wërdenn*, *përcwërich* (Bergwerk), *wëttliche*, *nemen* (sie nehmen), S. 1400; *verre* (fern), S. 1402; *gewesin*, S. 1406; *recht*, *verveser* (Verweser), S. 1422; *gelde* (Sg. Dat.), K. 1434; *recht*, K. um 1496; *czech* (Zeche, Grube), S. 1515; *Mel* (Mehl), S. 1518; *tegell* (Schmelztiegel), S. um 1520; *gebeden* (gebeten), K. 1525; *tegl* (Tiegel), S. 1542; *gewegen* (gewogen), K. 1544; *Tegl, fürgewegen, gellt* (Geld), K. 1546; *hert* (Herd), S. 1548.

Dehnungszeichen werden erst im 16. Jh., auch hier nur vereinzelt, gesetzt: *ehr* (er), K. 1523; *weel Rinng* („Wellenring“, Bedeutung unsicher), S. 1548. Andere Schreibungsarten kommen nur sporadisch vor: *fley tigl* (Spültiegel, zu *fläuen*), S. 1549; die *salbigk* (dieselbe), K. 1492, MATUNÁK, S. 478; *czeich* (Zeche, Grube), K. 1492, MATUNÁK, S. 476, wobei zu bemerken ist, daß *czeich* vermutlich eine umgekehrte Schreibung ist und als *e* oder *a* gelesen wurde (vgl. mhd. *ei* > *a*; § 41).

ahd. *e*

§ 14. Zur graphischen Wiedergabe des ahd. *e* verwenden unsere Quellen durchaus monophthongische Zeichen, und zwar überwiegend *e* (*ê*, *ëë*), selten *o*, *ö* und vereinzelt *ä*: *smeltzer* (Schmelzer), S. 1367; *gegen*, S. 1375; *gesellen*, S. 1378; *wëllenn* (wir wollen), S. 1400; *wëër sich* (soll sich wehren), S. 1400; *gesetzt*, S. 1400; *legin* (legen), S. 1402; *pekennen*, S. 1406; *merken*, S. um 1408; *merken*, S. 1422; *entlich*, S. 1479; *gesetzt*, S. 1484; *schlegel* (Hammer), K. um 1496; *prent* (brennt, trans.), *gesetzt*, S. 1499; *Vermerkcht* (Part.), S. 1513; *zwellff*, S. 1518; *negl* (Nägel), S. 1526; *erwelt* (ausgewählt), K. 1527; *prenngaden* (Brennhütte), K. 1541; *am zwelfften tagk*, S. 1541; *Rürleffel* (Rührlöffel), S. 1549; *gewelbte* (gewölbte), S. 1555; *Treibnäggl* (Pl., Häuerwerkzeug), S. 1548.

Die seltene, wenigstens für das Schriftbild gültige Rundung von *e* zu *ö* ist erst seit Anfang des 16. Jh. belegbar: *schmölczzer* (Schmelzer), S. 1515; *loffl* (Löffel), S. 1520; *sötzt* (setzt), K. 1546. Gerundete Aussprache in den ersten beiden Fällen ist durchaus möglich (vgl. MITZKA II, S. 120); in *sötzt* haben wir dagegen wahrscheinlich mit einer hyperkorrekten Form zu tun, deren *ö* wegen der Entrundung der *ö*-Laute als *e* gelesen wurde (vgl. § 6 und 23).

Im 15. Jh. finden sich hin und wieder neben *e*-, *a*-Schreibungen in den Partizipien von rückumlautenden Verben: *gestraktt* (gestreckt), S. 1400; *gesactz*, K. 1434; *vorsatzt* (versetzt), K. 1492, MATUNÁK, S. 477; *erwackt* (erweckt), K. um 1496. Ob dieses *a* durch einen mundartlichen Lautwandel *e* > *a* bedingt oder nur eine historische Schreibung ohne besonderen Lautwert ist, soll vorläufig dahingestellt bleiben.

ahd. *i*

§ 15. Die gewöhnlichen Zeichen für ahd. *i* sind *i* und *y*. Beide sind von Anfang an ungefähr gleichmäßig vertreten. *y* wird aber ab 1525 nach Ausweis der mir bekannten Quellen kaum mehr verwendet. In bezug auf den Lautwert besteht zwischen den beiden Buchstaben kein Unterschied (vgl. MOSER I, § 18). *i* ist vorwiegend im Inlaut, seltener im Anlaut gebräuchlich: *richter*, *wisen* (wissen), S. 1378; *gewinnt*, *first* (First), S. 1400; *gegengeschröben*, *pîn* (bin), K. 1434; *irem* (ihrem), S. 1400; *im* (ihm), S. 1501, *ist*, *in* (in), S. 1513. — *da3 sybende* (das Siebente, eine Abgabe), *hyndern* (hindern), S. 1378; *Fÿrstenn* (Pl. von *First*), *sÿnckt*, *gewÿnnen*, S. 1400; *hynder* (hinter), *syben*, K. um 1496; *yn* (ihnen), S. 1378; *ynn* (ihn), *yn* (in), *yr* (ihr), K. 1510 usw.

Anlautend steht für *i* und *y* im 15. Jh. selten, im 16. oft *j*: *jm* (ihm), S. 1400; *jn* (in), S. 1517; *jns* (ins), S. 1537; *jrer* (ihrer), K. 1545 usw.

§ 16. Ahd. *i* entspricht *ie* besonders vor auslautendem *r*, *r*-Verbindungen und *ch* (*h*), aber auch vor anderen Konsonanten. In älterer Zeit scheint diese Schreibgewohnheit auf das Schemnitzer Recht beschränkt gewesen zu sein; seit dem dritten Jahrzehnt des 16. Jh. greift sie ziemlich stark um sich. In der Mehrzahl der Fälle kommt diesem *ie* diphthongischer Lautwert zu (vgl. KRANZMAYER, § 7, b. 2 ff. und MOSER I, § 72, Anm. 1).

Belege: *wiederrede*, *verliehenn*, *verliechenn* (Part. zu *verleihen*), S. 1400; *Kies3stollen* (FlN), *getrieben*, S. um 1520; *mier*, *Wier* (mir, wir), K. 1525; *wierdt* (wird), S. um 1534; *iem*, *plieben* (ihm, geblieben), S. 1535; *wier*, K. 1537; MATUNÁK, S. 482; *Biettende* (bittende), *erschienen*, S. 1541; *Soüiel*, K. 1541; *erschienen*, *Biettende*, *verliehen*, S. 1542; *Camerwirt* (Kammerwirt), *Test schierm* (Testschirm, wahrsch. = Testdeckel), K. 1546; *inüentiert* (Part.), S. 1553.

§ 17. Statt schriftdt. *i* begegnet im Schemnitzer Recht einigemal *e*: *brengt*, *brenge*, *brenngt*, *onnemet* (annimmt), S. 1400. Diese Erscheinung ohne Vorbehalt mit dem md. Wandel *i* > *e* in Zusammenhang zu bringen, halten wir für abwegig; *brenge* läßt sich ohne Schwierigkeit auf \**brangjan* zurückführen (s. PAUL—MITZKA, § 14) und ist auch in bair. Mundarten bekannt (vgl. KRANZMAYER, § 40, Fußn. 6), während *e* im Sg. Ind. Präs. von *nehmen* nach MOSER I, § 72, Anm. 6, auf Ausgleich innerhalb des Paradigmas beruht.

## 2. DIE LÄNGEN

ahd. *ā*

§ 18. Für ahd. *ā* wechseln im 15. Jh. die Schreibungen *a* und *o*, im 16. Jh. wiegt aber — neben immer noch häufigem *o* — schon *a* vor. Die Länge wird sporadisch durch *aa* angedeutet: *Graf*, *grauen* (Grafen), S. 1378; *Ratt*, *Raate* (Rat), *emphahn* (empfangen), *lachter* (Berglachter), *maas* (die Maße = Grubenfeld von bestimmter Größe), S. 1400; *vrbirgraff* (Urbargraf, königlicher Beamter), S. 1406; *Sunabennt*, *an* (ohne), S. 1484; *mas3* (die Maße), K. 1493; *klaffter* (Längenmaß überhaupt), S. 1522; *an* (ohne), *genad* (Gnade), K. 1526; *wismadt* (Heumahd), K. 1546.

*o* herrscht in den md. gefärbten Texten des 15. Jh. vor, in Handschriften mit überwiegend obd. Charakter ist seine Verwendung weit weniger verbreitet. Verdampfungstendenzen sind auch dem Bairischen nicht fremd (vgl. KRANZMAYER, § 1), in unserem Gebiet soll der Wechsel *a*: *o* jedoch als eine vornehmlich md. Erscheinung gewertet werden (vgl. MOSER I, § 75, 2). Daß das Durchdringen der *o*-Schreibungen auch vom Bairischen her begünstigt wurde, steht m. E. außer Zweifel. Belegmaterial: *woren* (waren), S. 1375; *mos* (bergm. Maße), *percklochter*, S. 1400; *lochtir* (Berglachter), *groff* (Kammergraf), S. 1402; *chamergroffen*, S. um 1408; *jor* (Jahr), *kamer groff*, S. 1422; *gnod*, *gnode* (Gnade), K. 1434; *alle jor*, *gelosen* (gelassen), S. 1446; *Noch* (nach), S. 1466; *mos* (die

Maße), S. 1479; *lossen* (lassen), S. 1481; *khamer groff*, K. 1491; *auff loss* (daß man auflasse), *krom* (Kaue, Bude), *roten*, *Rott* (raten, Rat), K. um 1496; *Feyer-obent* (FN), S. 1496; *lochter*, *obendt* (Abend), S. 1537; *porn* (Pl. von *Bahre*), S. 1548; *Rûrhockhenn* (Rührhaken), S. 1549 usw.

Für langes ung. *ā* wird im Lehnwort *Tharnacmeister* (< ung. *tárnokmešter* = Kämmerer), S. 1406 *a* geschrieben.

§ 19. Der Sekundärumlaut von ahd. *ā* wird am häufigsten mit *e* (*ē*, *ēē*) bezeichnet: *queme* (käme), S. 1378; *quem. wër* (wäre), *wërē*, *Von...* *lêégnn-schêchtten* (von lägen Schächten; zu mhd. *laege* = flach), S. 1400; *weren* (wären), K. 1491; *wer*, *thet*, *kem* (wäre, täte, käme), K. um 1496; *schwer*, *wer* (wäre), S. 1498; *geb* (gäbe), S. 1515; *des seligmachers*, *gedechtnūs*, S. 1541; *jerlich*, K. 1546.

Auffallend selten sind *a* und seine Varianten (*ā*, *â*, *ǣ*) vertreten. Wie beim Umlaut des kurzen *a* setzt auch hier die Verwendung des *ä* ziemlich spät ein. Inwieweit die mittelbare oder unmittelbare Wirkung der Prager Kanzlei (vgl. MOSER I, § 17, Anm. 2; § 70, 1) dafür verantwortlich zu machen ist, sollte eingehender untersucht werden. — Belege: *gráf*, S. 1378; *kam* (käme — ebd. auch *quem*), *kām*, *beschwārnis*, S. 1400; *beschwaren* (beschweren), K. 1537 MATUNÁK, S. 490; *schwäre* (schwer, Pl.), *wären*, S. 1537; *gedächt-niss*, S. 1541; *järlich*, K. 1546.

§ 20. Formen wie *Peter hillebrants saligen* (zu *selig*), S. 1549; *dem Gergel...* *saligen*, S. 1553 könnten prinzipiell sowohl durch den bair. als auch md. Wandel von mhd. *ā* > *a* veranlaßt sein. Da aber der Gebrauch von *a* für mhd. *ā* in den md. Schriftdialekten vor allem nur auf das ältere Frnhd. beschränkt (s. MOSER I, § 76, Anm. 7, 2) und die parallele md. Veränderung von mhd. *ē* > *a* (vgl. dazu KRANZMAYER, § 2, e, 1–4) in unseren Quellen nicht eindeutig zu belegen ist (vgl. *czeich* = Zeche, § 13) und auch dem Pergstädterischen überhaupt fremd sein soll (s. HANIKA II, S. 133), wagen wir einen mundartlichen Einfluß vom Md. her nicht anzunehmen.

Der Familienname *Faulharinnq*, S. 1484, dem sowohl ahd. *ā* als auch *ę* zugrundeliegen kann (vgl. ‚Hering‘ — EWB), gehört nur bedingt hierher.

ahd. *ō*

§ 21. Das gewöhnliche Zeichen für ahd. *ō* ist durchgehend *o*. *a*-Schreibungen kennt in der Slowakei nicht nur Preßburg, wie es Weinelt geglaubt hat (vgl. WEINELT, § 22), diese treten nur vereinzelt und erst im 16. Jh. auf. Beispiele: *3o* (so), S. 1378; *Osterrnn*, S. 1400; *scheyderlon* (Vermünzungskosten), K. 1434; *nott* (die Not), K. um 1496; *osternn*, S. 1499; *des lontags* (Lohntag), K. 1515; *gros3*, S. 1542; — *Auff dem grassen handl* (Handel = Bergwerk), S. 1515; *lan* (Lohn), S. 1522.

§ 22. An Umlautzeichen für mhd. *ō* kennen die Kanzlisten von Schemnitz und Kremnitz *ô*, *ö*, *õ* und *ö*. Letzteres findet sich erst seit dem Anfang des

16. Jh. So z. B.: *höher* (höher), *gehört*, S. 1400; *lösen*, S. 1422; *höher*, K. um 1496; *Flötzer* (Flözer, Wäscher), K. 1504, MATUNÁK, S. 481; *Lön* (Löhne), S. 1522; *flötzer*, S. 1522; *Rösls* (Rösels, FN zu *Rose*), S. 1526; *sich abstösst*, S. 1537; *zūgehör*, S. 1548. Daneben stehen noch bis tief in das 16. Jh. hinein Belege, in denen der Umlaut keinen graphischen Ausdruck findet: *czū gehorunge* (Zugehör), S. 1505; *floczer*, S. 1520; *gehor* (3. Sg. Konj. Präs.), K. 1527; *einlosung*, K. 1541; *eingelost*, K. 1543; *hoher* (höher), K. 1544; *gehorig*, K. 1546; *Rost Rechen*, *Rostholtz* (Röstrechen, Röstholz), S. 1548.

§ 23. Die für die hochdeutschen Mundarten allgemein charakteristische Entrundung des mhd. *ō* (s. SCHIRMUNSKI, S. 238) zeigt sich in *e*-Schreibungen, die im 16. Jh. nicht gerade selten sind: *stesst* (stößt), S. 1499; *fleczer* (Flözer), S. 1515; *Resl* (Rösel, FN), S. 1520; *hütschtesser* (Hundstößer — zum fehlenden *n* vgl. § 90), S. 1522; *lenn* (Löhne), S. 1522; *hechst* (höchst), *zugeheren* (zugehören), *Verheren* (verhören), K. 1537, MATUNÁK, S. 482, 483, 484. Dem *a* in *flatzer* (Flözer), S. 1522 entspricht m. E. der Lautwert *e*. Dieser und andere ähnliche Fälle (vgl. § 14) beruhen auf der allgemeinen Unsicherheit, die sich aus der Verwendung des *a* für quantitativ und qualitativ recht unterschiedliche *a*- und *e*-Laute ergab.

ahd. *ū*

§ 24. Ahd. *ū* entsprechen schon in den ältesten Handschriften Diphthonge, die mit *au* (*aū*) oder *aw* (*aŭ*) fixiert werden. Im 14. Jh. herrscht *au*, im 15. begegnet es dagegen kaum; seit dem zweiten Jahrzehnt des 16. Jh. kommt es wieder in Mode und verdrängt allmählich das im 15. Jh. beinahe ausschließlich herrschende und selbst noch im zweiten und dritten Jahrzehnt des 16. Jh. konkurrierende *aw*: *pauen* (bauen), S. 1378; *gepaut*, S. 1497; *haus*, S. 1517; *laütter* (ausschließlich), *praucht*, K. 1525; *zūebaüen*, S. 1546; *Glauberzt* (Klauberz), S. 1555. — *pawen*, *maweret* (errichtet eine Mauer), S. 1400; *pawit* (baut), S. 1402; *lawter* (rein), K. 1434; *pawen*, S. 1479; *pawen*, *pawhofftig* (bauhaft), *gepawt*, K. um 1496; *haws*, S. 1520; *Baw*, K. 1525; *bawt*, S. 1537.

Ob *geprachen* (gebrauchen), K. 1492, MATUNÁK, S. 478, auf Verschreibung oder Verlesung beruht, können wir nicht feststellen.

§ 25. Der Sekundärumlaut von ahd. *ū* unterbleibt vor *m* (vgl. KIENLE, § 30, 7): *wëg Rawmen* (wegräumen), *den saumendigenn perg* (zu ahd. *virsumen* = versäumen), S. 1400. Sonst ist er überall durchgeführt. Für die Verteilung der Umlautzeichen mit *u* oder *w* als zweitem Glied (*eu*: *ew*) gilt das im § 24 Gesagte: das Jahr 1537 bedeutet auch in der Verwendung des *ew* einen Einschnitt. Beispiele: *treugen* (trocknen, bergm. entwässern), S. 1378; *feüchtt*, S. 1400; *Creucz*, K. 1492, MATUNÁK, S. 478; *greusig* (zu ahd. *grūʒ* = Sandkorn, bergm. körnig), S. 1515; *Hantfeustel* (leichter Hammer), S. 1518; *kreüsel* (FN, zu mhd. *krüse* = Krug), S. um 1520; *in den preyheusern* (Brauhaus), K. 1537, MATUNÁK, S. 490); *Erzt Heussel* (Erzlager), S. 1555. — *treüvg* (trocken), *treügt*,



S. 1400; *gepew* (Gebäude, bergmännischer Bau), S. 1498; *Krewsl* (FN), S. 1515; *treugen*, S. 1518; *gebew*, *gepew*, S. 1537.

§ 26. Für die Umlautentrundung bieten die Quellen erst seit Ende des 15. Jh. Belege, und zwar durchaus mit den graphischen Zeichen für diphthongiertes ahd. *ī*: *Treygen*, K. um 1496; *heÿser*, *prewhaÿser* (Häuser, Brauhäuser), S. 1522; *kreisl* (FN), S. 1525; *feistl*, *Rost feistl* (Fäustel, Röstfäustel), S. 1548.

ahd. *ē*

§ 27. Ahd. *ē* erscheint durchgehend als *e*: *lenschafft* (Lehenschaft), S. 1378; *erber* (ehrbär), S. 1397; *stet* (*steht*), *wenig*, *czwen*, S. 1400; *lenhawir* (Lehenhäuer), S. 1402; *dez erbern mans*, S. 1422; *lehenn* (das Lehen), K. 1491; *lechen*, *mer* (Lehen, mehr), K. um 1496; *get* (geht), S. 1496; *bede* (beide), *lehen*, S. 1499; *Erber*, K. 1510; *ler hewer* (Lehrhäuer), S. 1515 usw.

Verdopplung von *e* als Zeichen der Länge kennt von den älteren Handschriften nur das Schemnitzer Recht; im 16. Jh. wird *ee* ziemlich oft gebraucht: *der eeste*, *ee* (der früheste, ehe), S. 1400; *auf das Eest*, K. um 1496; *geen* (gehen), S. um 1520; *zuuersteen* (zu verstehen), *eegemelten hern* (den früher erwähnten Herren), S. 1525; *ver eerüng* (Geschenk), K. 1525; *vmb geett*, S. 1534; *Eer* (Ehre), S. 1536; *Vereerüng*, K. 1546.

*h* als Dehnungszeichen findet sich nur in *mehr* und dessen Ableitungen; ob die historische Schreibung in *Lehen* hierher zu rechnen ist, ist höchst problematisch: *mehr*, S. 1525; *mehren* (vermehrten), S. 1533; *Mehr*, K. 1541.

§ 28. Die Buchstabenverbindung *ey* in *leyn* (Lehen), S. 1378 läßt auf Diphthongierung des *ē* schließen. Wenn der Beleg keinen Schreibfehler enthält kann bair. Einwirkung angenommen werden (vgl. KRANZMAYER, § 10, b. 2 – c. 3).

ahd. *ī*

§ 29. Bei der Wiedergabe des ahd. *ī* bedienen sich die Schreiber überall diphthongischer Schriftzeichen. Das einmal belegte *czyt* (ebd. auch *czeyt*) S. 1402 ist als historische Schreibung des Zwielautes zu werten. Als Zeichen für Diphthonge werden in der ganzen Periode ohne Regel *ei* und *ey* gebraucht, wobei dieses letztere etwa doppelt so häufig verwendet wird: *czeyt*, S. 1375; *verleyge wir* (verleihen wir), *drey*, S. 1378; *dreÿ*, *czeitt*, *eÿsnn* (Bergeisen), *frey*, S. 1400; *sey* (sei), *leyin* (leihen), *steyger* (Bergsteiger), S. 1402; *czeit*, S. 1406; *meyner*, *meiner* (N. Sg. Mask. zu *mein*), K. 1434; *czeytten*, S. 1446; *keyl*, S. um 1458; *amfreitag*, S. 1466; *weynachten*, *pey*, *steiger*, *seit* (Seite), K. um 1496; *pleÿ* (Blei), S. 1504; *Weyngärten*, S. 1522; *weÿs3*, K. 1522; *beÿ*, K. 1525 usw.

§ 30. Für das durchaus herrschende *ey* und *ei* setzt man mitunter die Verbindungen *ai* und *ay*, die sonst nur zur Bezeichnung von ahd. *ei* dienen (vgl. § 39). Diese „hyperbairische“ Schreibgewohnheit, die uns außer in Schemnitz und Kremnitz auch in den übrigen bair. oder bair. gefärbten Kanzleien der

Slowakei (Preßburg, Tyrnau, Rosenau) begegnet (vgl. WEINELT, Karte 8), hat mit Lautwandel kaum etwas zu tun. Beispiele: *say* (sei), S. 1400; *Sstaiger, ways* (Weise), S. 1479; *czaithnn, raich, vorlaichnn, entwaichenn, wayth, Staiger, laydenn* (Zeiten, reich, verleihen, entweichen, weit, Steiger, leiden), K. 1492, MATUNÁK, S. 468, 472–73, 478; *waichen* (entweichen), S. um 1513; *Pay* (bei), S. 1520; *laibs* (des Leibs), K. 1537, MATUNÁK, S. 493; *waitter* (weiter), S. 1543; *die Raittern* (Siebe), K. 1544.

Ähnlich steht es auch mit *Steugerampt* (Steigeramt), K. um 1496; *Reütter* (Sieb), S. 1548, die nur ein Zeichen dafür sind, daß die historischen Schreibungen *eu, ew* mit Entrundung zu lesen sind, wenigstens seitdem der Wechsel *ei: ai* vorhanden ist.

§ 31. Aus ahd. *-igi-* kontrahiertes mhd. *ī* wird wie sonstiges *ī* behandelt: *sich vorleit* (verliegt sich, hat auch nach Ablauf der Frist verlegene Zechen), *wo ... aufleit* (wo aufliegt), S. 1400.

§ 32. Die Personalpronomina *sey, Zei* (mhd. *sī, N. Pl.*), S. 1378 lassen sich durch Hyperdiphthongierung erklären (vgl. MOSER I, § 77, Anm. 15).

### 3. DIE DIPHTHONGE

ahd. *ie* < germ.  $\bar{e}^2$

§ 33. In der Mehrzahl der Quellen wird ahd. *ie* als *ie (ye)* transkribiert: *briester* (Priester), S. 1400; *entphieng* (empfang), K. um 1496; *enphieng*, S. 1497; *gieng* (ging), S. 1515; *hye* (hier), K. 1515; *brieff*, S. 1531; *hieher, hie*, S. 1537; *gieng*, S. 1537; *angienge* (Konj. Prät.), S. 1543; *alhie* (hier), S. 1546. Das viel seltenere *i (y)* tritt nur im 15. Jh. öfters auf, im 16. ist es vereinzelt: *Alhi* (hier), S. 1422; *hildenn* (hielten, Konj. Prät.), S. 1479; *Hy* (hier), S. 1499; *hiüor* (hievor), K. 1544.

§ 34. Auf Grund der ausnahmslosen *e*-Schreibungen in *Ziegeldörner* usw. soll monophthongische Aussprache des ahd. *ie* vorausgesetzt werden: *Czeglederer* (Ziegelbrenner), K. 1504, MATUNÁK, S. 481; *czegl stein* (Ziegelstein), S. 1515; *czeglausswerffer* (Ziegelstreicher), S. 1515; *Zegel mel* (Ziegelmehl), S. 1518; *Zegl* S. 1548.

ahd. *io*

§ 35. Zur Bezeichnung von ahd. *io* wird bis um 1526 gleichmäßig *ie (ye)* oder *i (y)* verwendet. Seit dem zweiten Viertel des 16. Jh. wird dieses letztere durch das diphthongische Zeichen *ie* verdrängt: *geniessnn, iemands* (jemand), *ieder mon* (jedermann), *vierdhalb, iemant, vierde, gepieten* (gebieten), *dienen, ziehenn*, S. 1400; *Gyesser* (bergm. Gießer), K. 1442; *dýener*, K. 1493; *niemant*, K. um 1496; *diebschacht* (Diebschacht, FlN), S. 1522; *wie*, S. 1525; *viertl*, S. 1526; *tieff, vier*, S. 1537; *fjetzt*, K. 1546 usw. — *ymand* (jemand), S. 1378; *výrttl, virde, lichtlöcher, kysnn, virtail* (Viertel, vierte, bergm. Lichtlöcher, kiesen = wählen, Viertel), S. 1400; *fir* (vier), K. 1434; *zwdynen* (zu dienen),

S. 1479; *dibplichen* (auf Diebes Art), S. 1496; *yczlicher* (jeder), K. um 1496; *ny, czyhen, dyner* (nie, ziehen, Diener), S. 1499; *tiff* (tief), S. 1500; *czihenn*, S. 1508; *dynen*, S. 1509; *jdoch* (jedoch), S. 1510; *ymancz, wy* (jemand, wie), S. 1515; *firtl* (Viertel), S. 1520, 1526.

In welchem Grade den *ie*-Schreibungen diphthongischer Lautwert beizumessen ist, läßt sich in bezug auf unser Untersuchungsgebiet besonders schwer beurteilen, da auch die omd. Kanzleien oft an dem historischen Zeichen *ie* festgehalten haben, obwohl der Diphthong schon längst verklungen war (vgl. MOSER I, § 81, 1, 2).

ahd. *uo*

§ 36. Zur graphischen Fixierung von ahd. *uo* dienen nicht weniger als 14 Zeichen: *v; u (ü), û, ũ; w (w̄), w̆, ẇ; ue, ũe; we, w̆e, wo*. Von diesen wird am häufigsten *u* mit seinen Varianten *û, ũ*, *ue* gebraucht.

In den ältesten Quellen liegen ausschließlich monophthongische Zeichen vor und überwiegen auch im ganzen 15. Jh. Im 16. Jh. kommen sie viel seltener vor, ohne jedoch durch den Typ *ũ (w̄)* oder *ue (we)* verdrängt zu werden: *vlreich* (Ulrich), S. 1373; *prudir*, S. 1397; *suchstollen* (bergm. Suchstollen), S. 1400; *czü* (zu), S. um 1408; *guten* (zu ahd. *got*), K. 1434; *gruben*, S. 1479; *grubenn*, S. 1481; *mus* (er muß), K. um 1496; *czuwarter* (Aufseher), S. 1515; *fur* (die Fuhre), S. 1526; *suchstollen*, S. 1541; *thut*, S. 1545; *zwschuten* (zuschütten), S. 1509; *zŵ* (zu), S. 1520.

*ue (we)* taucht zunächst im Schemnitzer Recht auf und bleibt bis zum Ausgang des 15. Jh. anderen Quellen fremd. Von der Jahrhundertwende bis etwa 1522 wird es in einigen Handschriften im Wechsel mit *w, w̆* verwendet. Vom zweiten Viertel des 16. Jh. steht es sehr häufig, vermag aber die Alleinherrschaft den anderen Schreibungen gegenüber nicht zu behaupten. Beispiele: *pues* (Buße), *guet* (gut), *beÿ . . . schuesterrenn* (bei Schustern), *gruebenn* (Gruben), *mues* (er muß), *fues* (Fuß), S. 1400; *schnwor* (Schnur), *gepuest* (gestraft), K. 1492, MATUNÁK, S. 473, 480; *mueth* (Mut), *thuenn* (tun), ebd., S. 468, 470; *thuet*, K. um 1496; *thuenn*, S. 1498; *hüetman* (Hutmänn), S. 1522; *Drey züewarternn* (Zuwarter, Aufseher), S. 1522; *Heyer aufruerr* (Häueraufstand), K. 1525; *puechhalter* (Buchhalter), S. 1526; *klüeg*, S. 1533; *güet, 3üe güett* (gut, dazu, daß), S. 1537; *thuet*, K. 1546; *füerman* (Fuhrmann), S. 1549.

Der diphthongische Lautwert der *ue (we)*-Schreibungen unterliegt keinem Zweifel (vgl. MOSER I, § 25; SCHWARZ I, S. 24). Dasselbe gilt wahrscheinlich auch für *û, ũ, w̆, ẇ*. Die darübergeschriebenen Indices dienen — besonders im Osten — zur Kennzeichnung des Vokalzeichens (vgl. MOSER I, § 81, 2) und finden sich in unserem Gebiet nicht gerade selten auch bei *ue, we (m̆ues, ğuet, s. o.)*. Im Oberdeutschen sind *û, ũ* dagegen im älteren Frnhd. Diphthongezeichen gewesen (vgl. MOSER, a. a. O.). Deshalb darf man annehmen, daß die meist im Wechsel mit *ue, we* auftretenden *ũ (û, w̄)*-Schreibungen diphthongischen Lautwert besitzen. So z. B.: *süch stollenn* (Suchstollen), *darczü* (dazu),

S. 1400; *Zûbarter* (Zuwarter, Aufseher – ebd. auch *Drey zûewarternn* ), S. 1522; *fûder* (Fuder), *thûn*, S. 1527; *thût*, K. 1546.

§ 37. Vom vereinzelt belegten *üe* und *ü* abgesehen, dienen zur Wiedergabe des mhd. *üe* dieselben Zeichen wie für ahd. *uo*. Für Häufigkeit und zeitliche Verteilung sowie Lautwert der einzelnen Schreibungen ist im großen und ganzen das im § 36 Gesagte gültig. Belege: *schlug* (schlüge), S. 1497; *wüst*, S. 1517; *guter* (Güter), S. 1520; *fûr* (Konj. Prät. von *fahren*); *wüst* (leer, wüst), *mûe*, *mue* (Mühe), *fûr* (Konj. Prät. von *fahren*), S. 1400; *zûefûren* (zu führen), S. 1546; *gefûrdt* (geführt), S. 1549; *auffûert* (aufführt), S. 1400; *sîch fuegeth* (begibt sich), K. 1492, MATUNÁK, S. 475; *gûeter* (Güter), S. 1522; *fûere* (führe, Konj. Präs.), S. 1546; *vergnûegt* (vergnügt, bezahlt), K. 1546; *schüechl* (Dim. zu *Schuh*, bergm. Bed. unsicher), S. 1548; *Krûeg* (Krüge), S. 1549; *müesszenn* (müssen), K. 1491; *stüeffl* (Dim. zu *Stufe* = Erzstück), S. 1537.

§ 38. Handschriften aus dem 16. Jh. bieten Belege für die Entrundung von mhd. *üe* und für den bair. Wandel von *uo* zu *ai* (hierzu vgl. MOSER I, § 81, 1, Anm. 6): *gefyrth* (geführt), S. 1527; *missigennger* (Müßiggänger), K. 1537, MATUNÁK, S. 488; *thain* (tun), K. 1525.

Ob gelegentliches *o* für ahd. *uo* in *most* (mußte), *Zethon* (zu tun), K. 1492, MATUNÁK, S. 475, 477, zum Schlesischen zu stellen ist, wie es WEINELT, § 38, haben möchte, bedarf noch der Klärung.

*ahd. ei*

§ 39. Ahd. *ei* wird in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle durch Diphthongezeichen wiedergegeben. Für die ganze behandelte Periode ist der Wechsel der *ei* (*ey*)- und *ai* (*ay*)-Schreibungen charakteristisch, wobei *ei* (*ey*) im 15., *ai* (*ay*) im 16. Jh. vorherrscht. Schwankungen zwischen *ei* und *ai* in ein und derselben Handschrift sind nicht ungewöhnlich und gehören manchmal zum Schreibduktus.

*ei* erscheint wie auch *ey* und *ai* schon in den ältesten Quellen und bleibt durchgehend in Gebrauch: *marchscheide* (Markscheide, Grenze zwischen Grubenfeldern), S. 1380; *eyn dritteteil*, S. 1397; *Perkhmeister*, *wegenn der heiligen czeit*, S. 1400; *pergmeistir*, S. 1402; *Tharnacmeister* (Kämmerer), S. 1406; *czwei*, S. 1422; *seil* (Seil), K. 1492, MATUNÁK, S. 475; *pergmeister*, *gemeine*, K. um 1496; *stein*, *perckmeister*, S. 1515; *wasserseig* (Wasserseige, Wasserrinne), S. 1519; *fleischer*, S. 1533; *Vberreitter* (Aufseher, zu mhd. *reiten*), S. 1536; *Vber Reitter*, S. 1546.

*ey* kommt im 15. Jh. etwas häufiger als *ei* vor; im zweiten Viertel des 16. Jh. bricht aber die Überlieferung der *ey*-Belege plötzlich ab: *marchscheyde*, S. 1380; *czwey*, *wasserseyge*, S. 1400; *gemeyne*, S. 1402; *Tarnackmeyster*, *scheyderlon* (Scheiderlohn), K. 1434; *gemeyne*, *teyl*, K. um 1496; *gemeyn*, *heyssen*, *hutreyter* (Hüttenreiter), S. 1499; *marschefft* (Markscheide), S. 1500; *gemeyne*, S. 1516; *eysnsteyn* (Eisenerz), S. 1518; *kleyner*, *teyl*, *Meyrhoff*, S. 1520.

*ai* ist von Einzelfällen abgesehen bis zum Ende des 15. Jh. im wesentlichen auf das Schemnitzer Recht beschränkt, wo es sehr häufig steht und sogar im Kirchenwort *geistlich* (vgl. MOSER I, § 79, Anm. 1) begegnet. Vom Ende des 15. Jh. an gehört es zu den beliebtesten Zeichen für ahd. *ei*: *tailer* (Erzteiler), S. 1373; *aigen, gemaine, Perckmaister* usw., S. 1400; *gaistliche*, S. 1400; *czwai*, S. 1422; *eysenstain*, S. 1459; *sail, tail*, K. 1492, MATUNÁK, S. 475; *getailt*, S. 1500; *tail*, S. 1509; *Maister*, K. 1510; *Vberraiter*, S. 1520; *Münczmaister*, K. 1525 usw.

*ay* fehlt — wohl durch Zufall — in Handschriften des 14. Jh. Im 15. Jh. tritt es beinahe ebensooft wie *ai* auf; seit 1500 nimmt seine Verwendung im Verhältnis zu *ai* (2 : 1) ab: *czway* (ebd. *czwey*), S. 1400; *geschayden* (Part. von *scheiden*), S. um 1408; *Schayder*, K. 1491; *taÿlen*, K. 1493; *verrayten* (verrechnen), S. 1496; *Schayder*, S. 1499; *abgerayt* (abgereitet = verrechnet), S. 1501; *aygen*, S. 1509; *Sayl* (Seil), S. 1518; *taÿl*, S. 1522; *rays3* (Reise), K. 1528; *schtayn*, S. 1527; *Baydt, Saÿffen* (beide, Seife), K. 1542; *Schaydgaden* (Werkstatt zur Metallscheidung), K. 1546; *Zway*, S. 1548.

Der Artikel und das Zahlwort *ein* gehen teilweise eigene Wege. Aus der frühesten Zeit haben wir lauter *eyn*-Belege; im 15. Jh. halten sich *eyn* und *ein* ungefähr die Waage, seit 1520 kommt die Variante *eyn* außer Mode, während der Typ mit *ei* nach wie vor gesetzt wird.

*ai* (*ay*) kommt verhältnismäßig spät, erst im zweiten Jahrzehnt des 16. Jh. auf, wird aber von nun an häufig genug geschrieben. Eine strenge Scheidung nach betonter und unbetonter Stellung (vgl. MOSER I, § 79, Anm. 2) kennen unsere Handschriften nicht, obwohl die Ansätze dazu allerdings da sind: *für ain m [Mark] kraus silber*, S. 1531; *nûr ainem kôler allein*, S. 1536; *vmb ain güldn*, S. 1537; *Ain schlemkratz*, S. 1548; *Ein alter pûecher vnnnd ainer am holtz*, S. 1548. *ay*-Formen treten im Untersuchungsgebiet höchst sporadisch auf.

§ 40. Weniger geübte Schreiber setzten manchmal *eu* für ahd. *ei*: *Hütten-Reütter* (Hüttenreiter, zu mhd. *reiten*), K. 1545. Dieses sowie die in § 26 und 30 angeführten Beispiele lassen darauf schließen, daß den verschiedenartigen Schreibungen für mhd. *û*, *î* und *ei* ungefähr der gleiche Lautwert zukommt.

§ 41. Außer den „normalen“ Schreibungen erscheint ahd. *ei* seit Mitte des 15. Jh. nicht selten als *a*: *perkmaster*, S. 1466; *kanerley* (keinerlei), *morschad* (Markscheide), *morschadstempel*, S. 1479; *morschad*, S. 1481; *perkmaster*, S. 1497; *marschadt, flascher* (Fleischer), S. 1506; *perkmaster*, S. 1509; *marschat*, S. 1517; *phatten* (Pl. von *Pfaid*), *famig* (zu mhd. *veim* = Schaum), S. um 1520; *Schadlon* (Scheidlohn), S. 1532; *wassersagen* (Wasserseigen, Pl.), S. 1533; *geratet* (gereitet = gerechnet), S. 1549. Hierher gehören auch Belege wie *wassersäg, wassersägen*, S. 16. Jh.; *Lättern* (Leitern), *lâb* (Laib), *geräsîg* (beritten), K. 1537, MATUNÁK, S. 488, 490, 493, wenn *ä* mit KRANZMAYER, § 20, g. 2, als *a* zu lesen ist.

§ 42. Sieht man vom dreimal belegten *Enander* (einander), K. 1492, MATUNÁK, S. 475–76, ab, das wohl anders zu beurteilen ist, so findet sich *e* für ahd. *ei* nur ein einziges Mal: *Strechnadl* (Streichnadel, Probiernadel), S. 1520. Wenn das eine mundartlich bedingte Entgleisung und kein Schreibfehler ist, so haben wir hier mit dem md. Wandel *ei* > *e* zu tun (vgl. SCHWARZ I, S. 312).

ahd. *ou*

§ 43. In den ältesten Handschriften wird ahd. *ou* mit *au*, sporadisch mit *av* bezeichnet. Dem 15. Jh. ist dagegen *au* sogut wie fremd; es gewinnt erst nach der Jahrhundertwende wieder Raum, um seit den dreißiger Jahren des 16. Jh. das stark verbreitete *aw* zu verdrängen: *gekauft*, S. 1397; *lavb* (Erlaubnis) S. um 1408; *verkauffen*, S. 1499; *aus3hauenn*, S. 1510; *haüen*, *kheilhau* (bergm. Keilhau), S. 1526; *kalbshaübt* (FN), S. 1535; *häüt* (zu *hauen*), *beraubt*, S. 1537; *beschäüet* (Part.), S. 1541 usw.

Das herrschende Zeichen des 15. Jh. ist *aw*, das nach 1527 durch *au* abgelöst wird: *gehawen*, *enthawen*, *ablawffen*, S. 1400; *von frawinmarkte* (ON), S. 1406; *ffrawen* (Frauen), K. 1434; *beschawet* (Part.), *hawen*, S. 1481; *beschawet* (Part.), *auss czuhawenn*, K. um 1496; *hawenn*, S. 1509; *beschawenn*, S. 1517; *hawen*, S. 1518; *gehawen* (Part. von *hauen*), S. 1520; *fraü*, S. 1527; *Frawen*, K. 1527.

§ 44. Vor *b* und *f* zeigt ahd. *ou* Monophthongierung zu *ā* (s. darüber SCHIRMUNSKI, S. 235). In unserem Gebiet kommt dieser Wandel graphisch als *a*, seltener als *o* zum Ausdruck, aber auch die *ä*-Schreibungen gehören zweifellos hierher (vgl. MOSER I, § 79, Anm. 9): *vrlab* (Urlaub), S. 1400; *obgeloffenn*, *abczulaffen* (abgelaufen, abzulaufen), K. 1492, MATUNÁK, S. 476, 477; *vrlab*, K. 1504, MATUNÁK, S. 481; *Vrlab* (ebd. auch *albeg* = immer), K. 1537, MATUNÁK, S. 483; *täb*, *die thäben gebeü* (taub, nicht erzhaltige Gruben), S. 1537.

Ahd. *ou* wird durch *ū* wiedergegeben in *verläuffen* (verlaufen, Pl. 3. Präs.), S. 1537, und zwar in obd.-bair. Kontext.

§ 45. Der Umlaut des ahd. *ou* fand – wenn uns die sehr dürftigen Belege überhaupt zu Folgerungen berechtigen – bis zum Anfang des 15. Jh. keinen graphischen Ausdruck. Im 15. Jh. mangelt es an Beweismaterial; das Schemnitzer Recht zeigt allerdings *ew*, das zu den orthographischen Verhältnissen dieser Periode gut passen würde. Das zweite Jahrzehnt des 16. Jh. hat wieder *ew*, dieses wird etwa ab 1520 durch *eu* (sporadisch *äü*) verdrängt. Belege: *di houer*, *nicusch houer* (Häuer), S. 1367; *lenhawir* (Lehenhäuer), S. 1402; *lehennhewer*, S. 1400; *hewer*, *lechen hewer*, *ler hewer* (Lehenhauer, Lehrhauer), S. 1515; *fleübt*, *flewens ab* (spült, spülen es ab, zu mhd. *vlöuwen*), S. 1520; *lerhaüer*, *lenheuer*, S. 1520; *heurechnen*, *den Gras3heüernn*, K. 1546; *den Grasheüern*, K. 1547.

Die Entrundungszeichen *ei*, *ey*, *ai*, *ay* tauchen gelegentlich schon Anfang des 16. Jh. auf, werden aber erst seit dem 2. Jahrzehnt häufiger; *ai* und *ay* scheinen

sich auf die kurze Periode von 1513–1526 zu beschränken: *lechenheyer* (Lehenhäuer), S. 1504; *von den heiern*, S. 1522; *Heyer aufruere* (Häueraufstand), K. 1525; *mit zweien hejfern*, S. 1537; *fley tigl* (Fläutiegel), S. 1549; *lehenhaier*, S. um 1513; *den haÿern*, S. 1522; *perghaÿer*, K. 1525; *den haiern, haÿer*, S. 1526.

ahd. *iu*

§ 46. Für umgelautetes sowie nichtumgelautetes ahd. *iu* stehen die Verbindungen *eu(ev)* und *ew*, von denen erstere im 14. und dann wieder seit dem 2. Jahrzehnt des 16. Jh. vorwiegend üblich ist, während *ew* öfters erst nach 1400 vorkommt und – zwar seltener – auch noch im 16. Jh. gebraucht wird: *aus dem nevn 3ol* (Neusohl, ON), S. 1375; [den] *leuten*, S. 1378; *leute*, S. 1397; *leuth*, K. 1492, MATUNÁK, S. 477; *des teuffels, czeüge* (Werkzeuge), S. 1518; *freuntlih, perckleüt, werckhzeüg*, K. 1525; *ins neusol* (ON), S. 1526; *treü*, S. 1536; *pergleütte*, S. 1537; *ambtleut*, K. 1546; *fleust* (fließt), S. 1547; *feür* (Feuer), K. 1547; *getzeüg* (bergm. Werkzeug), S. 1548. – *pewen* (bauen), S. 1378; *neü, neue, leüt, Mewer* (Mauer), S. 1400; *fewer, Amptleuten*, K. 1434; *lewt*, S. 1479; *frewntt*, K. 1491; *neue*, K. um 1496; *Ambtlewt*, S. 1517; *prewhaÿser* (Brauhaus), S. 1522; *neüe*, S. 1548.

§ 47. Während zur schriftlichen Fixierung des entrundeten Umlautes von ahd. *ū* und *ou* sich die Schreiber beinahe aller Varianten der Entrundungszeichen (*ey, ay, ei, ai* – vgl. § 26 und 45) bedienen, wird für mhd. *iü* nur *ei* bzw. *ey* geschrieben, was sich auch durch die beschränkte Anzahl der Belege erklären lassen könnte: *ambtleyt, Huttleyth, den hutt leyten* (Hutleute), S. 1515; *amptleit*, S. 1520; *leit*, S. 1525; *leit, haupleÿtt* (Hauptleute), S. 1526; *pergkhleyth*, K. 1542. Nicht auf Zufall mag es dagegen beruhen, wenn Handschriften aus derselben Periode in *neu, euer, Teufel, Treue, fleußt* (fließt), *Feuer*, also für nichtumgelautetes *iu* kein Entrundungszeichen aufweisen (vgl. § 46). Trotz dem vereinzelt Gegenbeispiel *in den preyheusern* (Brauhaus), zu ahd. *brüwan*), K. 1537, MATUNÁK, S. 490 und dem umgekehrten Standpunkt bei WEINELT, § 35, dürfte man daran denken, daß mhd. *iu* im Gegensatz zu mhd. *iü, öu, ū* seine eigenen Wege gegangen ist und die Rundung bewahrt hat. Zur befriedigenden Lösung des Problems wären weitere Belege nötig (vgl. zum Ganzen: KRANZMAYER, § 16, SCHIRMUNSKI, S. 224 f., 228).

§ 48. Monophthongisches *u* liegt im Stadtrecht von Schemnitz vor: *fründ* (Freunde), S. 1400; *czü den fründnn*, ebd. Zum dialektalen Charakter vgl. MOSER I, § 82, Anm. 4, 11).

## II. KONSONANTISMUS

### 1. VERSCHLUßLAUTE

germ. *b*

§ 49. Im Anlaut vor Vokalen steht für germ. *b* in der ganzen Periode überwiegend *p*, auch in Texten, die sonst keine besonderen bair. Merkmale aufweisen: *pyrg* (Bürge), S. 1375; *päuen*, *pewen* (bauen), *perchwerch* (Bergwerk), S. 1378; *Perckrecht*, S. 1400; *pawit*, *pergweg* (baut, Bergwerk), S. 1402; *pin* (bin), K. 1434; *palg* (Blasebalg), S. 1467; *pÿn* (bin), K. 1493; *perkwerck*, K. um 1496; *der puxen* (Gen. von *Büchse*), S. 1509; *dem pesten* (dem besten), S. 1515 usw.

Daneben kommt um 1400 nur gelegentlich, im 16. Jh. nicht selten (Verhältnis zu *p* etwa 1 : 3) auch *b* vor: *baidenthalb*, S. 1400; *bete* (Bitte), S. 1516; *als balde*, *Burg*, S. um 1520; *bürg* (Bürge), *Bid* (Bitte), *Baw*, K. 1525; *baÿt*, S. 1537; *bargett* (Bargeld), K. 1541; *des hern Bergmeisters*, *Biettende* (bittende) S. 1542; *Bar* (bar), K. 1546.

In *Bürger* scheint *p* in den älteren Denkmälern häufiger gewesen zu sein; in *be-* und *bei* wechselt das bair. durchaus gewöhnliche *b* (vgl. MOSER II, § 137, Anm. 2, 3) mit *p* im Verhältnis von etwa 2,5 : 1: *purger*, S. 1378; *den geswornpurgern*, S. 1397; *Burger*, S. 1400; *purger*, S. 1406; *purger*, S. 1515; *Burger*, S. 1525; *Burgerr*, S. 1541; *beÿ*, S. 1400; *pey*, K. um 1496; *bey*, S. 1497; *pey*, K. 1515; *bey*, S. 1515; *pey*, S. 1518; *Pay*, S. 1520; *pey*, S. 1522; *bey*, S. 1527; *bey*, K. 1546; *bey*, S. 1548; *befelung* (Befehl), *behelitt*, *behalltenn*, S. 1400; *bekennen*, S. 1402; *pekennen*, S. 1406; *beschawet*, *besicht* (beschaut, besichtigt), S. 1481; *pegert*, *pestricken* (begehrt, mutet; bestriicken), K. um 1496; *begert*, S. 1499; *peczallung*, *Bekent* (3. Sg. Präs.), S. 1513; *Bekannt* (Part.), S. 1516; *berait* (bereit, ebd. auch *peraitschaft*), S. 1527; *belangt*, S. 1537; *beschau* (Besichtigung), S. 1543 usw.

In *bis* gilt größtenteils *b*; *p* weisen nur einige Handschriften auf: *pyz*, S. 1479; *pis czu*, K. 1492, MATUNÁK, S. 477.

*p* herrscht auch im mittelbaren Anlaut: *verpott* (Verbot), S. 1400; *de3 gepot3* (des Gebots), S. 1406; *gepessert*, S. 1496; *gepaut*, S. 1497; *Walpurger* (Waldbürger), S. 1499 usw., während *b* in dieser Stellung nur vereinzelt belegt ist: *vnbeladen*, K. um 1496; *gebürt*, S. 1541; *Statbüch*, S. 1543; *waldbürger*, S. 1547.

§ 50. In den anlautenden Verbindungen *bl-*, *br-* wird *b* einigemal im Schemnitzer Recht und dann wieder im zweiten Viertel des 16. Jh. geschrieben: *bleÿbt*, *bringt*, *brengt* (bringt), S. 1400; *brieff*, S. 1531; *bringen*, *Bracht* (gebracht) K. 1543, 1544; *Blei*, S. 1549. Sonst zeigen die Quellen im ganzen behandelten Abschnitt durchgehend *p*: [im] *prant schachte* (Brandschacht), S. 1378; *prudir* (Bruder), S. 1397; *pricht*, *prüch*, *pleiben*, S. 1400; *preenner* (Brenner, Schmelzer), K. 1434; *prengaden* (Brennhütte, Schmelzwerk), S. 1467; *playben*, K. 1491; *pringenn*, K. 1492, MATUNÁK, S. 474; *preenner*, S. 1499; *pleÿ* (Blei), S. 1504 usw.



§ 51. Die graphische Entsprechung von germ. *b* in der Stellung zwischen Vokalen, zwischen Liquida und Vokal ist gewöhnlich *b*: *da3 sybende* (Siebentes, eine Abgabe), *an gehaben* (angehoben), *urbar* (Kammereinkünfte), S. 1378; *gebenn*, *sibenn*, S. 1400; *habin* (haben), S. 1402; *vrbirgraff* (Urbargraf, Einnehmer der Urbar), S. 1406; *vrbar*, *Silber*, K. 1434; *hin geben*, *arbater* (Arbeiter), K. um 1496; *treiben*, S. 1497; *ebel* (übel), K. 1515; usw.

Vor *t* des Stammes oder der Flexionsendung ist *b* das häufigere Zeichen für germ. *b*: *gibt*, S. 1400; dagegen: [den] *Amptleuten*, K. 1434; *ambtz willen* (des Amtes willen), *geerbt*, K. um 1496; *ambt lewt*, S. 1499; *ambtman*, S. 1515; aber: *amptleit*, S. 1520; *ambtleut*, K. 1546; *mit 4 Kistenhaubten* (Kistenhaupt, bergm.-Bed. unsicher), *gewelbte* (gewölbte), S. 1555.

Die westgerm. Geminata *-bb-* erscheint als *pp* oder *b (pb)*: *gestüb macher* (Gestübmacher, Hüttenarbeiter), S. 1515; *Stueb mocher*, S. 1520; *Stübmacher*, *Stipb macher*, S. 1522; *den müntzerknappn* (Münzergesellen), K. 1544; *gestüb* (Gestübe), S. 1549.

§ 52. Im mittelbaren und unmittelbaren Auslaut steht gewöhnlich *b*, vereinzelt auch *bp*: *vrlab* (Urlaub = Erlaubnis), S. 1400; *lavb* (dass.), S. um 1408; *Erb* (das Erbe), S. 1422; *täb* (taub), S. 1537; – *ablawffenn*, S. 1400; *diebschacht*, S. 1522; *diebstall* (Diebstahl), K. 1526; *dibplichen* (auf Diebes Art), S. 1496

§ 53. Die ahd. Lautgruppe *-mb-* ist in einigen Fällen zu *m* geworden: *vm (um)* S. 1378, 1467; *Zimer* (das Zimmern), S. 1519; *zimmersäg* (Zimmersäge), S. 1548. Viel häufiger, im 16. Jh. alleinherrschend ist aber die Schreibung *-mb*, die außer *krümb* (krumm, ebd. auch *formb* = Form), S. 1400 nur in *um* und seiner Sippe begegnet: *vmb*, S. 1400; *vmb*, S. um 1408; 1459, 1460, 1498 usw.; *Darumb*-K. 1510; *Dorumb*, K. 1515; S. 1520; *widerumb*, K. 1522. Ob diesen Schreibungen richtige Lautwerte zukommen, ist wegen der gleichzeitig stark verbreiteten inetymologischen *mb*-Schreibungen, wie z. B. *formb*, schwer festzustellen (vgl. § 89).

§ 54. Germ. *b* wird im Inlaut zwischen Vokalen, zwischen Vokalen +sonoren Konsonanten und in nachvokalischer Stellung oft mit *w* transkribiert: *geoffnnwart* (geoffenbart), S. 1400; *Sÿbenwürger* (Siebenbürger, FN), S. 1522; *herweg* (Herberge), K. 1542; *owes* (ob es), *ower* (aber), *halwethal* (Halbteil), *ow der Valtenn ow ging* (ob der Valtin abginge = wenn er stürbe), S. I. Hälfte des 16. Jh. Der Kontext dieser letzteren Belege und ebd. belegtes *schol* für *soll* lassen keinen Zweifel darüber, daß wir hier mit der Handschrift eines im Schreiben ungeübten, aber lautbeobachtenden Bayern zu tun haben, der sich durch orthographische Traditionen durchaus nicht stören ließ und keinen Unterschied zwischen dem Lautwert der Zeichen *w* und *b* kannte. Der (mindestens graphische) Zusammenfall der beiden Laute geht in die Zeit der ältesten Überlieferung zurück; den deutlichsten Beweis hierfür liefert die Lautsubstitution. Der slawische Eigenname *Boleslaw* ist als *woli3lob*, S. 1375 bezeugt; der stimmhafte bilabiale Verschlusslaut *b* in ungarischen Wörtern wird durch das

Schriftzeichen für den nächststehenden Laut, durch *w* ersetzt: *Wele* (latini-  
sierter Name des Ungarnkönigs Bela), S. 1400; *Solgawyro* (solgábirō = Stuhl-  
richter), S. 1512. Die Frage, ob das *w* in den etymologisch nicht durchsichtigen  
Formen *geoffenbart*, *Siebenbürger*, *Herberge* nur eine Schreibvariante von *b*  
„ohne lautliche Bedeutung“ (MOSER I, § 43) darstellt oder einen wirklichen  
phonetischen Wert besitzt, lassen wir mit dem Verweis offen, daß die Spiran-  
tisierung des *b* in dieser Stellung bair. Mundarten nicht fremd ist, so z. B.  
ostlech. *Hérworig* „Herberge“, Eschōwá „Eschenbach“ (SCHMELLER I, S.  
82); *waeznwuvK* „Weißenburg“ aus dem nordöstlichen Buchenwald in Ungarn  
(vgl. HUTTERER, § 297, Anm. 5). Die spirantische Geltung des *w* in *ower*,  
*halwethal* und sogar in den syntaktischen Gruppen *owes*, *ow ging* kann dagegen  
als sicher betrachtet werden (vgl. zum Ganzen: MOSER I, § 137, 2a; KRANZ-  
MAYER, § 25; HUTTERER, § 297–298; BEHAGHEL, § 391; MAUSSER,  
S. 56; KIENLE, § 119).

germ. *d*

§ 55. Die Vertretung von germ. *d* im unmittelbaren und mittelbaren Anlaut  
ist *t(th)*; *d* taucht im mittelbaren Anlaut nur einmal, nach *l* auf: *ge tragen*  
(getragen, ertragen), S. 1378; *tailer* (Erzteiler), *tiefste*, *ertrwnken*, S. 1400;  
*tag*, S. 1446; *taġlen* (teilen), K. 1493; *tag*, K. um 1496; *trewgen* (trocknen, ent-  
wässern), S. 1518 usw.; – *Satteldasch* (Satteltasche – bergm. Bed. unischer),  
S. 1548.

*th* kommt am Ende des 15. Jh. auf und scheint sich auf einige Wörter zu  
beschränken: *thet* (täte), K. um 1496; *thuenn*, S. 1498; [die] *thäben* [Gebäude]  
(erzarme Gruben), S. 1537; *thut*, S. 1545; *halbthail* (die Hälfte eines Kuxes),  
K. 1545; *thut*, *thuet*, K. 1546.

§ 56. Inlautend zwischen Vokalen wird einfaches sowie wgerm. geminiertes  
*d* meist mit *t* bezeichnet: *Raate* (Dat. von *Rat*), S. 1400; *Pergstete*, S. 1479;  
*bete* (Bitte), S. 1499; *zwschwten* (zuschütten), S. 1509; *hutt leyten* (Hutleuten),  
S. 1515 usw.

*tt* wird in erster Linie nach Längen und Diphthongen gesetzt: *czu dem*  
*guten . . . gelde*, K. 1434; *czeytten*, S. 1446; *phatten* (Pl. von *Pfaid*), S. 1519;  
*hiettnn* (Hütten), S. 1522; *Weitter*, S. 1537; *geschnitten*, S. 1536; *Biettende*,  
S. 1542.

Lenierung zu *d* zeigt sich im Schriftbild sehr selten: *arbeden*, *gebeden* (arbeiten,  
gebeten), K. 1525.

Inlautendes *-nd-* für ahd. *-nt-* ist schon in den ältesten Quellen bezeugt und  
behauptet sich in der ganzen Periode, während die Variante *-nt(t)-* viel selte-  
ner, hauptsächlich in Handschriften mit md. Gepräge gebraucht wird. Seit  
Ende des 15. Jh. ist daneben auch die Kompromißform *-ndt-* gelegentlich  
üblich. Beispiele: *hyndern* (hindern), S. 1378; *vnder* (unter), S. 1400; *mit dem*  
*Sybenden* (Siebenten), S. 1479; *hynder*, K. um 1496; *vnderziechen* (unterziehen),  
K. 1527; *ende*, S. 1537; *gefunden*, S. 1555; – *Verhanntten* (vorhanden),

S. 1400; *vntin*, *vntirsich* (unten, unter sich = im Liegenden), S. 1402; *entlich* (endlich), S. 1479; *vnterstanden*, K. um 1496; *aus den henten*, S. 1499; — *vndter-richt* (unterrichtet, Part.), K. 1493; *vndter*, S. 1544; *vndterhaltung*, K. 1545.

Für den ganzen behandelten Abschnitt gerechnet, steht *-ld-* der Verbindung *-lt-* an Häufigkeit kaum etwas nach. In bezug auf die Verteilung bestehen aber nennenswerte Unterschiede, indem *-ld-* im 15., *-lt-* im 16. Jh. stärker verbreitet ist. Der Vorstoß dieses letzteren ist besonders seit dem zweiten Viertel des 16. Jh. augenfällig: *beholdenn*, *dem eldestnn*, S. 1400; *schuldick*, K. 1434; *hilden* (hielten, Konj.), S. 1479; *Eldest*, *wolde* (ältest, wollte), K. 1492, MATUNÁK, S. 470, 474; *der alde*, S. 1500; *halden*, S. 1509, 1515; *wolden* (wollten), S. 1537; *schuldner*, S. 1549 — *aus dem alten*, S. 1375; *behalltenn*, S. 1400; *haltin*, S. 1402; *gehalten*, K. um 1496; *alter*, S. 1499; *halten*, S. 1508, 1515; *puechhalter* (Buchhalter), S. 1526; *zuehalten*, S. 1533; *erhaltung*, K. 1545; *wasserhalten* (Entwässerung), K. 1546.

§ 57. Im unmittelbaren und mittelbaren Auslaut ist germ. *d* vorwiegend durch *t* vertreten: *c3eyt*, S. 1375; *Stat* (Stadt), S. 1400; *stolnort* (Stollenort), S. 1402; *ort*, K. um 1496; *stotschreiber*, S. 1513; *wurt* (wurde), K. 1546; *hert* (Herd), S. 1548 usw.

*th* findet sich erst seit Ende des 15. Jh. häufiger: *leuth* (Leute), K. 1492, MATUNÁK, S. 477; *ambtleyth* (Amtleute), S. 1515; *gepeth* (Bitte), K. 1525; *Hüthküpfer* (Hüttkäufer, Hüttenaufseher), K. 1542.

Verdopplung des *t* ist — wie im Inlaut — besonders nach nhd. Längen und Diphthongen, aber auch sonst üblich: *czeit*, *verpott* (Verbot), S. 1400; *Sstatt*, *nott* (Stadt, Not), K. um 1496; *Rett* (Ratsmänner), K. 1525; *haupteytt* (Hauptleute), S. 1526; *Ratt* (der Rat), S. 1541.

Des Zeichens *d* bedient sich wieder nur derselbe Schreiber, der ahd. *t* auch im Inlaut zu *d* erweicht hat (vgl. § 56); die vermittelnde Schreibung *-dt* ist in den ersten Jahrzehnten des 16. Jh. Mode: *arbed*, *Bid* (Arbeit, Bitte), K. 1525; *Stadt*, S. 1514, 1516, 1517—18, 1520.

Im Part. Präs. konkurriert *-nd* vom Anfang des 15. Jh. an mit *-nt(t)*, ohne dieses verdrängen zu können; im zweiten Viertel des 16. Jh. erscheint öfter *-ndt* vorzugsweise in den Partizipien, etwas seltener auch in anderen Formen: *ligenntt* (Liegendes), *faründ oder vnfaründe* (fahrende Habe), S. 1400; *hangent* (Hangendes), S. 1479; *hangend*, *ligend*, K. um 1496; *betreffent*, K. 1525; *hangund*, S. 1526; *3werch hangendt* (Querhangendes), *ligendt*, *stollwandt* (Stollenwand), *gründt* (Grund), S. 1537; *verlonndt* (verlohnt), S. 1549.

Übrigens herrscht *-nt* (*-ntt*, *-nth*) nicht nur in *tausent*, wo überall *t* gilt (vgl. MOSER II, § 143, 3a), sondern auch in anderen Wörtern: *Stolwant*, S. 1400; *Sunabennt*, S. 1484; *frewntt* (Freund), K. 1491; *Feyerobent* (FN), S. 1496; *hantwergk*, K. 1510; *Hantfeustel*, S. 1518; *freuntlich*, K. 1525; *sonth* (Sand), S. 1527 usw.

Für die Verteilung von *-lt(t)*, *-ld* und *-ldt* im mittelbaren und unmittelbaren Auslaut gelten ähnliche Verhältnisse, wobei allerdings zu bemerken ist, daß *-ldt* etwas früher als *-ndt* hervortritt, was jedoch auch auf Zufall beruhen kann. *-lt* wird mehr als dreimal so häufig verwendet wie jede der anderen zwei Gruppen: *woltwyrch* (Waldwürke, Gewerke), S. 1375; *gelt* (Geld), K. 1434; *erwelt*, *wolt* (erwählte, wollte), K. 1527; *zallt* (gezahlt), *bargeltt*, K. 1541; *schült* S. 1549 — *weld* (wollte, Konj.), S. 1378; *geltschuld*, S. 1400; *schuld*, S. 1484 *wold* (wollte), K. 1492, MATUNÁK, S. 475; *waldpurger* (Waldbürger, Gewerke), S. 1513; *zald* (gezahlt), S. 1549 — *Rümpl geltt*, S. 1514; *geldt*, S. 1522; *den waldbürgern*, K. 1542.

§ 58. Durch Assimilation entstandenes *empf-* wird in der Schrift gewöhnlich als *emph-* oder *enph-* fixiert, so z. B. *emphahenn*, S. 1400; *enphangen*, S. 1497; *enphrembt* (entfremdet), S. 1496; *emphang* (Empfang), K. 1543. Seit Ende des 15. Jh. setzen sich einigemal — wahrscheinlich infolge etymologischer Bestrebungen (vgl. hierzu MOSER II, § 143, 4, Anm. 59–60) — Formen mit *entph-*, *entpf-* durch: *entphieng* (Konj.), *entphaher* (Empfänger), K. um 1496; *entpfangen*, S. 16. Jh. Hierher gehört auch *antfangen*, S. 1518, wenn es sich nicht eher um die phonetische Wiedergabe des Wortes handelt (*a* für unbetontes *e*, *tf* nach md. Schreibpraxis für die Affrikata). In *Ennzogen* (entzogen), K. 1546 liegt Assimilation des *t* durch die nachfolgende Affrikata vor.

§ 59. Geschwunden ist die Media im Kompositum *Waldbürger*: *walpurger*, *balpurger*, S. 1499; *walpurger*, S. 1515, S. um 1520.

germ. *g*

§ 60. Für germ. *g* wird im unmittelbaren und mittelbaren Anlaut sowohl vor Vokalen als Konsonanten durchgehend *g* geschrieben: *gegen*, S. 1375; *ganc* (Erzgang), S. 1378; *groff* (Graf), S. 1402; *glaser*, *gnode*, *Abganck* (Glaser, Gnade, Gewichtsverlust), K. 1434; *begert* (bergm. mutet), S. 1499; *guetter* (Güter), K. 1527 usw. Eine Ausnahme von dieser Regel bilden nur die versprengten „spezifisch md.“ Schreibungen (s. MOSER II, § 148, Anm. 8) wie *enkegengescriben* (gegengeschrieben), K. 1434; *kegenwart*, S. 1518; *kegen*, S. 1520; *Kegnn*, K. 1525.

§ 61. Inlautend steht ebenfalls *g*, und zwar in allen Stellungen: *gange*, *slage* (Dat. von *Gang*, *Schlag*), S. 1378; *geswornpurgern* (den geschworenen Bürgern), S. 1397; *geczogenn* (ebd. auch *geczohenn*), *volgennt* (folgen, 3. Pl.), *scheiblige lehenn* (scheibenförmige Grubenfelder), S. 1400; *des konigs*, S. 1402; *gefrogt*, S. 1513 usw.

Stimmhaftes ung. *g*, lat. *k* sowie unbehauchtes ung. *k* werden gleicherweise mit *g* bezeichnet bzw. ersetzt: *Solgawyro* (solgábīrō = Stuhlrichter), S. 1512; *Pangracz* (PN), S. 1520; *Muntgatsch* (ung. Munkács = munkātš, Stadt im Nordosten des hist. Ungarn, heute in der Sowjetunion), S. 1549. Auf Grund dieses Belegmaterials könnte man dem Zeichen *g* in der Mehrzahl der Fälle den phonetischen Wert einer stl. oder sth. Lenis zuschreiben (vgl. MOSER II, § 148,

2a), wenn die störende Entgleisung *gezohenn*, S. 1400 (für *gezogen*) nicht da wäre. Das Nebeneinander von *g* und *h* als Schreibvarianten berechtigt uns zu der Annahme, daß *g* in intervokalischer Stellung, zwischen Vokal und Liquida mindestens mitunter als Reibelaut gesprochen wurde, obwohl hier selbstverständlich auch mit der Möglichkeit einer Verschreibung oder Übertragung aus den Präsensformen gerechnet werden muß (Zur Spirantisierung des *g* vgl. MOSER II, § 148, 2a; SCHIRMUNSKI, S. 309, 312 und besonders KRANZMAYER, § 29, a. b).

§ 62. Für auslautendes *g* kennen unsere Handschriften am häufigsten *g*: *pyrg* (Bürge), S. 1375; *slag* (Schlag), S. 1378; *gang* (Erzader), S. 1400; *perg*, K. um 1496; *albeg* (allweg = immer), S. 1499; *schuldig*, S. 1516; usw. An sonstigen Verschlusblautzeichen sind ab und zu *c*, *k*, *gk* und etwas öfter *ck* üblich: *ganc* (Erzgang), S. 1378; *gank*, S. 1508; *czwerichslagk* (Querschlag), K. 1492, MATUNÁK, S. 474; *mainüngk*, S. 1526; *tagk*, S. 1541; *ganck*, S. 1400; *Abganck*, *schuldick*, *czuanczick*, K. 1434; usw. Vereinzelt erscheint *ch* für den obd. und md. geltenden Reibelaut in *manch* (vgl. MOSER II, § 148, Anm. 40, 43): *mannich*, K. 1525 und statt *g* im mittelbaren Auslaut: *Schlachgeltt* (ebd. auch *schlageltt*, *Schlaggeltt* = Schlaggeld), S. 1512.

Für die Konsonantengruppen *rg*, *ng* wird im mittelbaren Auslaut gewöhnlich *g* mit seinen harten Varianten *k*, *ck*, *gk* geschrieben: *pergmeistir*, *pergweg*, S. 1402; *Pergstete* (Bergstädte), S. 1481; *pergschaffer* (Bergschaffer), S. 1515; *Gangmüln* (Erzmühlen), K. 1544; usw. — *perkmaster*, S. 1466; *perkwerk*, K. um 1496; *fanknus* (Gefängnis), S. 1520; *Perckrechtt*, S. 1400; *perckmeister*, K. um 1496; *gefengknūs*, S. 1537; *Pergkwerch*, K. 1545.

Konsonantenverbindungen (*kh*, *ckh*, *gkh*), die Affrikaten andeuten (vgl. MOSER II, § 148, Anm. 38), begegnen vereinzelt schon im 15. Jh. und werden im zweiten Viertel des 16. Jh. ziemlich häufig verwendet. So z. B.: *Perkhmeister*, S. 1400; *ganckh müwl* (Erzmühle), S. 1482; *perkhwerch*, K. 1524; *dem purkhgrauen* (dem Burggrafen), S. 1526; *perckhwerckh*, S. 1537; *pergkhleyth*, K. 1542; *pergkhwasser*, S. 1542.

germ. *p*

§ 63. Germ. *p* im Anlaut zeigt — mindestens graphisch — oberdt. Verschiebungsstand. Seine frnhd. Entsprechung wird zunächst mit *ph* fixiert, das sich neben *pf* auch noch im 16. Jh. halten kann: *pheffel* (FN), S. 1378; *pflaget* (pflegt), K. 1493; *phingsten*, K. um 1496; *phlichtig*, S. 1509, 1515; *verpflicht* (verpflichtet, Part.), S. 1518; *pharrer*, S. 1519; *phatten* (Pl. von *Pfaid*), S. 1519; *pfaittn*, S. 1537. Die phonetische Schreibung des für das Omd. und Zipserische charakteristischen *tf*-Lautes, der als Ausgleichsprodukt von Mundartenmischung zu werten ist (vgl. MITZKA I, Sp. 1725; WEINELT, § 79 und LUX, S. 148), tritt nur vereinzelt auf: *tfarrer* (Pfarrer), S. 1466. Ob und in welchem Maße hinter *pf*, *ph* sich omd. Lautung mit *f* verbirgt, wie es SCHWARZ II, S. 153, mit Recht annimmt, ist auf Grund des vorliegenden Stoffes kaum zu

klären. Daß für obd. *pf* im Pergstädterischen auch *f* gesprochen wurde, dafür sprechen phonetische und umgekehrte Schreibungen wie *fulpawm* (bergm. Pfühlbaum), K. 1492, MATUNÁK, S. 471; *bephelh* (Befehl), K. 1537, MATUNÁK, S. 490. Als weiteren Beleg könnte man den Personennamen *Seraphin*, S. 1500 heranziehen, dessen *ph* ist aber eher ein Zeichen humanistischer Gelehrsamkeit und hat mit Lautwert unmittelbar nicht viel zu tun.

§ 64. Für germ. *pp*, *mp*, *rp* haben wir beinahe ausschließlich Bergmannswörter als Belege. Bei ihrer Wiedergabe zeigen die Quellen fast überall ein Schwanken zwischen obd. und md. Schreibart.

In der älteren Zeit gilt *pp* ohne Ausnahme; *pf* tritt erst seit dem dritten Jahrzehnt des 16. Jh. hervor und wechselt mit *pp*: *mertel mit dem czop* (Martin mit dem Zopf), S. 1378; *kupper* (Kupfer), S. 1434; *hütkepper* (Hüttenaufseher), S. um 1460; *Hütkepper*, S. 1499; *Hutkopperin*, S. 1513; *Hyttkepper*, S. 1520; *Tottenkopp* (Totenkopf, eine Art Tiegel), S. um 1520; *Gregor klopper* (Klopfer, Bergarbeiter, der das Zeichen zur Förderung gibt), S. 1522; *hutkhepper* S. 1522; *küpherwasser*, S. 1528; *Hüthküpher*, K. 1542; *Cupfern glütschapfen* (Probierwerkzeug), *Kurnt khupfer* (gekörntes Kupfer), *khupperpergwerchshandlung* (Kupferbergwerk), *khürnt khupper*, K. 1546; *kupper*, S. 1548.

Von den beiden *mp*-Belegen *Stempel* und *Rümpel* (Fördergefäß aus Holz) weist nur der erste diesen Wechsel auf: *Marscheid stempfl* (zweimal, ebd. auch *Von Maarscheid stemplnn* = Grenzstein, Grenzzeichen), S. 1400; *Werchstempl zapfen* (Bed. unsicher), S. 1548. Sonst steht immer *mp*: *Smernstempel* (FN), S. 1402; *Stempel*, K. 1492, MATUNÁK, S. 478; *sibentstempl*, S. 1509; *Rümpl geldt*, S. 1514; *Stempl*, S. 1517; *Rumpl*, *Rümpl*, S. 1518; *Rümplschreiber*, S. 1545; *Rümpl*, S. 1547; *Rimpel schreiber*, S. 1548; *Rimpl*, S. 1555.

Daß *Rümpel* wirklich gesprochene Lautung widerspiegelt, ist einleuchtend genug; es gehört zum Vorrat der md. Bergbauterminologie, die von Siedlern aus dem md. Raum mitgebracht worden ist. *Mertel mit dem zop* ist Übername; *p*-Lautung selbst im Munde von Oberdeutschen halten wir nicht für unmöglich.

Zu *Stempel*, *Hüttkäpper*, *Kupper* besaß das Obd. Entsprechungen mit verschobenem *p* (vgl. MOSER II, § 138, Anm. 3; SCHMELLER II, Bd. II, 1273). Ob die bair. Durchdringung auch in diesem Bereich so stark war, daß sich die obd. Formen den md. gegenüber zu behaupten vermochten, ist fraglich.

Der Beleg *khupperpergwerchshandlung* ist hier m. E. ausschlaggebend. Wenn der zweifellos bairischen Gewohnheiten folgende Schreiber germ. *pp* unangetastet läßt, so ist das nur ein Beweis dafür, daß *Kupfer* in breiten Kreisen nach md. Art gesprochen wurde. Deshalb stellen die seltener bezugten *pf*-Schreibungen nicht nur in *Kupfer*, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach auch in *Stempel*, *Hüttkäpper* nur graphische Hyperverschiebungen dar (vgl. hierzu MOSER II, § 138, Anm. 3), denen kein richtiger Lautwert zukommt.

Nach der Liquida *r* ist germ. *p* zu *f* verschoben worden, das handschriftlich als *f*, *ff* erscheint: *schurf*, *schwrf* (bergm. Schurf), S. 1400; *schurff*, S. 1497, 1515. Ob die in dem nicht ausgesprochen obd. Kontext auftretenden Varianten *schürph* (Pl.), *schürphen* (Dat. Pl.), K. um 1496 zu den Restformen mit *pf* gezählt werden sollen, oder es sich um md. *ph* für gesprochenes *f* handelt (vgl. § 63), möge vorläufig dahingestellt bleiben (vgl. zur ganzen Frage: BRAUNE, § 131, Anm. 5; SCHATZ, § 58–60; KRANZMAYER, § 39, d).

§ 65. Für inlautend zu *f* verschobenes *p* steht für gewöhnlich *ff*: *schaffer* (Bergwerksverwalter), S. 1367; *öffennlich* (öffentlich), S. 1400; *tiff*, S. 1500; *betreffend*, K. 1525; *stüeffl* (Dimin. zu *Stufe* = Erzstück), S. 1537; usw.

germ. *t*

§ 66. Germ. *t* zeigt durchaus hd. Verschiebungsverhältnisse.

Zur Bezeichnung der Affrikata *z* wird bis Ende des 15. Jh. beinahe ausschließlich *cz* (*c3*) verwendet, das von jetzt an mit den neu aufgekommenen Zeichen wechselt und in den 30er Jahren des 16. Jh. außer Gebrauch kommt. Beispiele: *czu*, *c3eit*, S. 1375; *ercz*, S. 1378; *ziehenn*, S. 1400; *verczalt* (verzahlt), S. um 1408; *vormonczet* (vermünzt), K. 1434; *Nűcz* (Nutzen), K. um 1496; usw.

Von Einzelfällen abgesehen wird *z* seit dem letzten Viertel des 15. Jh. üblich und ist nach *cz* am weitesten verbreitet. Ähnlich steht es auch mit *tz*, jedoch mit dem Unterschied, daß dieses einigemal schon im 14. Jh. vertreten ist und im ersten Viertel des 16. Jh. anderen Varianten weichen muß. Ab 1525 gewinnt es wieder an Ausdehnung: *zű*, S. 1400; *zw*, S. 1481, 1496, 1497, 1517; *Zegel mel* (Ziegelmehl), S. 1518; *zwischen*, S. 1526; *zu*, K. 1527; *zeit*, S. 1541–42; *Schmelzhütttn*, S. 1555 – *smeltzer* (Schmelzer), S. 1367; *tzu*, S. 1378; – *gesetzt*, S. 1484, 1499; – *dartzűe* (dazu), K. 1525; *nűtzlich*, S. 1537; *getzeűg* (Werkzeug), S. 1548.

*3* kommt – nach sporadischem Auftreten um 1400 und 1509 – erst im zweiten Viertel des 16. Jh. in Mode und steht dann hinter *cz*, *z*, *tz* kaum zurück: *3w*, *3eittenn*, S. 1400; – *3w3chuten* (zuschütten), S. 1509; – *3u*, K. 1525, *3ech* (Zeche, Grube), S. 1526; *mit 3weien*, *3wisschen*, S. 1537; *3alt* (gezahlt), K. 1541; usw.

Das hauptsächlich omd. *zc* (s. MOSER I, § 29, Anm. 1) bleibt auf eine kurze Zeitspanne zwischen 1514 und 1520 beschränkt: *zcum*, S. 1514; *zcwsties* (Prät. von *zustoßen*), *auff zcwrichtenn* (aufzurichten), S. 1518; *zcű*, S. 1520.

Fremdes *z* wird in der Regel durch *c*, seltener auch durch *z* wiedergegeben: *die Ciment* (Zimentierungswerkstatt), K. 1525; *ziment*, K. 1527; *Ciment*, K. 1541; *Cimenter* (Zimentierungsarbeiter), K. 1546.

§ 67. Die gewöhnliche Schreibung für intervokalisches *s* aus germ. *t* ist *ss*. Ab und zu trifft man versprengtes *s*, *s3* und *ssz*: *wasser*, S. 1378; *wissenn*, *geniessnn*, S. 1400; *Gyesser* (Gießer), K. 1442; *lossen* (lassen), S. 1481; *gemessner perg* (gemessenes Grubenfeld), K. um 1496; *heyssen*, S. 1499; usw. – *fűrpaser perg* (weiter), S. 1400; *gelosen* (gelassen), S. 1446; *musen* (müssen), K. um 1496;

— *Khupherwas3er, was3erkhunnst* (Wasserhebemaschine), K. 1546; — *müesszen* (müssen), K. 1491.

Im unmittelbaren und mittelbaren Auslaut nach Vokalen sind *s* und *s3* die häufigsten Zeichen. *s3* begegnet uns aber erst seit Ende des 15. Jh. zunächst nur sporadisch und gewinnt im zweiten Viertel des 16. Jh. das Übergewicht allen anderen Schreibungen gegenüber. In bezug auf die Gesamtzahl stehen *s* und *s3* auf der gleichen Höhe, wozu noch zu bemerken ist, daß sich dies aus der häufigen Verwendung von *s3* in der Präposition *aus* ergibt: *aus*, S. 1375; *wislich* (bekannt), S. 1397; *mues* (muß), S. 1400; *vorbas* (später), S. 1402; *mos* (bergm. Maße), S. 1479; usw. — *mas3* (Maße), K. 1493; *es3* (es), *aus3*, K. 1515; *gros3*, *aüs3geben*, S. 1542; *Gies3gaden* (Gießwerkstatt), K. 1546; *Einbus3* (bergm. Zubaße), S. 1553.

Viel seltener, etwa im Verhältnis von 1 : 3, wird daneben *ss* gebraucht. *3* und *sz* stellen eine Rarität dar: *abguss* (Metallabfälle beim Gießen), K. 1434; *vorauss*, K. um 1496; *vberschuss*, S. 1515; *vnfleiss*, S. 1520; *hynawss* (hinaus), S. um 1520; — *da3*, S. 1378, 1402; *ausz*, K. um 1496.

Zur bair. Restform *vermunst* (vermünzt), K. 1546, wo der Einschub eines Dentals wegbleibt, vgl. MOSER II, S. 35 f.

Unverschobenes *t* in den germ. Verbindungen *ht*, *st*, *tr* (vgl. BRAUNE, § 161) wird durch *t*, seltener durch *tt* wiedergegeben: *Richter*, *Perckrecht*, S. 1400; *steyger*, S. 1402; *treu*, S. 1536.

germ. *k*

§ 68. Im unmittelbaren und mittelbaren Anlaut hat germ. *k* vor Vokalen und *l*, *r*, *n* zum größten Teil die graphische Entsprechung *k*, die in dem ganzen Abschnitt üblich ist: *des kvniges*, (Königs), S. 1378; *kysnn* (wählen), *klaitt* (Kleid), S. 1400; *kumen* (kommen), S. 1422; *kraczen* (Pl. von *Kratze*, Häuerwerkzeug), S. um 1458; *Krom* (Bude), K. um 1496; *wagnknecht*, *klopper* (Klopfer), S. 1522; usw.

*c* kennen in dieser Stellung merkwürdigerweise nicht die älteren, sondern einige Quellen des 16. Jh. Allerdings beschränkt sich dessen Gebrauch nur auf wenige Wörter, die die *c*-Schreibung herkömmlicherweise selbst über das 16. Jh. hinaus beibehalten haben (vgl. MOSER I, § 33). So z. B.: *Creucz*, K. 1492, MATUNÁK, S. 478; *clag* (Klage), K. 1525; *Creützgesteng* (Querschlag), S. 1537; *Cupfern*, K. 1546.

Neben herrschendem *k* wird für die anlautende Verbindung *kw*- in einigen versprengten Belegen *qu* oder *kw* geschrieben. In *quicken* und seiner Sippe scheint *qu* sogar im 16. Jh. durchaus geherrscht zu haben: *queme* (käme), S. 1378; *quemen* (kämen), S. 1508; *kwemen* (kämen), S. 1400; *queckt* (quickt, amalgamiert), S. 1515; *queckhsilber*, S. 1548.

*kh* ist auf den vokalischen Anlaut beschränkt und erscheint nach früherem sporadischem Auftreten seit den 20er Jahren des 16. Jh. und wird sehr häufig, fast doppelt so oft geschrieben als *k* in derselben Stellung: *bekhenne*, S. 1482;



*huthkepfer* (Hüttkäpfer), S. 1522; *khundt* (kund), S. 1525; *erkhant*, *khüre* (Grube), S. 1537; *khan* (kann), S. 1541, 1543; usw.

*ch* taucht im vokalischen und konsonantischen Anlaut nur einigemal auf: *Chrom* (Bude), *chorb* (Korb), K. 1492, MATUNÁK, S. 470, 472; *Goldt chunst hanndiung* (Goldbergwerk), K. 1546.

In *Glauberzt* (Klauberz), S. 1555 wird die sonst übliche historische Schreibung *kl-* durch die phonetische mit *gl-* ersetzt.

§ 69. Die unmittelbar oder mittelbar auslautende und inlautende Verbindung *rk* (*nk*) erscheint im 15. Jh. zum größeren Teil als *rk*: *merkeñn*, *ertrunken*, S. 1400; *gewerk* (Gewerke), S. 1402; *gewerkenn*, S. 1481; *mit wyirken*, S. 1515; usw.

Schreibvarianten von *rk*, in denen die Aspiration oder die Affrikata graphisch ebenfalls nicht zum Ausdruck kommt, sind verhältnismäßig selten; *winclmas* (Winkelmaß), S. 1400; *czumerckenn* (zu merken), K. 1492, MATUNÁK, S. 474; *perkwerck*, K. um 1496; *ertruncken* S. 16. Jh.; *marc* (Mark, Gewichtseinheit), K. 1543.

Erweichung zu *g* begegnet nur vereinzelt, ebenso die vermittelnde Schreibung dafür: *pergweg* (Bergwerk), S. 1402; *pergwegk*, S. 1479; *merglich* (merklich), K. 1492, MATUNÁK, S. 469; *hantwegk*, K. 1510.

Die frühesten *rk*-Belege aus dem letzten Viertel des 14. Jh. kennen in dieser Stellung *h* und öfter *ch*: *gewerhen*, S. 1378; *woltwyrch* (Waldwürke, Waldwerke), S. 1375; *perchwerch*, *gewerchen*, S. 1378; *perckwerch*, S. 1400.

Die nächsten bair. anmutenden Schreibungen (vgl. hierzu HAASBAUER, § 47) erscheinen erst wieder mehr als ein Jahrhundert später: *gwruckht* (gewürkt, zu *wirken*, *würken* = bergmännisch tätig sein), *Vermerkcht*, S. 1513; *geworkcht*, *Vermerkcht*, S. 1514. Statt dieses gelegentlichen *kch*, das in der Folgezeit völlig aufgegeben wurde, kommt seit Mitte der 20er Jahre *ckh* sehr stark in Mode und bleibt das häufigste Zeichen für die Gruppe *rk*, *nk* bis zur Mitte des Jh., wobei es *cfv* in derselben Handschrift mit der früher herrschenden Schreibung *rk* oder mit dem ebenfalls erst danach aufgekommenen *rk̄h* und *rch* wechselt. Belege: *wreckhzeüß* (ebd. auch *werkzeug*), K. 1525; *pergwerckhen*, *perckhwerckh*, *gesünckhen*, *nider gesunckhen*, S. 1537; *aufgewirckht* (aufgearbeitet), K. 1541; *Marckhen* (Pl. von *Mark*), S. 1542; *trinckhen*, K. 1542; *Starckh* (FN), S. 1544; *aufgewürckht*, K. 1546; — *Gwerkhen* (Gewerken, Grubenbesitzer), S. 1533; *geworkhht*, *durch gewürckht*, S. 1535 — *perckhwerch*, K. 1524; *Pergwerch*, S. 1535; *waschwerch* (Schlämmerd), S. 1541; *perckhwerchs Thajll* (Kux), *pergwerch* (ebd. auch *schmeltzwerck*), K. 1543; *Pergkwerch*, K. 1545; *khupperpergwerchs-handlung* (Kupferbergwerk), K. 1546; *Werchstempfl zapfen* (Werkstempelzapfen, bergm. Bed. unsicher), S. 1548.

Angesichts der Inkonsequenz des Schreibduktus und der gegenseitigen Wirkung verschiedener Schreibtraditionen ist es schwer, über den Lautwert der besprochenen Zeichen etwas Genaueres zu ermitteln. Laut MOSER I, § 34 und 39, mußten *ch* im älteren, *kh*, *kch*, *ckh* im späteren Frnhd. die Gutturalaffrikata

bezeichnet haben. In unserem Gebiet wechseln *rch* und *rh* (14. Jh.), *rckh* und *rch* (16. Jh.) in derselben Periode miteinander, während der Verbindung *nk* diese Variation fremd ist. Deshalb setzen wir vorläufig für *nkch* Affrikata, für *rkch*, *rch* nur Reibelaut oder starke Behauchung voraus. Zur endgültigen Lösung des Problems und zur Klärung von Einzelfragen sind weitere Forschungen erwünscht.

§ 70. Germ. *kk* entsprechen Schreibungen mit *ck*, seltener *ckh* oder *g*: *derstickt* (erstickt), S. 1400; *erwackt* (erweckt), K. um 1496; *erstickt*, S. 1534; *Dickhe* (dick), S. 1548; *deckhell* (Deckel), S. 1549; *erstigt* (erstickt), S. 1479.

§ 71. Durch die zweite Lautverschiebung zum Reibelaut verwandeltes germ. *k* erscheint in allen Stellungen als *ch*, selten auch als *h*. So z. B.: *flache* (flach), S. 1380; *prüch* (Bruch), S. 1400; *rechnung*, S. 1422; *abgeprochenn*, K. um 1496; *praucht* (braucht), K. 1525; *Prew vnnnd pachhaûs3* (Brau- und Backhaus), S. 1546; *pachen* (backen) K. 1537, MATUNÁK, S. 490; — *freuntlih, mit solhen* (soleh), K. 1525.

§ 72. Lat. *k* in Lehnwörtern wird im 15. Jh. in der Regel mit *k* bezeichnet; seit Ende des Jahrhunderts steht dafür fast ebenso häufig auch *kh*: *kammer*, S. 1400; *kamerer* (Kämmerer), *kamer groff* (Kammergraf), S. 1422; *Kamerhoff*, S. 1484, 1499; *khammer*, *khamer groff*, K. 1491; *kharat* (Karat), K. 1543; *khamer diener*, K. 1546. Belege mit *ch* sind sowohl im 15. als auch im 16. Jh. vereinzelt: *chamergroffen*, S. um 1408; *Chamergewin* (Kammernutz), K. 1541; *chamer*, K. 1546.

Im 16. Jh. herrscht — wohl unter humanistischem Einfluß — entschieden *c*: *den Camergrafen*, S. 1498; *Camerhoff*, *factor* (Schaffer), S. 1520; *Commissari*, S. 1537; *uncosst* (Unkosten), S. 1542; *particular* (Liste), K. 1543; *costgelt* (Verpflegungskosten), K. 1546; *Cappllen* (Schmelztiegel), S. 1549; usw.

§ 73. Germ. *k* schwindet meist vor folgendem *š* in *Markscheide* (Grenze zwischen Grubenfeldern): *marchscheyde*, S. 1380; *flachmarcheide* (flache, horizontale Markscheide), S. 1388; *Marschaid*, S. 1400; *morschad*, *morschadstempel* (Markscheidstempel), S. 1479; *Marschaft* [sic!] *stempill*, K. 1492, MATUNÁK, S. 479; *marscheit*, *marscheÿt*, S. 1500; *marschadt*, S. 1506; *marschait*, S. 1508; *marschat*, S. 1517; *marschayd*, S. 1520.

## 2. REIBELAUTE

germ. *f*

§ 74. Germ. *f* erscheint in *ver-*, *viel*, *vier*, *voll*, *vor*, *folgen* usw. (vgl. MOSER I, § 35) regelmäßig als *v* und zwar nicht nur im 14./15., sondern auch im 16. Jh.: *vor genanten* (die früher erwähnten), S. 1378; *vil*, *volgennt* (folgen, 3. Pl.), S. 1400; *von*, S. 1406; *verveser* (Verweser, Verwalter), *vår* (vor), S. 1422; *volle* (voll), K. 1493; *veld* (Grubenfeld), K. um 1496; *visch* (Fisch), K. 1525; *ein viertl*, S. 1526; u. a. m.

Sonst ist *v* im Anlaut vor Vokalen und Liquiden wesentlich seltener nachweisbar: *vremden ganc vinden* (fremde Erzader finden), S. 1378; *vyrst* (First), *verre* (fern), S. 1402; *valtÿn* (Valentinus), S. 1510; *varende* (Güter), S. 1520; *vleis*, S. 1537.

In mittelbar anlautendem *ver-*, *viel* usw. wird *v* für gewöhnlich durch *u* abgelöst: *nochuolgenn* (nachfolgen), *vnuorprochenn* (unverbrochen, vom Grubenfeld), S. 1400; *beuolchen* (befohlen), K. um 1496; *pergüerstendig*, S. 1526; *Soüiel*, K. 1541; *hüör* (hievor), K. 1544; *daruon* (davon), K. 1545; usw.

Von diesen Fällen abgesehen ist *f* (*ff*) das normale Zeichen für germ. *f* im unmittelbaren und mittelbaren Anlaut vor Vokalen und Liquiden: *flache* (flach), S. 1380; *fwnnff* (fünf), S. 1400; *ffrawen*, *fewer* (Frauen, Feuer), K. 1434; *fart* (bergm. Leiter), *geforen*, S. 1481; *an zwfahen* (anzufangen), S. 1497; *fur* (die Fuhre), S. 1526; u. v. a. m.

Einigemale tritt *f* auch für das traditionelle und auch noch im 16. Jh. herrschende *v* in *vier*, *vor* usw. auf: *fir vnd czuanczik*, K. 1434; *forig*, *forder*, S. 1499; *firtl*, S. 1520; *feldt*, S. 1537; usw.

*ph* für *f* begegnet nur sporadisch: *bephelh* (Befehl), K. 1537, MATUNÁK, S. 490.

§ 75. Inlautendes *f* wird zwischen Vokalen meist durch *u*, ab und zu durch *ff*, *f* wiedergegeben; zwischen Vokal und Konsonant ist *ff* die Regel: *grauen*, S. 1378; *chamergroffen*, S. um 1408; *oftt*, K. um 1496; *grafen*, S. 1499; *purkhgrauen* (Burggrafen), S. 1526; *öffen* (Öfen), S. 1555.

§ 76. Im Auslaut kennen nur die ältesten Handschriften *f*; seit dem 15. Jh. ist im allgemeinen sowohl für den unmittelbaren als auch für den mittelbaren Auslaut Verdopplung des *f* charakteristisch: *gráf* (Graf), S. 1378; *fwnnff* (ebd. auch *fönnf*), S. 1400; *kamer groff*, S. 1422; *Camer hooff*, S. 1534; — *höfflich* (Hoffnung erweckend), S. 1537; *am zwelfften*, S. 1541.

§ 77. Versprengte *w*-Schreibungen, die nach MOSER I, § 43, Anm. 2, md. Einwirkung widerspiegeln, tauchen seit der Mitte des 15. Jh. auf: *won dem* (von dem), *do won* (davon), S. 1443; *will* (viel), K. 1492, MATUNÁK, S. 476.

germ. *th*

§ 78. Germ. *th* wird im vorvokalischen Anlaut und in der mhd. Verbindung *dr-* im Gegensatz zu germ. *d* (vgl. § 55) gewöhnlich durch *d* wiedergegeben. Eine Ausnahme bildet nur *thausent*, S. 1541, das im Obd. wie auch im Md. regelmäßig mit *t* geschrieben wird (vgl. MOSER II, § 142, 1b). *d* herrscht auch im mittelbaren Anlaut. So z. B.: *dienen*, *dreÿ*, S. 1400, *dibplichen* (auf Diebes Art), *gedrungen*, K. um 1496; *dwnnyst* (dünnst), S. 1499; *pey dem dirrn* (beim dünnen Gestein), S. 1522; *gedechtnüs3* (Gedächtnis), S. 1531; *deckhell* (Deckel), S. 1549. *t* ist nur einmal, im Kremnitzer Recht belegt: durch *twren stein* (durch dürres Gestein), K. 1492, MATUNÁK, S. 476.

§ 79. Inlautend zwischen Vokalen steht — wieder im Unterschied zu germ. *d* (vgl. § 56) — überall *d* (*dd*): *marchsheyde*, S. 1380; *prudir*, S. 1397; [den]

*sneidern* (den Schneidern), S. 1400; *gnode* (Gnade), K. 1434; *widder* (wieder), S. um 1458; *schade*, K. um 1496; usw. Ebenso verhält es sich mit den inlautenden germ. Lautgruppen *-lth-* und *-nth-*: *vindet*, *kivnndenn* (findet, konnten), S. 1400; *in golde*, S. 1446; *andre* (andere), K. um 1496; *als balde*, S. um 1520, *verendern*, K. 1527; usw.

§ 80. Im unmittelbaren und mittelbaren Auslaut wechseln *d* und *t(tt)* in der ganzen Periode sowohl nach Vokal als auch nach *l*; seit Anfang des 16. Jh. tritt auch *dt* nicht gerade selten auf: *rad* (Rad), S. 1400; *gold*, S. um 1408; *veld* (Feld), S. 1520; *schmid* (Schmied), S. 1526; — *golt*, *klaitt* (Kleid), S. 1400; *marscheijt* (Markscheide), S. 1500; *ratsacht* (Radschacht), S. 1504; *des schaitgadenns* (des Scheidgadens), K. 1546; — *marschadt* (Markscheide), S. 1506; *feldt* (Feld), S. 1537; *wismadt* (Heumahd), K. 1546.

§ 81. Germ. *thw-* entspricht im Schemnitzer Recht *tw-*; seit Ende des 15. Jh. gilt in allen Handschriften obd.-bair. *zw-*: *betwingen* (bezwingen), S. 1400; *czwerichslagk*, K. 1492, MATUNÁK, S. 474; *3werch hangundt* (Querhangendes), *an 3werg klüfften* (an Querspalten), *3werckh hangendt*, *3werch hangendt*, S. 1537 (vgl. darüber MOSER II, § 144, 1a).

germ. *s*

§ 82. Zur schriftlichen Fixierung von germ. *s* dienen in unseren Handschriften sechs Zeichen: *s*, *ss*, *z*, *ʒ*, *sz*, *sʒ*, von denen alle nur in intervokalischer Stellung verwendet werden.

Im vokalischen Anlaut steht gewöhnlich *s*; *z* und *ʒ* sind durch versprengte Reste vertreten, *sz* und *sʒ* stellen sporadische Erscheinungen dar: *seyn* (Possessivpron.), S. 1375; *sail* (Seil), S. 1400; *Silber*, K. 1434; usw., usf. — *aus dem alten zol* (aus Altsohl, ON), S. 1375; *zo* (so), S. 1481; *in das Neue Zol*, S. 1517; — *aus dem nevn Zol*, S. 1375; *3ei* (sie), *3o* (so), S. 1378; — *Szo* (so), S. 1518; *sʒo* (so), S. 1536.

Für die Spirans aus ahd. *sk* wird größtenteils *s*, einigemal *z* geschrieben, so z. B.: *sal* (soll), S. 1378; *zol*, *söllnn*, S. 1400; *sol*, S. 1402; *zol*, *zollen*, S. 1479; *sollen*, S. 1498; *sallen*, S. 1515.

Auch intervokalisches *s* ist am häufigsten; das seltenere *ss* scheint Anfang des 16. Jh. aufgekommen zu sein. Die übrigen vier Zeichen *z*, *ʒ*, *sz*, *sʒ* begegnen nur gelegentlich seit Ende des 14. Jh.: *eʒsnn* (Bergeisen), S. 1400; *gewesin*, (gewesen), S. 1403; *Eysengraber*, K. 1434; usw. — *rossensacht* (Rossenschacht) S. 1503; *raissen* (Reisen), K. 1525; *Erzt Heussel* (Erzlager), S. 1555; — *gewezen*, S. 1517; *kreyzel* (FN, zu mhd. *krüse*), S. 1518; — *geweʒen*, S. 1506; *gebbeszen* (gewesen), K. 1491; *Pergeisʒen*, S. 1518.

Im mittelbaren und unmittelbaren Auslaut nach Vokalen und Konsonanten kennen die älteren Quellen für germ. *s* die Grapheme *ʒ* und *s*; seit Anfang des 16. Jh. wird gewöhnlich *sʒ*, seltener auch *s(ss)* gebraucht. Beispiele: *alʒ* (Konjunkt.), S. 1378, 1402; *deʒ gepotʒ* (Gebot), *des koniʒs*, S. 1406; *alls* (Konjunkt.), K. 1434; usw. — *kyss* (Kies), S. 1515, *Hanss*, S. 1520; — *vnsʒ*, K.

1515; *Kies3stollen* (Kiesstollen), S. 1520; *weÿs3* (Weise), K. 1522; *zynns3*, K. 1546; *den Gras3heüernn*, K. 1546; usw.

Stimmloses ung. *s* wird mit *s*, stimmhaftes *s* mit *s* oder *z* transkribiert: *Solgawyro* (solgäbirō = Stuhlrichter), S. 1512; *Türso* (türzō, FN; eigentl. „Schürfer“), S. 1499; *Turso*, S. 1504; *Turzo*, S. 1517.

Zum Lautwert der sechs Schriftzeichen für germ. *s* sei vorläufig nur soviel bemerkt, daß sie mit Ausnahme von *z*, das übrigens auslautend für germ. *s* nicht belegt ist, auch zur Bezeichnung des *s* aus germ. *t* gebraucht werden (vgl. § 67). Das ist sicherlich ein Zeichen dafür, daß *z* stimmhaft gesprochen wurde. Die Schreibungen *s*, *3* mögen prinzipiell sowohl stimmlosen als auch stimmhaften phonetischen Wert besessen haben; die Gruppe *ss*, *sz*, *s3* bezeichnete wahrscheinlich nur Laute ohne Stimmtton (vgl. noch MOSER II, § 146, 2a, b; und ebd., Anm. 1).

§ 83. In den anlautenden Verbindungen *sl-*, *sm-*, *sn-*, *sw-* bleibt die historische Schreibung mit *s* bis in den Anfang des 15. Jh. hinein durchaus bewahrt. In *schlagen* findet sie sich gelegentlich sogar in der ersten Hälfte des 16. Jh.: *smeltzer*, S. 1367, *slag*, S. 1378; *geswornpurgern* (geschworenen Bürgern), S. 1397; *slegll* (Schlegel), *aufgeslagann*, *bey sneidern*, S. 1400; *Smernstempil* (FN), S. 1402; *gesworne*, S. 1406; — *czwerichslagk* (Querschlag), K. 1492, MATUNÁK, S. 474; *beslagen*, S. 1518; *aüs 3üe slagen*, *aüs3üslahen* (auszuschlagen, aus-zuhauen), S. 1537.

*sch* taucht in dieser Stellung — neben eindeutig herrschendem *s* — zunächst um 1400 auf; seit der zweiten Hälfte des 15. Jh. bildet es eine feste Regel: *schlahenn* (schlagen), *schlag*, S. 1400; *Schmid* (Schmied), S. 1458; *pochschlag* (Pochhammer), S. um 1460; usw.

§ 84. Germ. *st*, *sp* erscheint überwiegend in der traditionellen Form *st*, *sp*: *günnst* (Gunst), S. 1400; *stolort* (Stollenort), *vyrst* (First), S. 1402; *frist*, K. um 1496; *spital*, S. 1518; *Hespler* (Häspler, Bergarbeiter), S. 1520; usw. Das erste Glied von anlautendem *st* wird Ende des 15. Jh. in einigen Fällen verdoppelt: *Sstollen*, *Sstaiger*, *morschad Sstempel* (Markscheidstempel), S. 1479; *Sstollen*, S. 1481; *Sstatt* (Stadt), K. um 1496.

Die Lautgruppen *-rst*, *-sp-* zeigen den Wandel zu *-ršt*, *-šp-*. Diese Veränderung kommt bei Bergmannswörtern, bei deren Fixierung der Schreiber durch überlieferte Formen nicht so stark gebunden war, in *-rscht*, *-schp-* zum Ausdruck: *haschpl* (Haspel), K. 1492, MATUNÁK, S. 471; *firscht gappl* (Firstgöpel), S. 1500; *firscht*, S. 1510; *heschpler* (Häspler, Arbeiter bei der Förderung am Tag), S. 1515; *haschpeler*, *haschpler*, S. 1522.

Wohl nach der Analogie dieser Schreibungen dringt *scht* auch in den unmittelbaren und mittelbaren Anlaut ein: *gschtub macher* (Gestübmacher, Hüttenarbeiter), *Eyssenschtain*, S. 1520; *hütschtesser* (Hundstößler), S. 1522; *schtreichnadlen* (Streich —, Probiernadeln), S. 1525; *schtayn* (Stein), S. 1527 (vgl. zum ganzen § KRANZMAYER, § 32b; MOSER II, § 147, 1, 2).

§ 85. Die regelmäßige graphische Entsprechung von germ. *sk* ist *sch*. Die Schreibvarianten *ssch* und *s*, die in der ersten Hälfte des 16. Jh. auftreten, bleiben auf einige Handschriften beschränkt: *hutsschaffer* (Hüttenaufseher), S. 1515; *czwisschn*, S. 1520; *3wisschen*, S. 1537; — *rossensacht* (Rossenschacht, Schacht mit Pferdegöpel), *ratsacht* (Radschacht), *hackensacht* (Hakenschacht), S. 1503; *ratsacht*, S. 1504 (über *s* für *sch* vgl. MOSER I, § 42, Anm. 2).

In *sollen* gilt schriftsprachliches *s*; bair. *schol* (soll) begegnet nur in einem Schemnitzer Testament aus der ersten Hälfte des 16. Jh. (vgl. dazu SCHIRMUNSKI, S. 549 und SCHWARZ I, S. 281).

germ. *h*

§ 86. Der ursprünglich überall harte gutturale Spirant (BRAUNE, § 150) wird im unmittelbaren und mittelbaren Anlaut ausnahmslos mit *h* bezeichnet: *hen3el* (PN), S. 1375; *an gehalten* (angehoben), S. 1378; *holcz*, S. 1400; *haltin* (halten), S. 1402; *hütkepper* (Hüttenaufseher), S. um 1460; usw.

§ 87. Die germ. Lautgruppe *ht* erscheint durchgängig als *cht(t)*: *Perckrechtt*, S. 1400; *Richter*, S. 1406; *recht*, K. um 1496; *pflichtig*, S. 1509; *czuflucht*, *nacht*, S. 1515; usw.

In *Schicht* zeigt die Lautverbindung *-cht* Schwund des Reibelautes. Neben regelmäßigem *Schicht* haben Schemnitzer Quellen aus 1537 öfters *Schitt*: *jn itzlicher schitt*, *die ander schitt*, *drey schitt über schicht*.

§ 88. Inlautend zwischen Vokalen, zwischen Liquida und Vokal kommt germ. *h* als *h* oder *ch* vor. Vor *-t* als Flexionsendung wird *h* im allgemeinen durch *ch* abgelöst; nach *l* und intervokalisch wechselt *ch* mit *h*, wobei letzteres allerdings beträchtlich häufiger gesetzt wird: *höher* (höher), *aufzûslahn* (aufzuschlagen), *emphahn* (empfangen): *slecht* (schlägt), *ausslecht* (ausschlägt), *geschicht* (geschieht), S. 1400; *geschicht* (geschieht), *czyéchenn* (ziehen), beschech (*geschähe*), K. 1492, MATUNÁK, S. 468, 474, 469; *entphahen*, *höher* (höher), *entphaher* (Empfänger): *enphecht* (empfängt), *beuolchen* (befohlen), K. um 1496 (Belege aus derselben Quelle); *czihenn* (ziehen), S. 1508; *aus beuelhen* (zu Befehl), S. 1517; *geschicht* (geschieht), S. um 1520; *beuolhen* (Part.), *schlahen*, K. 1525; *vnderziehen* (unterziehen), K. 1527; *hocher* (höher), K. 1544; *Stahel* (Stahl), K. 1546; *Plachn*, 3 *plachen* (zu mhd. *blahe*), S. 1548.

Dieselbe Parallelität der Zeichengebung liegt auch bei der Wiedergabe von inlautendem germ. *-hw-* vor: *lehen* (das Lehen), *verleyhen* (verleihen, hingeben), S. 1378; *verlihen*, *lehenn* (ebd. auch *gezohenn* = gezogen): *verleicht*, *verliechenn*, S. 1400; *vorlaichnn* (verleihen), *lechenn* (Lehen), K. 1492, MATUNÁK, S. 469, 473; *lehen*, *lehenschafft*: *lechen* (Belege aus derselben Handschrift), K. um 1496; *lehen*: *leycht* (leiht), S. 1499; *lechenheyer*, S. 1504; *sehen*: *gelichen*, S. 1513; *lechen hewer* (Lehenhäuer), S. 1515; *gelyhen*, S. 1527; *besech* (besehe, Konj.), K. 1537, MATUNÁK, S. 483.

Germ. *-h-* bzw. *-hw-* fällt öfters in *Lehen*, *leihen*, sonst nur einigemal aus: *lenschafft*, *leyn* (Lehenschaft, Lehen), S. 1378; *Weinnachttnn*, S. 1400; *lenhawir*

(Lehnhäuer), *hin leyin* (hinleihen), S. 1402; *gesche* (geschähe), K. 1492, MATUNÁK, S. 479; *weynachten*, K. um 1496; *gescheen, dem nesten* (nächsten), S. 1500; *lenheuer*, S. 1520.

In *verleyge vir* (verleihen wir), S. 1378 wird der Spirant nach md. Schreibpraxis durch die umgekehrte Schreibung *g* wiedergegeben (vgl. MOSER II, § 150, 4a); in *von negstuerschinen wochen* (nächstverschiedene Wochen), K. 1547 stellt *g* eine phonetische Bezeichnung des wirklich gesprochenen Verschlußlautes dar (vgl. dazu MOSER II, § 150, 2).

Unmittelbar und mittelbar auslautendes germ. *h* hat nach Vokalen und Liquiden die graphischen Entsprechungen *h, ch, ckh, g*: *schuchmarkht* (FIN), S. 1508; *Beüelh* (Befehl), K. 1525; *3werch, 3werch hangundt* (quer, bergm. Querhangendes), *3werckh hangendt, an 3werg klüfften* (zu *Querklufft*), S. 1537; *beuelh*, K. 1545; *Beuelch*, K. 1546; *schüechl* (Diminutiv zu *Schuh*, bergm. Bed. unsicher), S. 1548.

Der Lautwert der besprochenen Schreibungen läßt sich beim Durcheinander der historischen, phonetischen und analogischen Tendenzen im Schreibduktus der Kanzleien nur zum Teil — und auch hier nur annähernd — bestimmen. Ob dem *h* im 14. Jh., wo *lenschafft* und *verleyghen* an derselben Stelle wechseln, Lautwert zukommt, ist mehr als fraglich. Andererseits ist *h* für Gutturale noch durchweg üblich, hierauf weist auch das 1378 in Schemnitz belegte *gewerhen*. Deshalb enthalten *h*-Schreibungen, wenigstens in den Fällen, wo sie im Wechsel mit *ch* auftreten, wirklichen phonetischen Wert. Einzelfragen, so z. B. ob sich hinter *h* und *ch* der gutturale Reibelaut bair. Stadtmundarten oder spirantisches *g* bair. Außenmundarten (vgl. *verleyge vir* und die wahrscheinlich umgekehrte Schreibung in *gezohenn*, S. 1400) verbirgt, wie es KRANZMAYER, § 33, b 1, 2, annimmt, müssen noch näher untersucht werden.

### 3. NASALE UND LIQUIDEN

germ. *m*

§ 89. Germ. *m*, soweit dieses nicht wie in der Schriftsprache zu *n* geworden ist, entspricht in allen Stellungen *m*: So z. B.: *smeltzer*, S. 1367; *queme* (käme), S. 1378; *marchscheyde*, S. 1380; *Krom* (Bude), K. um 1496; usw.

*m* ging inlautend vor *f* in *n* über. Ähnliches gilt teilweise auch für *m* im Auslaut nebetoniger Silben (vgl. MOSER II, § 133, 1, 2 und ebd., Anm. 3): *fwnnff*, S. 1400; *kunnfftiklichenn*, S. 1497; *Seraphin* (PN), S. 1500; *yn vodernn gapell* (im vorderen Göpelschacht), S. 1520; *Cherubin* (PN), *Erhart in diebschacht* (E. im Diebschacht), S. 1522; *fûr den Ersamen Ratt* (vor dem...), S. 1541; *giesgaden* (Gießwerkstatt), K. 1546.

An *m* wird im unmittelbaren und mittelbaren Auslaut sowie vor *-t* der Endung ein inetymologisches *b(p)* angefügt. Im 15. Jh. erfolgt dieser Einschub häufiger nur im Schemnitzer Recht, im 16. dagegen ziemlich oft: *nÿmbt, frembden* (Pl. Dat.), *mitsamb, formb, frembder*, S. 1400; *vor kumpt* (vorkommt), S.

1402; *kumbt*, S. 1499; *freytumb* (Privileg), S. 1505; *nymbt*, S. 1520; *erwarmbt*, S. um 1520; *amb* (am), S. 1522; *Nambhafft*, S. 1537; *sambt*, K. 1541, 1545, 1546; *jmb* (im), K. 1547.

#### germ. n

§ 90. Das gewöhnliche Zeichen für germ. *n* ist im Anlaut immer, im Inlaut meist und im Auslaut sehr oft *n*. Verdopplung von *n* ist inlautend zwischen Vokalen, zwischen Vokalen und Konsonanten in mäßigem, auslautend im Schemnitzer Recht und im 16. Jh. in starkem Umfang verbreitet. So z. B.: *nibcz* (Nutzen), S. 1400; *nott* (Not), K. um 1496; – *lenschafft* (Lehenschaft), *da3 sybende*, S. 1378; *Stolwant* (Stollenwand), S. 1402; – *twegen* (wegen), S. 1422; *scheyderlon* (Scheiderlohn), K. 1434; *Rÿn, Lõn* (Wasserrinne, Löhne), S. 1519, 1522; – *gÿnnst*, S. 1400; *bekennen*, S. 1402; *dwnnyst* (dünnst), S. 1499; – *gemessenn, wërdenn, sybenn*, S. 1400; *habenn*, S. 1481; *beÿnn* (Wein), S. 1522; *Kegnn* (gegen), K. 1525; *usw.*

*Turm* zeigt die obd. Variante (vgl. EWB) mit *n*: *yn den tueren seczen*, K. 1504, MATUNÁK, S. 481; *Thurn*, K. 1537, MATUNÁK, S. 488; *aus den Turnen*, K. 1537, MATUNÁK, S. 491.

Infolge von Fernassimilation an vorangehendes oder nachfolgendes *m* oder durch syntaktischen Einfluß (vgl. MOSER II, § 134, Anm. 3) ging auslautendes *n* zuweilen in *m* über: *Item vom dem gegengeschriben Silber*, K. 1434; *vom dem mathe Lang*, K. 1522; *vnd vnthem jm schacht* (unten im Schacht), S. 1537; *bei seinem Erbrechten*, S. 1546; *gegen dem vncosten* (Pl. Dat.), S. 1547.

In den auslautenden Gutturalverbindungen *-ng, -nk* findet *n* manchmal keinen graphischen Ausdruck: *mittlug* (Mittlung = Abkommen), S. 1500; *czerug* (Zehrung), S. 1509; *Valtenn Tschwgk*, neben *tschwncch* (FN), S. 1514.

Auslautendes *-n(-en)* schwindet durch Assimilation an nachgestelltes *wir* (dazu MOSER II, § 134, Anm. 11): *verleyge wir, wol wirs* (verleihen wir, wollen wir es), S. 1378; *Nw secz wir* (setzen wir), S. 1400; *hab wir* (haben wir), K. 1434, S. 1446.

Das einmal belegte *hÿtschtesser* (Hundstößer), S. 1522 stellt aller Wahrscheinlichkeit nach nicht Schwund des *n*, sondern eine Verschreibung dar.

#### germ. l

§ 91. Germ. *l* erscheint in allen Stellungen als *l*, in- und auslautend auch als *ll*. So z. B.: *lenschafft*, S. 1378; *legin* (legen), S. 1402; – *smeltzer*, S. 1367; *gelt* (Geld), K. 1434; *kõler* (Köhler), S. 1536; – *sail* (Seil), S. 1400; *wyl* (will), S. 1402; *Stahel* (Stahl), K. 1546; – *behellt* (behält), S. 1400; *keller*, S. 1484; *gellt* (Geld), K. 1546; – *diebstall* (Diebstahl), K. 1526; *halbthail* (halber Kux), K. 1546.

Schwund des *l* – oder eventueller Schreibfehler liegt in *fedt ort* (Feldort), S. 1537 vor.



germ. *r*

§ 92. Germ. *r* wird in der Regel überall als *r* wiedergegeben. Die Verdopplung des *r* im In- und Auslaut beschränkt sich auf wenige Fälle. Beispiele: *woren* (waren), S. 1375; *woltwyrch* (Waldwürke, Grubenbesitzer), S. 1375; *prudir* (Bruder), S. 1397; *rad* (Rad), S. 1400; *urbar*, K. 1434; *verre* (fern), S. 1402; *khürr*, *kürrschacht* (gemeinschaftlich bebaute Grube bzw. Schacht), S. 1537.

*Vorder* und seine Ableitungen zeigen meist Ausfall des *r* infolge Dissimilation durch die Liquida der Ableitungssilbe (vgl. PAUL, Gr., § 229): *forder*, S. 1499; *gefudert*, *zufuederen*, K. 1504, MATUNÁK, S. 480; *yn vodernn gapell* (im vorderen Göpelschacht), S. 1520; *foder gapl*, S. 1522; *auf der fodern stolwandt*, S. 1537; *befuderung* (Förderung), K. 1545.

#### 4. HALBVOKALE

germ. *w*

§ 93. Für germ. *w* schreiben die Kanzlisten im allgemeinen *w*, und zwar in allen Stellungen: *woltwyrch* (Waldwürke), S. 1375; *weld* (wollte), *gewerchen* (Gewerken), S. 1378; *erwackt* (erweckt), K. um 1496; *ewig*, S. 1526; usw.

Im unmittelbaren und mittelbaren Anlaut steht *v* – wahrscheinlich infolge von schlesischem Einfluß (vgl. MOSER II, § 131, Anm. 2) – gelegentlich für das durchaus herrschende *w*; das Zeichen *u*(*ü*) ist noch seltener: *vir* (wir), S. 1378; *verveser* (Verweser), S. 1422; *vorden* (worden), S. 1517; *fir vnd czuaniczick*, K. 1434; *inüentiert*, S. 1548.

Slawisches *w* wird mit *b* und *u*, ung. labiodentales *w* mit *w* transkribiert: *woli3lob* (Boleslaw), S. 1375; *pauel* (Pawel), S. 1378; *Waýda* (< ung. *vãidã* = Woiwode), K. 1527.

§ 94. Das nicht näher datierbare Stadt- und Bergrecht von Schemnitz hat einigemal *b* für historisches *w* in den Pronomina *wer*, *welcher* und im Pronominaladverb *wo*: *BEr* (zweimal), *Belicher*, *Bo* (dreimal). Der Ersatz von *w* durch *b*, der zunächst sporadisch im Schemnitzer Recht (um 1400), seit Ende des 15. Jh. häufig genug anzutreffen ist, erscheint auch sonst, und zwar im unmittelbaren Anlaut vor Vokalen, im mittelbaren Anlaut, besonders nach Vokal, Nasal, Liquida, aber auch nach anderen Konsonanten: *Bir* (wir), S. 1400; *balpurger* (Waldbürger), S. 1499; *bagnknecht* (ebd. auch *wagnknecht*), *beýnn* (Wein), S. 1522; – *abbinkellenn* (abwinkeln), S. 1400; *gebbeszen*, K. 1491; *gebesen*, S. 1501; *gebalt*, S. 1512; *Zw̄barter* (Wärter in der Pochmühle), S. 1522; – *albeg* (immer), S. 1499, 1516; *gegenburt* (Gegenwart), S. 1525; *albeg*, K. 1537, MATUNÁK, S. 483; *Leinbat* (Leinwand), S. 1549; – *eingeantburt* (eingeliefert), *mitboch*, S. 1501.

Die ahd. Lautgruppe *-ãw-* zeigt bald *b*, bald Schwund des konsonantischen Elementes: *Bloob Röst* (Rost für Blaue rz), *Blob mull*, *Blomul* (Blaufarbenmühle), S. 1555.

Der Lautwert des graphischen Zeichens *w* – soweit es überhaupt als Spirant gesprochen wurde – mag der eines bilabialen Reibelautes gewesen sein. Auf Doppellippigkeit weist die umgekehrte Schreibung *w* für *b* in deutschen sowie in ung. und slawischen Wörtern (vgl. § 54).

Germ. *w* entspricht in den modernen Mundarten der deutschen Bergorte im ehemaligen Oberungarn (heute meist in der Slowakei) wenigstens im Anlaut meist *b*. So z. B. in dem mit unserem Gebiet manche Gemeinsamkeiten zeigenden Deutschpilsen (ung. Nagybörzsöny, nordwestl. von Budapest – vgl. HUTTERER, § 253), in Dobschau (vgl. LUX, S. 189 ff.), in Untermetzenseifen (s. GEDEON, § 134) und in der Kremnitz-Deutschprobener Sprachinsel (vgl. WEINELT, § 84). Den *b*-Schreibungen für germ. *w* in unseren Quellen muß ein ähnlicher Lautwert zugrundegelegen haben: Verschlußlaut *b* oder eventuell ein spirantisches, stark zur Verschlußlenis neigendes *b* in der älteren Periode. Zur Annahme einer Übergangsstufe *b̥* berechtigt uns der Wechsel von *w*: *b* für germ. *b* sowie slaw. *b*, *w* (vgl. § 54 und § 93). Leider fehlt es an einschlägigen deutschen Belegen gerade aus der zweiten Hälfte des 14. Jh. Inwiefern den historischen *w*-Schreibungen der phonetische Wert *b* (*b̥*) zukommt, ist nicht zu ermitteln. Ähnlich steht es auch mit graphischem *w* in der Enklise (*verleyge vir*, S. 1375), wo *w* auf dem größten Teil des hd. Gebietes zu *m* assimiliert wurde (s. MOSER II, § 131, Anm. 4). Zum ganzen § vgl. PAUL-MITZKA, § 2, 4; KRANZMAYER, § 25a, 1–6; MITZKA I, Sp. 1693; MOSER I, § 32; MAUSSER, S. 57.

germ. *j*

§ 95. Germ. *j* wird durchgehend mit *j* bezeichnet. Im Personennamen *Georg*, wo *g* und *j* wechseln, steht öfters auch *i*. So z. B.: *jûngest* (jüngst), S. 1400; *Johannes*, S. 1402; *jar*, S. 1422; *des iorgen mwl* (Georgs Mühle), S. 1497; *iorig*, S. um 1500; usw.

### III. ZUM VOKALISMUS DER SCHWACHBETONTEN SILBEN

ahd. – mhd. *ū*

§ 96. Langes *ū* in schwachbetonter Stellung geht – wenigstens was das Schriftbild anbetrifft – mit dem *ū* hochbetonter Silben zusammen, es wird zu *au* diphthongiert. Die einzige Ausnahme hiervon bildet *off* (auf) in einer Schemnitzer Quelle aus dem Jahre 1402.

ahd. – mhd. *uo*

§ 97. Ähnlich verhält es sich auch mit altem *uo* in der Präposition *zu*, die dem allgemeinen Entwicklungsstand von betontem *uo* gemäß bald in monophthongischer, bald in diphthongischer Form erscheint (vgl. § 36 und § 37). Neben diesen kanzleimäßigen Belegen trifft man zunächst sporadisch um 1400, dann häufiger im Kremnitzer Recht von 1492 und in kleineren Handschriften aus den 20er Jahren des 16. Jh. annähernd lautgetreue Grapheme für

abgeschwächtes ahd. *uo*: *czesuchnn* (zu suchen), S. 1400; *czw czeczihenn* (zuziehen), *fuerczesehenn* (vorzusehen), *czewissen* (zu wissen), *das loch zewaitten* (das Loch zuweiten), *czesomen* (zusammen), K. 1492, MATUNÁK, S. 476, 477; *anzehebn* (anzuheben), *zehaüen*, *herauss zehandln* (herauszuhandeln = herauszufördern), S. 1520; *zehawen* (zu hauen), S. 1522.

ahd. — mhd. *ei*

§ 98. Der Diphthong *ei* unterliegt in nebetonigen Silben einer Vokalreduktion (vgl. HUTTERER, § 235; HAASBAUER, § 31), die graphisch öfter als *e*, seltener als *a* zum Ausdruck kommt: *arbet* (Arbeit), mit *Enander*, *arbeter* (Arbeiter), K. 1492, MATUNÁK, S. 474–76, 478; *hoffarbetter* (Hofarbeiter), *arbeiten* (arbeiten), *arbeter*, *Huttarbeter* (Hüttenarbeiter), [den] *arbetern*, S. 1515; *arbed*, *arbeden*, *arbeth*, *arbet*, K. 1525; — *arbater*, K. um 1496; [den] *arbatern*, *mülarbater* (Mühlarbeiter), S. 1522; *arbat* (arbeitet), S. 1515.

mhd. *-e-*

§ 99. Der reduzierte Vokal in Flexions- und Ableitungssilben wird gelegentlich auch durch *i* wiedergegeben. *i* (*y*) ist die Regel in Texten md. Gepräges, aber auch im obd. Kontext findet es sich zuweilen, besonders in den Superlativen: *prudir* (Bruder), *wedir* (wider), *pogil* (PN), S. 1397; *offintlich* (öffentlich), *vtin*, *ortir* (Örter), *legin* (legen), *pawit* (baut), *Smernstempil* (FN) usw., S. 1402; *michil* (PN), *gewesin* (daneben ebd.: *pekennen*), *vrbirgraff* (Urbargraf), *wegin* (wegen), *do selbist*, S. 1406; — *Marschaft stempill* (Marscheidstempel), K. 1492, MATUNÁK, S. 479; *Lorintz* (PN), S. 1520; *hullyn* (Höhlen = Fördergefäße), S. 1527; *verrichtyn*, K. 1537, MATUNÁK, S. 491; — *des Allerdürchleüchtigistenn Fürstenn*, S. 1400; *wenigist*, K. 1492, MATUNÁK, S. 471; *dwnnyst* (dünnst), S. 1499; *aufs fleissigist*, S. 1537; *auff wenigist*, K. 1537, MATUNÁK, S. 493.

§ 100. Unbetontes *-e-* in der Endung des Part. Präs. erscheint überwiegend als *e*. Daneben zeigen Quellen, die auch sonst mehr oder weniger bair. durchdrungen sind, in *liegend*, *hangend* sehr häufig, in anderen Partizipialformen seltener *u* (*w*, *v*), das vereinzelt auch in die Pluralendung des Präs. eindringt. So z. B.: *das ligwunde*; *das hangunde*, *ligunde* (je 4mal), *betrachtunde* (betrachtend), *nibczünd* (sie nutzen), S. 1400; *hangent vnd lygundts*, S. 1479; *hangund*, *ligund* (öfters), K. 1492, MATUNÁK, S. 469, 474–75; *krigunde partheyenn* (kriegende Parteien), *wissund* (wissend = bekannt), K. 1492, MATUNÁK, S. 472, 479; *hangund*, S. 1526; *ligundt vnd hangundt* (öfters), S. 1537; *volgunde*, *nach volgunder wais* (nach folgender Weise), *sitzunden Rat* (sitzenden), *beschayd gewar-tund*, K. 1537, MATUNÁK, 482, 486, 492 f. (vgl. zum Ganzen HAASBAUER, § 42; zur Verbreitung der *-und*-Schreibungen in der Slowakei s. WEINELT, § 61).

§ 101. Mhd. *e* in proklitischer Stellung ist ein einziges Mal durch *a* vertreten: *das teuffels müil* (des Teufels Mühle), S. 1518.

## Apokope

§ 102. Verlust von auslautendem *-e* der Flexionssilben (Dativ-*e*, Nominativ-*e* im Sg. der schwachen Substantiva, *-e* der ersten Person Sg. Präs. Ind., Plural-*e* bei Substantiva, Konjunktiv *-e* bei Verba) kennen schon die ältesten Quellen. Bis zum Anfang des 15. Jh. halten sich die Schreibungen mit und ohne *-e* die Waage. Von hier an setzen sich die Apokopierungstendenzen in steigendem Maße durch, ohne jedoch die Formen mit Bewahrung des *-e* völlig verdrängen zu können. Das gilt auch für die Apokopierungsperioden um 1400, 1492, 1496 und besonders für das zweite Viertel des 16. Jh. Das Verhältnis der Schreibungen mit und ohne *-e* ändert sich von Jahr zu Jahr und sogar in derselben größeren Quelle. Der Prozentsatz der apokopierten Formen ist in unseren Quellen weit höher, als es WEINELT, § 55, für das Pergstädterische annimmt. Für die Abschnitte von 1400 bis 1500 und von 1500 bis 1555 gerechnet, beträgt die Anzahl der apokopierten Schreibungen beinahe das Dreifache der nichtapokopierten.

## Synkope

§ 103. In den Quellen aus der zweiten Hälfte des 14. Jh. bleibt auslautendes *-el* in der Regel erhalten. Synkope des *-e-* begegnet hier erst im 15. Jh., ist aber bis zu den 20er Jahren des 16. Jh. nicht stark verbreitet. Von hier an gewinnt sie den vollen Formen gegenüber die Oberhand und bleibt bis zur Mitte des Jahrhunderts ein Charakteristikum der Handschriften. So z. B.: *fridel*, *michel*, *nikel* (PN), S. 1367; *hen3el* (PN), S. 1375; *handel*, S. um 1458; *schlegel* (Hammer), K. um 1496; *gapell* (Göpel), S. 1506; 2 *seckel* (zu *Sack*), S. 1513; usw. — *frefll* (Frevell), *slegll* (Schlegel), S. 1400; *osterl* (FN), S. 1422; *haschpl* (Haspel), K. 1492, MATUNÁK, S. 471; *sibentstempl*, S. 1509; usw.

§ 104. Auslautendes *-en(n)* (Infinitiv-, Partizipial-, Kasus- und Personalendung) kennt Synkope des *-e-* im 14. Jh. nur nach *r*; auch im 15. und selbst noch Anfang des 16. Jh. ist der Vokalausfall ziemlich selten. In größerer Zahl findet er sich seit den 20er Jahren des 16. Jh. und erhält das Übergewicht den nichtsynkopierten Formen gegenüber. Beispiele: *treugen* (trocknen, entwässern), *seyten* (Seiten), [den] *leuten*, *gegeben*, *czu der flachen puten* (FIN), S. 1378; *geschayden* (Part.), S. um 1408; *kraczen* (Kratze, Pl.), S. um 1458; usw. — *den erbern leuten* (ehrbare), S. 1378; *kysnn* (wählen), *mit dreien Marcknn* (Mark, Maßeinheit), S. 1400; [die] *genantn*, S. 1498; *für irn schadn*, S. 1520; usw. Die Errechnung eines genauen Verhältnisses zwischen den Varianten mit *-en(n)* und *-n(n)* erschwert die Inkonsequenz der Schreiber in der Behandlung der Abkürzungszeichen.

Nach Stämmen auf Liquida tritt — anders als es zu erwarten wäre — nur selten Ausfall des Vokals ein. Sporadisch vertretenen Formen wie *herauss zehandln* (herauszuhandeln, herausfordern), S. 1520; *handln*, S. 1526, die

zweifellos zu den lautgetreueren Schreibungen gerechnet werden sollen, stehen häufiger solche mit *-e-* gegenüber: *handelen*, S. 1481; *wynnkelen*, *saygerenn* (abwinkeln, abseigern; die Grubengrenzen in horizontaler und vertikaler Richtung bestimmen), K. 1492, MATUNÁK, S. 479; *zufuederen* (zu fördern), K. 1504, MATUNÁK, S. 480; *füderenn*, K. 1510; *füderen*, S. 1515.

§ 105. In *-et* (Partizipialendung und Personalendung des Sg.) bleibt das *-e-*, von sporadischen Fällen abgesehen, im 15. Jh. bewahrt. Synkopierte Formen kommen öfters erst im letzten Viertel des 15. Jh. vor und verschwinden im ersten Viertel des 16. Jh. beinahe völlig. Ab 1526 sind sie wieder etwas häufiger vertreten als die Formen auf *-et*: *pawet* (baut), S. 1400; *gemunczet* (gemünzt), K. 1434; *geleget*, S. 1479; *beschaüet*, S. 1541; usw. — *gekauft*, S. 1397; *gelegt*, S. 1481; *geerbt*, K. um 1496; *Bewilligt* (Part.), S. 1526; usw.

Die Personal- oder Partizipialendung *-et* wird in der Regel nach Verbalstämmen auf *-d-*, *-t-* völlig beseitigt. Der „Normaltyp“ *betrochtet* (betrachtet), S. 1479; *verachtet*, K. um 1496 ist daneben nur versprengt nachweisbar: *arbeit* (arbeitet), S. 1400; *ausgericht* (Part.), K. 1434; *besicht* (besichtigt, Part.), S. 1481; *vnnndterrick* (Part.), K. 1493; *verpint* (verbindet), S. 1499; *beredt* (beredet, Part.), S. 1509; *angereth* (angeredet, gerügt), S. 1515; *arbat* (arbeitet), S. 1515; *wert* (werdet), S. 1520; *werd* (werdet), K. 1524; usw.

§ 106. Infolge von weitgehendem Vokalausfall erhält das *n* des Verbalstammes nach vorausgehendem Konsonanten eine sonantische Funktion. Zwischen silbischem *n* und der Partizipial- oder Personalendung entwickelt sich gelegentlich ein sekundäres *-e-*. Rein graphisch betrachtet läßt sich die Erscheinung mit einer Art Metathese vergleichen. So z. B.: *aigent* (eignet), *ausgezaichennt* (ausgezeichnet), S. 1400; *Abgerechennt* (abgerechnet), S. 1496; *3w geaygent* (zugeeignet), S. 1508; *abgezaychenth* (abgezeichnet), S. 1518; *verordent* (verordnet), S. 1526, 1537.

Ein Sekundärvokal ähnlicher Art liegt in *hangned*s (Hangendes), S. 1481; *wollet* (wollte), S. 1510 vor.

### Sproßvokal

§ 107. Zwischen *r* und mundartlichem *ch* entwickelt sich ein Sproßvokal, der graphisch als *i* erscheint: *perckwerich* (5mal), S. 1400; *durich*, S. 1481; *perckwerich*, *czwerichslagk* (Querschlag), K. 1492, MATUNÁK, S. 468, 474 (Prinzipielles über Sekundärvokale s. bei BRAUNE, § 69).

## PRÄFIXE UND SUFFIXE

*ahd. bi-*, *mdh. be-*

§ 108. Von *bleiben* abgesehen ist mhd. *be-* nur als *be-* belegt; auch in *bleiben* ist das *-e-* des Präfixes selbst bis in die ersten Jahrzehnte des 16. Jh. hinein erhalten: *beleibenn*, S. 1400; *beleibt*, K. 1492, MATUNÁK, S. 476; *belib* (Konj.

Prät.), *beleiben*, S. 1515; *beliben* (Part.), S. 1516. Von hier an kennen die Quellen nur das auch schon früher (S. 1400, 4mal; K. 1491) bezeugte synkopierte *bleiben*.

*ahd. ur-, mhd. er-*

§ 109. Die gewöhnliche Entsprechung von mhd. *er-* ist *er-*. Für das im Bairischen, Ostmitteldeutschen und auch in der Slowakei stark verbreitete *der-* für *er-* (vgl. MOSER II, § 128, 3; WEINELT, § 53) steht nur ein einziger Beleg zur Verfügung: *derstickt* (erstickt, durch Wasser überschwemmt), S. 1400.

*ahd. furi(-), fora-, mhd. vür(-), ver-*

§ 110. Die häufiger vorkommende Vertretung von ahd. *furi(-), fora-* ist im 15. Jh. *für-*. Die md. beeinflussten Quellen haben dafür gewöhnlich *vor-*, das beinahe ebenso oft begegnet und nicht selten in demselben Schriftstück mit *für-* wechselt. Im 16. Jh. geht die Verwendung des md. *vor-* etwas zurück, *für-* herrscht im Verhältnis von 2 : 1. Beispiele: *fürkümbt, für dem Ratt, mit fürsichtigenn dingen* (vorkommt, vor dem Rat, mit „vorsichtigen“, sichtbaren Zeichen), S. 1400; *vür vns* (vor uns), S. 1422; *fuerczesehenn* (vorzusehen), K. 1492, MATUNÁK, S. 476; *feuer* (vor), K. 1504; MATUNÁK, S. 481; *fürfallenden* (vorfallend), K. 1537, MATUNÁK, S. 482; *fürtragen* (vorgetragen), *fürgelen* (vorgeben, vortragen), S. 1537; usw. — *vor kumpt, vorbas* (fürbaß), S. 1402; *vor* (für), S. 1406; *denn . . . vörmünderenn* (den Vormündern), S. 1482; *vorhin*, S. 1497; *Vor das ander* (zweitens), S. 1533; usw.

Auf Grund der diphthongischen Schreibungen *ue, û* darf man annehmen, daß *u* in *für-* ebenso behandelt wurde wie umgelautetes *u* in betonten Silben (vgl. § 10). Wie dort, so setzen wir für *u* auch hier diphthongische Aussprache voraus.

*ahd. fir-, fer- (fur-, for-), mhd. ver-*

§ 111. Bis zum Anfang des 16. Jh. sind *ver-* und *vor-* Schreibungen ungefähr gleich verteilt. Im 16. Jh. dominiert schon — neben häufig gebrauchtem *vor-* entschieden *ver-*. In vielen Handschriften, so z. B. im Recht von Schemnitz und Kremnitz, sind beide Varianten vorhanden. Beispiele: *verleyhen*, S. 1378; *verrichtenn, verlornn, verpietenn* (verbieten): *vorleihenn, vnuorprckenn, züuorgeben* (zu vergeben), S. 1400; *verczalt*, S. um 1408; *vormonczet* (vermünzt), K. 1434; *vermeinet, verloreenn: vorpotenn, vorpindungk*, K. 1492, MATUNÁK, S. 473 ff., 479; usw. usf. Aus dem Vorhandensein zweier Schreibvarianten, von denen *vor-* letzten Endes md. Herkunft ist (vgl. WILMANN, § 326, BEHAGHEL, § 313), folgt nicht notwendig eine Verschiedenheit der Lautung. Im Gegenteil: *e* und *o* sind vermutlich verschiedene Grapheme für denselben reduzierten Vokal gewesen. Hierauf deuten der Wechsel beider Formen in derselben Handschrift sowie Belege wie *Verhanntten* (vorhanden), S. 1400; *verhandden*, S. 1548. Daß diese Annahme auch für nebenbetontes *vor-* in *vor-* kommt usw. (vgl. § 110) stichhaltig wäre, erscheint mir zweifelhaft.

mhd. *ge-*

§ 112. Der Vokal des Präfixes bleibt weitgehend bewahrt. Die Synkope des *-e-* ist im 15. Jh. eine sporadische, im 16. eine ziemlich seltene Erscheinung. Öfters findet sie sich nur vor folgendem *w*: *vorgnante*, *vorgnanten*, S. 1479; *gsuncken*, K. 1492, MATUNÁK, S. 475; *gwerkenn* (Gewerken), S. 1509; *gwurkcht* (gewürkt), S. 1513; *gwendlichn* (zu *gewöhnlich*), *gwerkhn*, *gschtubmacher* (Gestübmacher), S. 1520; *gwalt*, *gwer*, *gweltig* (Gewalt, Gewehr, gewaltig), K. 1537, MATUNÁK, S. 482, 488, 490; u. a. m.

§ 113. Das Part. Prät. der Verba *geben*, *kommen*, *gehen*, *zahlen*, *bringen*, *finden* wird oft ohne *ge-* gebildet. *ziehen*, *anzeigen*, *sehen*, *bitten*, *tun*, *bleiben*, *tragen*, *kriegen* (bergm. Kriegerarbeit führen) zeigen nur gelegentlich präfixlose Partizipialformen, bei *werden* bilden diese die Regel. Abgesehen von *werden* haben alle erwähnten Verba auch „normale“ Partizipia mit *ge-*.

ahd. *-bāri*, mhd. *-baere*

§ 114. Bis zu den 20er Jahren des 16. Jh. herrscht eindeutig *-ber*. *erber* (ehrbar) ist aus folgenden Jahren belegt: S. 1378, 1397, 1400, 1422, 1479, 1481, 1482, K. 1510, S. 1516, 1517, K. 1525.

*-bar* begegnet in *achtbar* zunächst im Kremnitzer Recht von 1492, dann in *ehrbar*, S. 1520. Ab 1537 verdrängt *-bar* endgültig die Variante *-ber*, es ist in Schemnitz aus folgenden Jahren überliefert: 1537, 1543, 1544, 1546, 1547.

ahd. *-āri*, mhd. *-aere*, *-er(e)*

§ 115. Ahd. *-āri* (*-eri*, *-iri*, vgl. HENZEN, § 98) erscheint in der Regel als *-er*. Die einmal bezeugte Schreibung *-ar* in *schoffar* (Schaffer), S. 1520, die nach WEINELT, § 57, § 132, häufig in Preßburg anzutreffen und zum Bair.-Österr. zu stellen ist, deutet vermutlich Vokalreduktion an.

ahd. *-nassi*, *-nussi* (*-nissi*, *nessi*)

§ 116. Die Entsprechungen von ahd. *-nassi* usw. sind *-nis* (*-n<sup>u</sup>s*) und *-nus* (*-nūs*), die ungefähr in gleicher Zahl vertreten sind. *-nus* ist besonders seit dem zweiten Jahrzehnt des 16. Jh. beliebt. So z. B.: *hindernis*, *erkanntnÿs* (Urteil), S. 1400; *gedechtnisz*, K. 1492, MATUNÁK, S. 468; usw. — *Erkandt-nusz*, K. 1492, MATUNÁK, S. 468; *erkanthnus*, S. 1515; *fanknus* (Gefängnis), S. 1520; usw.

#### IV. EINZELFORMEN UND EINZELWÖRTER

*nicht/nit*

§ 117. Die durchaus herrschende kanzleimäßige Form ist *nicht*. Sieht man vom vereinzeltten *Nitt* des Schemnitzer Rechts (1400) ab, so taucht bair. *nit* erst gegen Ende des 15. Jh. auf; zahlreich ist es im Kremnitzer Recht von 1492 (Belege bei MATUNÁK, S. 470 ff.), vereinzelt in anderen Kremnitzer Quellen aus den Jahren 1515, 1525, 1542 und häufiger 1537 (vgl. MATUNÁK,

S. 484 ff.) nachweisbar. In Schemnitzer Handschriften kommt *nit* im 16. Jh. einigemal in 1536 und 1537 vor.

*her/er*

§ 118. Md. *her* für *er* begegnet sporadisch in folgenden Jahren: S. 1402, 1446, K. 1493, S. 1515.

*Lachter/Klafter*

§ 119. Als bergm. Längenmaß ist überwiegend *Lachter*, im Kremnitzer Recht von 1492 *Lafter* üblich. *Klafter* findet sich einmal, ohne irgendeinen Bezug auf Bergbau: *Vmb dreý klaffter holcz zehawen d* [Denar] *3o*, S. 1522. *gewesen/gewest*

§ 120. Die herrschende Form ist *gewesen*. Sporadisches *gewest* zeigt eine Schemnitzer Aufzeichnung aus dem Jahr 1553 (zur Verbreitung von *gewest* in der Slowakei s. WEINELT, § 124).

*hat, haben/het, hiet, hietten*

§ 121. Die 3. Person Sg. bzw. Pl. des Perfekts transitiver Verba wird gewöhnlich mit schreibsprachlichem *hat, haben* + Part. Prät. gebildet. Eindeutig bair. Eintragungen im Stadtbuch von Schemnitz kennen in dieser Funktion mehrmals *het, hett, hiet, hietten*. Die Erscheinung ist auf das Jahr 1537 eingeschränkt.

*sind/sein, seind*

§ 122. In der 3. Person Pl. gilt im 15. Jh. öfters, im 16. gelegentlich *sind* (*sint, sindt*). *sein* tritt zunächst im Schemnitzer Recht (1400) auf und wird seit dem letzten Viertel des 15. Jh. die allgemein übliche Schreibung. Daneben ist seit Anfang des 16. Jh. *seind* (*seint, seindt*) nicht gerade selten gebraucht. Letztere Formen beruhen wahrscheinlich auf einem Kompromiß zwischen gesprochenem *sein* und kanzleimäßigem *sind* (s. WEINELT, § 125).

*sol/sal/schol*

§ 123. In der ganzen Periode überwiegt *sol. sal* wird – meist neben *sol* – in folgenden Jahren geschrieben: S. 1378 (2mal), K. 1492, S. 1500 (öfters), S. 1514, S. 1515 (öfters), S. 1518, 1520, K. 1525. *schol* steht nur einmal in einem Testament aus der ersten Hälfte des 16. Jh.

*wellen/wollen*

§ 124. Abgesehen von *will, willst* gilt im Stamm des Modalverbs durchgehend *e*. Stammhaftes *o* findet sich nur selten seit Ende des 15. Jh. (S. 1499, 1510, K. 1510, S. 1537).

*oder/ader, oder/aber*

§ 125. Die vorherrschende Form ist *oder*. Daneben wird, besonders in Kremnitz, aber auch in Schemnitz (z. B. 1481, 1498, 1499, 1515 – anders gewertet bei WEINELT, Karte 27) *ader* gebraucht. Verwechslung von *oder, ader/aber* liegt einigemal im Schemnitzer (1400) und im Kremnitzer Recht (1492) vor, was gegen die Weinelt'sche Hypothese von der nördlichen Herkunft dieser Erscheinung zu sprechen scheint (vgl. WEINELT, § 118).



## Tabelle der Bezeichnungsentsprechungen

(Vokalismus der Tonsilben)

Laut	Graphem
<i>ahd. a</i>	<i>a, aa, o</i>
<i>mhd. ä</i>	<i>a, ä, â, e, ee</i>
<i>ahd. o</i>	<i>o, oo, a, uo</i>
<i>mhd. ö</i>	<i>o, ô, õ, ô, ó, e</i>
<i>ahd. u</i>	<i>u, v, w, o (û, ũ, û, v̄, w̄, w̃)</i>
<i>mhd. ü</i>	<i>u, ü, v, w, ue, ũe, ie, i, y, o, ô (ũ, ũ, û, v̄, v̄, w̄, w̃)</i>
<i>ahd. ē</i>	<i>e, i, a, ei (ē, ě, eh, ee)</i>
<i>ahd. ē</i>	<i>e, ä, o, ö, a (ē, ēē)</i>
<i>ahd. i</i>	<i>i, ie, e (y, ĩ, ý, j)</i>
<i>ahd. ā</i>	<i>a, aa, o</i>
<i>mhd. ā</i>	<i>a, e (á, â, ã, ê, êê)</i>
<i>ahd. ō</i>	<i>o, a</i>
<i>mhd. ō</i>	<i>o, ö, e, a (ô, õ, ô)</i>
<i>ahd. ū</i>	<i>au, a (aũ, aw, aŵ)</i>
<i>mhd. ū</i>	<i>eu, au, aw, ey, ei (eũ, eŵ, ew, eũ, eŵ)</i>
<i>ahd. ē</i>	<i>e, ey (ee, eh)</i>
<i>ahd. ī</i>	<i>ei, ai, eu, y (ey, ay, eĭ, eĳ, eĭ)</i>
<i>ahd. ie</i>	<i>ie, i (ye, y)</i>
<i>ahd. io</i>	<i>ie, i (ye, y, j)</i>
<i>ahd. uo</i>	<i>v, u, w, ue, ai o (û, û, ũ, ŵ, v̄, w̄, ũe, we, w̄e, wo)</i>
<i>mhd. ũe</i>	<i>v, u, w, ue, ũe, i, y, ai, o (ũ, û, ũ, ŵ, v̄, w̄, ũe, we, w̄e, wo)</i>
<i>ahd. ei</i>	<i>ei, ai, eu, a, ä, e (ey, ay)</i>
<i>ahd. ou</i>	<i>au, av, aw, a, ä, o, ū</i>
<i>mhd. öu</i>	<i>ou, aw, aü, eu, ai, ei, (ew, ay, ey)</i>
<i>ahd. iu</i>	<i>eu, ei, v̄ (ev, eũ, ew, eũ, eũ, ey)</i>

§ 126. Einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Sprachgebrauch der Schemnitzer und Kremnitzer Quellen gibt es kaum. Die in den Stadtmundarten vorhandenen Verschiedenheiten haben sich durch den gegenseitigen schriftlichen Verkehr ausgeglichen. Deshalb erübrigt es sich, die ohnehin nicht zahlreichen Kremnitzer Schriftstücke einer gesonderten dialektgeographischen Wertung zu unterziehen.

Von den mundartlichen Eigentümlichkeiten, die in den vorigen Paragraphen besprochen wurden, scheiden die großräumigen Veränderungen und Schreibungen, die offensichtlich nichts als Kanzleimode darstellen, für eine dialektgeographische Unterscheidung aus. So z. B. die Verdampfung von ahd. *a* > *o* (vgl. § 2); die Rundung von ahd. *e* > *ö* (vgl. § 14), die nach KIENLE, § 34 A, eher als „eine modische Erscheinung“, nicht aber als wirkliches Mundartmerkmal zu werten und auch auf bair. Boden belegt ist (vgl. HAASBAUER, § 4). Ähnlich steht es auch mit dem graphischen Wandel ahd. *i* > *ie* (vgl. § 16), mit den Entsprechungen germ. *-ld-*, *-nd-* > *-ld-*, *-nd-* (s. § 56) sowie mit der Monophthongierung von ahd. *ei* > *a*, *ä* (vgl. § 41), die natürlich auch als Kennzeichen des Bairischen gelten kann, aber gerade in den „bairischsten“ Handschriften fehlt. -

Für die ganze Periode ist das Nebeneinander von omd. und bair. Eigentümlichkeiten charakteristisch, wobei — von einigen kleineren Aufzeichnungen abgesehen — das Bairische überwiegt. Zum Bairischen rechnen wir unter anderem folgende lautliche und graphische Entsprechungen: ahd. *o* > *uo* (§ 5), mhd. *ü* > *ue üe* vor Labial und Liquida (§ 10), mhd. *ā* > *a* (§ 20), mhd. *ū* > *au* (§ 25), ahd. *ē* > *ey* (§ 28), ahd. *ī* > *ai*, *ay* (§ 30), ahd. *uo* > *ue* (§ 36), ahd. *uo* > *ai* (§ 38), ahd. *ei* > *ai*, *ay* (§ 39); germ. *b-* > *p-* (§ 49), germ. *b* > *w* (§ 54); die Affrizierung oder mindestens starke Behauchung von germ. *-rg-*, *-ng* (§ 62) und germ. (lat.) *k* + *Vokal*, *kr-*, *-rk*, *-nk* (§§ 68, 69, 72); den Wandel von germ. *thw-* > *zw-* (§ 81), *š* in den inlautenden Verbindungen *-šp-*, *-ršt* (§ 84), den Schwund des germ. *-h-* in *Schicht* (§ 87), die Erhaltung von germ. *h* als Reibelaut im In- und Auslaut (§§ 88, 89), die fürs Bairische typische Veränderung von germ. *w* > *b* (§ 94); *schol* für *soll* (§ 123, vgl. SCHWARZ I, S. 281); *nit* für *nicht* (§ 117), die Apokopierungs- und Synkopierungstendenzen (§ 102, 103); *-und* im Part. Präs. (§ 100).

Der Wandel von ahd. *ou* > *a*, *o*, *ä* vor *b*, *f* darf wohl ebenfalls als bairisch angesprochen werden, obwohl er auch dem Mitteldeutschen, Ostfränkischen und Nürnbergischen gar nicht fremd ist (vgl. § 44) und von WEINELT, § 30, dem Schlesischen zugewiesen wird. Wenn hinter den Schreibungen *won dem*, *do won*, *will* (s. § 77) wirklich die von HANIKA I, S. 118 ff., zum Bairischen gestellte Veränderung *f* > *v* steckte, wäre auch das Problem von *vir*, *verveser*, *vorden* (umgekehrte Schreibungen für *wir*, *Verweser*, *worden*; vgl. § 93) gelöst.

§ 127. Reines Mitteldeutsch ist nur in Handschriften aus den Jahren 1402 und 1406 überliefert. Die md. Elemente treten sonst nur sporadisch, als Einschlüsse hervor. Hierzu können gezählt werden: die Senkung von ahd. *u* > *o* (§ 8) und vielleicht auch mhd. *ü* > *ö* (vgl. jedoch § 12); der Wandel von ahd. *uo* > *o* (§ 38), ahd. *ei* > *e* (§ 42); die Monophthongierung von ahd. *iu* > *u* (§ 48); sporadisches *k* für germ. *g* in *kegen* (§ 60), vereinzelt *h* in *gezohenn* (§ 61), zipserisches *tf* bzw. md. *f* für anlautendes germ. *p* (§ 63), nichtverschobenes germ. *pp*, *mp* (§ 64); regelmäßiges oder wenigstens mit anderen md. Charakteristika verbundenes *-i-* für schwachbetontes mhd. *-e-* (§ 99), vereinzelt *off* = *auf* (§ 96); *vor-* für ahd. *fora-*, *furi* und *fir-*, *fer-* (§ § 110–111), die seltene Kreuzform *her* = *er* (§ 118); *ab*, *ader*, *sal* für in Quellen mit obd. Gepräge übliches *ob*, *oder*, *soll* (§ 5 und 123); die monophthongische Vertretung von ahd. *ie* < germ. *ē* (Typ *Zegl* = Ziegel, § 34; vgl. SCHWARZ I, S. 291); aussprachliches *treugen* = *trocknen* im bergm. Sinn (zur Herkunft vgl. SCHWARZ II, S. 82). Die graphischen Entsprechungen ahd. *ei* > *ei*, ahd. *uo* > *u* (§ 39 und 36) gehören nur bedingt hierher.

§ 128. Wenn man bedenkt, daß jede Periodisierung nur eine annähernde Gültigkeit hat, da die Grenzen überall fließend sind, so lassen sich innerhalb der gesamten behandelten Periode von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 16. Jh. folgende Abschnitte mehr oder weniger scharf voneinander abgrenzen: 1. 1350–1400. Die erhaltenen spärlichen Quellen zeigen überwiegend obd.-bair. Charakter. Gegen Ende des Jh. zeichnen sich die ersten stärkeren md. Einschlüsse ab. 2. 1400–1475. Im ersten Jahrzehnt des 15. Jh. setzen sich starke md. Tendenzen durch und verlieren dann allmählich an Stoßkraft. Der md. Einfluß spiegelt sich auch im übrigens eher bair. gefärbten Schemnitzer Recht wider; für die kleineren Handschriften ist die Mischung von obd. und md. Kennzeichen charakteristisch, wobei – für den ganzen Abschnitt gerechnet – das Md. geringfügig überwiegt. 3. 1475–1525. Im letzten Viertel und besonders im letzten Jahrzehnt des 15. Jh. bricht sich wieder das Obd.-Bair. Bahn, das md. Element wird stark zurückgedrängt, ist aber noch immer bedeutend. 4. 1525–1555. Der bair. Einfluß erreicht seinen Höhepunkt und findet seinen Niederschlag – wie auch schon in den vorigen Perioden – nicht nur im Schreibduktus, sondern auch in zahlreichen dialektgebundenen Entgleisungen.

Die Entwicklung der Kanzleisprache von Schemnitz und Kremnitz hängt von mehreren Faktoren ab. Neben den in der ganzen Epoche (14.–16. Jh.) wirksamen omd. Kräften soll in erster Linie die sprachlich-kulturelle Ausstrahlung des bair.-österr. Gebietes genannt werden. Ob sie sich nur durch Einzelpersonen (Kanzlisten) Geltung verschafft oder auch tiefere schreibkundige Schichten durchdringt, läßt sich erst nach gründlicher Analyse des privaten Schreibgebrauchs in der betreffenden Zeit entscheiden.

Eines steht allerdings fest: Eine Einwirkung von außen her setzt eine aufnahmebereite Sprachgemeinschaft voraus. Die bair. Durchdringung fand in unserem Untersuchungsgebiet auch schon im 15. Jh. offene Tore; tiefere Spuren hinterließ sie trotzdem erst gegen Ende des Jahrhunderts, was uns die Annahme aufzwingt, daß ihr eine bedeutende Zuwanderung von Bergarbeitern, technischem und administrativem Personal, Siedlern von anderen Berufszweigen und eventuell auch Unternehmern aus obd.-bair. Dialektgebieten vorausgegangen war und auch im 16. Jh. fort dauerte. Der Integrationsprozeß der gesprochenen Stadtsprachen, der im 16. Jh. zur Entstehung des „Pergstädtischen“ führte (vgl. WEINELT, § 133), mag ebenfalls von hier ausgegangen sein.

#### ABKÜRZUNGEN

ahd.	=	althochdeutsch	md.	=	mitteldeutsch
bair.	=	bairisch	mhd.	=	mittelhochdeutsch
Bed.	=	Bedeutung	nhd.	=	neuhochdeutsch
bergm.	=	bergmännisch	nd.	=	niederdeutsch
dass.	=	dasselbe	obd.	=	oberdeutsch
Dat.	=	Dativ	omd.	=	ostmitteldeutsch
Dim.	=	Diminutivum	ON	=	Ortsname
FN	=	Familienname	ostlech.	=	ostleisch
FIN	=	Flurname	österr.	=	österreichisch
frnhd.	=	frühneuhochdeutsch	Part.	=	Partizip
Gen.	=	Genitiv	Pl.	=	Plural
germ.	=	germanisch	PN	=	Personenname
hist.	=	historisch	sth.	=	stimmhaft
hd.	=	hochdeutsch	stl.	=	stimmlos
kgl.	=	königlich	ung.	=	ungarisch
lat.	=	lateinisch	wgerm.	=	westgermanisch

#### ABGEKÜRZT ZITIERTE LITERATUR

- BEHAGHEL = *O. Behaghel*: Geschichte der deutschen Sprache. Berlin/Leipzig 1928<sup>5</sup>.  
 BRAUNE = *W. Braune*: Althochdeutsche Grammatik. Halle (Saale) 1950<sup>7</sup>.  
 EWB = *Fr. Kluge - A. Götze*: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin 1953<sup>18</sup>.  
 GEDEON = *Gedeon, Alajos*: Az alsó-meczenzéfi német nyelvjárás hangtana (= Lautlehre der deutschen Mundart von Untermetzenseifen). Budapest 1905.  
 HAASBAUER = *A. Haasbauer*: Zur Geschichte der oberösterreichischen Mundarten. Reichenberg 1926  
 HANIKA I = *J. Hanika*: Ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung im westkarpathischen Bergbauggebiet. Münster 1933  
 HANIKA II = *J. Hanika*: Siedlungsgeschichte und Lautgeographie des deutschen Haulandes in der Mittelslowakei. München 1952.  
 HENZEN = *W. Henzen*: Deutsche Wortbildung. Tübingen 1957<sup>2</sup>.  
 HUTTERER = *Cl. J. Hutterer*: Das ungarische Mittelgebirge als Sprachraum. Halle (Saale) 1963  
 KIENLE = *R. v. Kienle*: Historische Laut- und Formenlehre des Deutschen. Tübingen 1960.  
 KRANZMAYER = *E. Kranzmayer*: Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes. Wien 1956.  
 LUX = *J. Lux*: Wörterbuch der Mundart von Dobschau. Marburg 1961.  
 MATUNÁK = *M. Matunák*: Z dejin slobodného a hlavného banského mesta Kremnice. Kremnica 1928.

- MAUSSER = *O. Maußer*: *Mittelhochdeutsche Grammatik. Erster Teil. Dialektgrammatik.* München 1932.
- MITZKA I = *W. Mitzka*: *Hochdeutsche Mundarten.* In: *W. Stammler: Deutsche Philologie im Aufriß, Bd. I, Sp. 1599 ff.* Berlin 1957<sup>2</sup>.
- MITZKA II = *W. Mitzka*: *Deutsche Mundarten.* Heidelberg 1943.
- MOSEI I = *V. Moser*: *Frühneuhochdeutsche Grammatik. I. Bd. Lautlehre.* Heidelberg 1929.
- MOSEI II = *V. Moser*: *Frühneuhochdeutsche Grammatik. I. Bd. 3. Teil.* Heidelberg 1951.
- PAUL, Gr. = *H. Paul*: *Deutsche Grammatik. I. Bd. Halle (Saale)* 1955<sup>3</sup>.
- PAUL-MITZKA = *H. Paul - W. Mitzka*: *Mittelhochdeutsche Grammatik.* Tübingen 1960<sup>18</sup>.
- SCHATZ = *J. Schatz*: *Altbairische Grammatik.* Göttingen 1907.
- SCHIRMUNSKI = *V. M. Schirmunski*: *Deutsche Mundartkunde.* Berlin 1962.
- SCHMELLER I = *J. A. Schmeller*: *Die Mundarten Bayerns.* München 1821 (Neudruck. München 1929).
- SCHMELLER II = *J. A. Schmeller*: *Bayerisches Wörterbuch.* München 1872-1877.
- SCHWARZ I = *E. Schwarz*: *Sudetendeutsche Sprachräume.* München 1935.
- SCHWARZ II = *E. Schwarz*: *Die Herkunft der Siebenbürger und Zipser Sachsen.* München 1957.
- WEINELT = *H. Weinelt*: *Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache in der Slowakei.* Brünn/Leipzig 1938.
- WENZEL = *Wenzel, G.*: *Árpád-kori új okmánytár. III. kötet.* (=Neue Urkundensammlung aus der Árpádenzeit. III. Bd.). Pest 1862.
- WILMANN'S = *W. Wilmann's*: *Deutsche Grammatik. I. Abteilung: Lautlehre.* Straßburg 1893.

HANNELORE TOKODY

**ADAM MÜLLER-GUTTENBRUNN UND SEIN ROMAN  
„GÖTZENDÄMMERUNG“**



Das Nationalitätenproblem und besonders die Rolle des ungarländischen Deutschtums wurde von der deutschen bürgerlichen Literatur in ausreichendem Maße behandelt. Man schrieb dem ungarländischen Deutschtum in dieser Literatur die Zugehörigkeit zu einer „höhergestellten Rasse“ und die „Führerrolle“ in dem damaligen Ungarn zu. Wir stehen hier eigentlich einer solchen Richtung gegenüber, die nichts anderes ist als ein Versuch, die imperialistischen und später die faschistischen Ausbreitungsbestrebungen außerhalb des Reiches zu rechtfertigen. Schon deshalb ist es die Aufgabe der Geschichtsschreibung und der Literaturgeschichte, die mit dem ungarländischen Deutschtum zusammenhängenden Probleme vom marxistischen Standpunkt aus zu untersuchen. Es kann aber nicht die Aufgabe dieser kurzen Arbeit sein, die vielseitigen Probleme zu lösen, sondern sie soll lediglich durch die Bewertung Adam Müller-Guttenbrunns mit einigen Angaben zum besseren Verständnis der Rolle und Lage des südungarischen Deutschtums dienen.

Über Adam Müller-Guttenbrunn sind bisher schon mehrere kleinere monographische Darlegungen erschienen, teilweise in Zeitungen und Zeitschriften, teilweise in Sonderausgaben. Ein allgemeiner Charakterzug dieser Arbeiten ist das allzu starke Hervorheben derjenigen – zweifellos positiven – Züge des Schriftstellers, die sich in der Tätigkeit als kultureller Organisator oder in der eines Kritikers, vor allem aber darin zeigen, daß er in seinen literarischen Werken die die Nationalitäten unterdrückende Politik der ungarischen herrschenden Klasse entlarvte. Dagegen beachtete oder wollte man nicht diejenigen Ziele beachten, denen Adam Müller-Guttenbrunn mit der ganzen Arbeit seines Lebens diene. Diese Behauptung bezieht sich aber nicht allein auf die ausgesprochen bürgerliche Literatur, sondern zum Teil auch auf einzelne heutige, marxistische Wege gehende kritische Untersuchungen. So könnte man zum Beispiel auf einen Artikel über die „Deutsche Literatur in der Rumänischen Volksrepublik“ von Günther Deicke hinweisen,<sup>1</sup> der neben der heutigen dort erscheinenden deutschsprachigen Literatur auch auf die vor dem zweiten Weltkrieg eingeht, um damit die Unterschiede hervorzuheben, die zwischen

<sup>1</sup> Neue Deutsche Literatur (NDL). 1958. S. 66–80.



der Literatur damals und heute bestehen. Er stellt fest, daß die Werke der ausländischen deutschen Schriftsteller, die gewöhnlich im Reich veröffentlicht wurden, willkommene Argumente für den pangermanischen und später nazistischen Eroberungswahn waren. Adam Müller-Guttenbrunn bezeichnet er aber als einen „offen auf der Seite der Ausgebeuteten stehenden Banater, der sich nicht mehr wehren konnte“, und so „in den faschistischen Literaturgeschichten «völkisch» ausgedeutet wurde.“<sup>2</sup> Der Verfasser sieht jedoch nicht, daß Müller-Guttenbrunn mit seiner politischen und literarischen Tätigkeit sowohl in Österreich als auch unter dem ungarländischen Deutschtum zur Vorbereitung des Faschismus beitrug.<sup>3</sup>

Wenn wir die Tätigkeit Adam Müller-Guttenbrunns im Zusammenhang betrachten, so können wir diese in zwei Perioden einteilen. Bis zur Jahrhundertwende erstreckt sich sein Betätigungsfeld hauptsächlich auf die Theaterkritik, später auf die Dramaturgie. Die zweite Periode beginnt er als sogenannter Heimatdichter oder Schriftsteller. In dieser Zeit wird er dann auch berühmt. Diese zwei Abschnitte unterscheiden sich jedoch nicht nur in dem Wechsel der Form seiner Tätigkeit, sondern – bis zu einem gewissen Grade – auch in seinem Denken, in seiner weltanschaulichen-politischen Stellungnahme.

In dieser Hinsicht ist auch die zweite Periode – von der Jahrhundertwende an – die wichtigere. Es ist die Zeit, in der sich der Imperialismus im Weltmaß herausbildete, die Machtbestrebungen des deutschen Imperialismus immer aggressiver wurden in Richtung Osteuropa (innerhalb dieser auch auf Ungarn), und in der sich – entsprechend den Bestrebungen – mit immer größerer Kraft solche Geistesströmungen meldeten, die jene unterstützten. Diese Periode, in der die Krise der Monarchie entstand und sich mehr und mehr vertiefte, ist eine Folge der Steigerung des Kampfes um die Selbständigkeit der unterdrückten Völker Österreich–Ungarns. Mit der Erstarkung des Imperialismus und der Vertiefung der Krise in der Monarchie eroberte der sogenannte Pangermanismus immer mehr Raum und versuchte jetzt, auf ideologischer Ebene – indem er sich auf die Superiorität der deutschen „Rasse“ berief –, die Berechtigung der deutschen Welthegeemonie zu begründen.

Das Zentrum der Verbreitung pangermanischer Ideen war in dieser Zeit in Deutschland der im Jahre 1891 begründete Alldeutsche Verband. Bis zum Ende des ersten Weltkrieges war der Verband die „wichtigste und einflußreichste Organisation des deutschen Monopolkapitals zur «Schaffung einer öffentlichen Meinung», zur ideologischen Vorbereitung des deutschen Volkes auf einen imperialistischen Krieg, zur Durchdringung des deutschen Volkes

<sup>2</sup> Vgl. a. a. O. S. 67–69.

<sup>3</sup> So z. B. war Adam Müller-Guttenbrunn ab 1918 Mitglied der Deutschnationalen Partei in Österreich, die eine Grundlage des späteren österreichischen Nationalismus geworden ist. Vgl. u. a. *Heinrich Benedikt*: Geschichte der Republik Österreich. München, 1954. S. 369–421.

mit Gedankengängen, die dann unter dem Faschismus voll ausreifen und teilweise in die Wirklichkeit umgesetzt wurden.<sup>4</sup>

Der Alldeutsche Verband hatte von vornherein die Annexion Österreich – Ungarns auf seine Fahnen geschrieben, und das war gleichbedeutend mit der Politik und den Großmachtbestrebungen des reaktionären Flügels des deutschen Imperialismus. In diesem Sinne erschienen um die Jahrhundertwende zahlreiche Schriften,<sup>5</sup> die alle den gleichen Plänen huldigten, nämlich der Aufspaltung Österreich – Ungarns in zahlreiche von Deutschland abhängige kleine Teile, und der stufenweisen Germanisierung dieses Gebietes. Die geplante Aufteilung hätte in erster Linie das damalige Ungarn betroffen und dessen vollständige Abhängigkeit vom Reich bedeutet.

Nach der Jahrhundertwende, als sich der Verband der Aussichtslosigkeit seiner Bestrebungen immer mehr bewußt wurde, trat in seinen Plänen und in seiner Politik eine gewisse taktische Änderung ein, die darin bestand, daß er sich den föderalistischen Umgestaltungsideen bezüglich der Monarchie anschloß. Der Grund dafür lag in der internationalen Isolierung Deutschlands. Weiterhin auch in der Kriegsvorbereitung und nicht zuletzt aber auch in der Erkenntnis, daß diejenigen Kräfte über die Mehrheit verfügten, die an der Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit der österreichischen Monarchie interessiert waren, im Gegensatz zu der österreichischen nationalistischen Bewegung, die, aus mehreren Parteien und Gruppen bestehend, auch oft gegeneinander kämpfte. Die Pangermanen schafften Verbindungen zu dem Kreis von Franz Ferdinand<sup>6</sup> und versuchten dessen großösterreichische Pläne mit den Zielen der österreichischen großdeutschen Parteien in Einklang zu bringen. Die sich auf die Umgestaltung Österreich – Ungarns beziehenden Pläne des Alldeutschen Verbandes, die das von Franz Ferdinand erträumte Groß-Österreich zu einem deutschen Vasallenstaat gemacht hätten, brachten aber nicht den gewünschten Erfolg. Ein bedeutender Teil der österreichischen Nationa-

<sup>4</sup> Vgl. *Jürgen Kuczynski*: Studien zur Geschichte des deutschen Imperialismus. Bd. II. Berlin, 1950. S. 9.

<sup>5</sup> Vgl. z. B.: Großdeutschland und Mitteleuropa um das Jahr 1950. Von einem Alldeutschen. Berlin, 1895. Oder: Deutschland bei Beginn des 20. Jahrhunderts. Von einem Deutschen. Berlin, 1900. Besonders aber auch die diesbezüglichen Artikel der Alldeutschen Blätter.

<sup>6</sup> Franz Ferdinand als Thronfolger (1896 – 1914) stand in dieser Zeit an der Spitze der wichtigsten politischen Gruppe, zu der auch die sogenannte Kriegspartei gehörte. Dennoch stand ihm die damals größte österreichische Partei näher, die Christlichsoziale Partei. Diese wollte ein Großösterreich verwirklichen, d. h. einen großbürgerlichen Zentralismus für die ganze Monarchie. Seine Ziele wollte Franz Ferdinand im Bündnis mit dem Deutschen Reich erreichen, um so die Schlagkraft der Monarchie zu stärken. Das Interesse des sich auf den Krieg vorbereitenden Deutschen Reiches lag auf der gleichen Ebene. Eben deswegen wurde Franz Ferdinand auch von den Alldeutschen unterstützt. – Seine bekannteste politische Losung war der Trialismus. Das hieß also, statt des bestehenden Dualismus – Österreich-Ungarn – auch die Südslawen mit einzubeziehen und somit eine neue Staatsform zu schaffen, die aber nur ein taktisches Ziel gewesen wäre; darauf haben schon damals die Historiker – z. B. Sosnosky – hingewiesen. Mit dieser Taktik wollte man den Sturz der Hegemonie der ungarischen herrschenden Klassen herbeiführen. Das strategische Ziel Franz Ferdinands und seiner Anhänger aber lag in einem habsburgischen Zentralismus.

listen war nämlich dagegen, weil sie das im Jahre 1882 ausgearbeitete, sogenannte Linzer Programm weiterhin auch für gültig hielten.<sup>7</sup> Dieses Programm plante die Liquidierung des Dualismus und die formelle Selbständigkeit des damaligen Ungarns. Obwohl darin kein Wort über die Angliederung des österreichischen Kaisertums an Deutschland gesprochen wird, ist es doch zweifellos, daß die Durchführung des Programms ein wichtiger Schritt im Hinblick auf dieses Ziel gewesen wäre.

Das Linzer Programm spiegelte die Ansichten desjenigen Teiles der österreichischen Bourgeoisie wider, der nicht mehr daran glaubte, daß die zentralistische Herrschaft des „Deutschtums“ für die ganze Monarchie gesichert werden könne, deshalb wollten sie diese zentralistischen Bestrebungen – wenigstens vorläufig – auf das Gebiet des österreichischen Kaisertums begrenzen. Die extremsten Vertreter des Programms – besonders die Schönerianer<sup>8</sup> – kamen innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit bis zu der Forderung des Anschlusses an Deutschland. Die Mehrheit der österreichischen Bourgeoisie aber stand noch vor 1918 dieser Richtung entgegen, sie wollte die Monarchie aufrechterhalten, sie wurden Vertreter der sogenannten Reichsidee, ja sogar Vertreter der großösterreichischen Vorstellungen von Franz Ferdinand.

Der Alldeutsche Verband war mit diesem Programm insofern einverstanden, als dessen Anhänger innerhalb des Kaiserreiches um den Preis des Bruches mit den Slawen – in erster Linie mit den Tschechen – unbedingt die deutsche Herrschaft erringen wollten. Damit aber war er schon nicht mehr einverstanden, daß das Programm auf das Gebiet Ungarns verzichtet.

Die Reichspangermanen hätten lieber, gestützt auf das ungarländische Deutschtum, mit der politischen Führerrolle der ungarischen herrschenden Klasse abgerechnet und solche innenpolitischen Veränderungen erzwungen, die schließlich zum Ergebnis gehabt hätten, daß außer Zisleithanien auch Transleithanien zum Vasallen des Deutschen Reiches geworden wäre.

Innerhalb von Ungarn war die zur Durchführung dieser Pläne berufene höchste innere Kraft die ungarländische alldeutsche Bewegung. Diese sich nach der Jahrhundertwende entwickelnde Bewegung erlangte in erster Linie

<sup>7</sup> Das Linzer Programm in seinen Einzelheiten zu behandeln würde über den Rahmen dieser kurzen Arbeit hinausgehen. Es muß deshalb genügen, wenn wir auf zwei diesbezügliche Arbeiten hinweisen, die das Linzer Programm ausführlich bearbeiten: 1. *Herwig (Georg Pichl)*: Georg Schönerer und die Entwicklung des Alldeutschtums in der Ostmark. Wien 1912. Bd. I. S. 113 ff. 2. *Gyula Tokody*: Die Pläne des Alldeutschen Verbandes zur Umgestaltung Österreich-Ungarns. Acta Historica 1963. S. 39–66.

<sup>8</sup> Georg Schönerer war der Führer der Alldeutschen Partei in Österreich. Vor der Jahrhundertwende nannte sich die unter seiner Führung stehende politische Gruppe Deutschnationale Partei. Schönerer und seine Anhänger – die Schönerianer – waren die „Großdeutschen“, die zum ersten Mal in der Geschichte Österreichs den Anschluß an das Deutsche Reich forderten. Sie vertraten die radikalste und reaktionärste Richtung der österreichischen großdeutschen Bewegung. Dazu ausführlicher: *Gy. Tokody*: Ausztria – Magyarország a Pángermán Szövetség (Alldeutscher Verband) világuralmi terveiben (1890–1918). (Österreich–Ungarn in den Weltherrschaftsplänen des Alldeutschen Verbandes). Budapest, 1963. S. 105 ff.

in der näheren Heimat Adam Müller-Guttenbrunn, in Südungarn Erfolge. Die politische Stellungnahme der österreichischen deutschen Nationalisten – die Losung „Los von Ungarn“ – verursachte, daß sich die ungarländischen Alldeutschen nicht der österreichischen, sondern der deutschen pangermanischen Bewegung anschlossen. Die praktische Verwirklichung des Linzer Programms hätte nämlich die Position der ungarischen herrschenden Klasse nur gestärkt, und das wiederum hätte der Ausbreitung der alldeutschen Bewegung in Ungarn ein noch kleineres Gebiet gegeben als schon vorhanden war. Dementsprechend waren innerhalb der deutschen nationalistischen Bewegung in Österreich–Ungarn die ungarländischen Alldeutschen – indem sie der taktischen Linie des Alldeutschen Verbandes folgten – die Vorkämpfer der föderalistischen Umgestaltung der Monarchie und weiter sogar die der Konzeption von Franz Ferdinand.

Die äußerst vielseitigen Gründe der Entfaltung der ungarländischen alldeutschen Bewegung können hier in dieser Arbeit nicht behandelt werden. Wir müssen aber feststellen, daß die Ausnutzung des ungarländischen Deutschtums von Seiten der Pangermanen weitgehend dadurch unterstützt wurde, daß die ungarische herrschende Klasse die Unterdrückung und gewaltsame Magyarisierung der deutschsprachigen Minderheit in großem Maße forcierte, was natürlicherweise zu einem steigenden Widerstand des Deutschtums führen mußte,<sup>9</sup> der selbstverständlich nicht als negativ zu bewerten ist. Als aber der Kampf gegen die Magyarisierungsbestrebungen für großdeutsche Ziele ausgenutzt wurde, verlor er immer mehr den Charakter der Gerechtigkeit und wurde zu einem ungerechten, für die Machtbestrebungen des deutschen Imperialismus geführten Kampf, der mehr und mehr dem alldeutschen Einfluß unterlag. Es sei aber bemerkt, daß keineswegs das gesamte Deutschtum von dieser Bewegung mitgerissen wurde. „Die Isoliertheit der Bauernschaft und des Bürgertums, die günstigere wirtschaftliche Lage der deutschen Bauern im Verhältnis zu den übrigen Nationalitäten, der Assimilationsprozeß des deutschen Bürgertums, «das durch seine Lage und wirtschaftlichen Interessen nicht zur Schaffung eines selbständigen Marktes, sondern – im Gegenteil – zur möglichst großen Einschaltung in das ungarische Wirtschaftsleben angespornt wurde», die territoriale Zerstreuung des Deutschtums, der lose Zusammenhang zwischen einzelnen Teilen, der Unterschied hinsichtlich ihrer Vergangenheit, Religion und politischen Rechte und andere Faktoren waren dafür maßgebend gewesen, daß die Bewegung des ungarländischen Deutsch-

<sup>9</sup> Vgl. Péter Hanák und Vilmos Sándor: Magyarország története az abszolútizmus és dualizmus korában (Die Geschichte Ungarns im Zeitalter des Absolutismus und Dualismus). Budapest, 1959, Heft 3. S. 322. Weitere Angaben sind zu finden bei Endre Arató: A nemzetiségi kérdés története Magyarországon (Die Geschichte der Nationalitätenfrage in Ungarn). Budapest, 1960. Bd. I–II.

tums keine solche Massenbewegung wurde wie bei den anderen Nationalitäten.“<sup>10</sup>

Die ungarländische alldeutsche Bewegung hatte den Zusammenschluß des gesamten ungarländischen Deutschtums geplant und glaubte, daß sie durch ein Bündnis mit den rumänischen und eventuell mit den slowakischen Nationalitäten, außenpolitisch gestützt auf den deutschen Imperialismus, die Machtposition der ungarischen herrschenden Klasse brechen und der deutschen Machtausbreitung in Südosteuropa voranhelfen werde.

Die Rolle des ungarländischen Deutschtums – in erster Linie ist hier natürlich von Südungarn die Rede – in den imperialistischen, pangermanischen Plänen, war für die Ausbildung der politischen-weltanschaulichen Überzeugung Adam Müller-Guttenbrunn von großer Bedeutung. Der Schriftsteller, der in Österreich lebte, kam nämlich mit der dortigen deutschen nationalistischen Bewegung, ja sogar mit dem Alldeutschen Verband selbst in enge Verbindung. Diese Verbindung bezieht sich in erster Linie auf die in Österreich wirkenden Organisationen des ungarländischen Deutschtums, vor allem auf den nach der Jahrhundertwende gegründeten Verein zur Erhaltung des Deutschtums in Ungarn. Hauptsächlich hielt Müller-Guttenbrunn Verbindungen zu den führenden Personen der ungarländischen alldeutschen Bewegung, z. B. zu Edmund Steinacker, Rudolf Brandseh, dem Vertreter der Siebenbürger Sachsen im ungarischen Parlament, zu Lutz Korodi und anderen.<sup>11</sup> Von Seiten des Alldeutschen Verbandes – abgesehen davon, daß die genannten Personen auch Mitglieder des Verbandes waren – müssen wir zunächst den Namen Paul Samassas erwähnen. Aus einem Brief Samassas an den Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes, Heinrich Class, erkennen wir nicht nur die enge Verbindung, die zwischen Adam Müller-Guttenbrunn und dem Verband bestand, sondern auch die finanzielle Unterstützung, die der Banater Schriftsteller für sein Schaffen durch den Verband genoß.<sup>12</sup>

Die Doppelrolle des ungarländischen Deutschtums und der Umstand, daß Müller-Guttenbrunn nicht nur im persönlichen Kontakt, sondern auch in seinen Ansichten immer mehr dem pangermanischen Einfluß unterlag, bestimmen grundlegend die Bewertung der politischen, publizistischen und literarischen Tätigkeit des Schriftstellers. Es wäre aber ein Fehler, wenn wir die Literatur, die den Kampf des südungarischen Deutschtums für seine nationalen Rechte widerspiegelt, vollständig verurteilen wollten. Allerdings muß

<sup>10</sup> Vgl. *Gy. Tokody*: Zur Frage der Verbindung zwischen dem Alldeutschen Verband und der ungarländischen alldeutschen Bewegung vor dem ersten Weltkrieg. Jahrbuch des Historischen Instituts Debrecen, 1962. S. 50. U. a. auch *Éva Windisch*: A magyarországi német nemzetiségi mozgalom története 1818–1918 (Die Geschichte der ungarländischen deutschen Nationalitätenbewegung von 1818–1918). Manuskript.

<sup>11</sup> Edmund Steinacker schreibt über diese Beziehungen ausführlicher in seinen „Lebenserinnerungen“, die in den „Veröffentlichungen des Instituts zur Erforschung des deutschen Volkstums im Süden und Südosten“ in München 1937 (Nr. 13) erschienen sind.

<sup>12</sup> Deutsches Zentralarchiv Potsdam, Alldeutscher Verband 542/2.

bemerkt werden, daß wir es im Falle Adam Müller-Guttenbrunn mit einer stark verstümmelten Widerspiegelung zu tun haben, mit eben solchen Darstellungen, die nur einen einzigen Ausweg zu zeigen vermochten: den Weg der Germanisierung Ungarns und damit letzten Endes die Vorbereitung des Anschlusses an den deutschen Imperialismus.

Es ist sehr bezeichnend, wie selbst der Vorsitzende des Alldeutschen Verbandes, Heinrich Class, die Tätigkeit Adam Müller-Guttenbrunn bewertet. Er stellt fest, daß der Banater Schriftsteller „um so größeren Erfolg hatte, als er seine dichterische Kraft bewußt in den Dienst der Befreiung seiner Heimat von dem magyrischen Druck stellte... Politisch kam Müller-Guttenbrunn zu weittragender Bedeutung, als er an die Spitze des Deutschen Kulturbundes für Ungarn gestellt wurde, der seinen Sitz in Wien hatte und seine Mittel wesentlich aus dem Alldeutschen Wehrschatz<sup>13</sup> bezog... Es ist unzweifelhaft, daß die schriftstellerische Tätigkeit dieses Schwaben zur Belebung des Volksbewußtseins bei seinen Landsleuten außerordentlich viel beigetragen hat...“<sup>14</sup>

Diese Meinung von Class verdient nicht nur deshalb Aufmerksamkeit, weil sie neue Daten gibt bezüglich der Beziehungen Müller-Guttenbrunn zu den Reichspangermanen, sondern auch deshalb, weil Class mit völliger Offenheit die politische Rolle aufdeckt, die Müller-Guttenbrunn objektiv mit seiner literarischen, politischen und publizistischen Tätigkeit spielte. Obgleich diese gegen die Unterdrückungsbestimmungen der ungarischen herrschenden Klasse gerichtet war und der Erweckung und Entwicklung des Volksbewußtseins der deutschen Minderheit diene, führte sie in der dargestellten politischen-internationalen Situation – völlig unabhängig von dem eventuellen subjektiven Wunsch Müller-Guttenbrunn – zu einem ausgesprochenen reaktionären Ergebnis. Der für ihre rechtmäßigen Interessen geführte Kampf der deutschen Minderheiten hatte die Ausbildung des auf die deutsche Kulturüberlegenheit aufgebauten Volksbewußtseins zur Folge und setzte dies sogar voraus, was aber zu dem gegebenen Zeitpunkt mehr und mehr gleichbedeutend war mit dem auf der Grundlage der Rassentheorie stehenden Pangermanismus, mit der Betonung der Notwendigkeit der Schicksalsverbundenheit und des Zusammenschlusses des ungarländischen- und Reichsdeutschtums. Mit einem Wort also, die vorher erwähnten Interessen und Ziele sollten den Eroberungsbestrebungen des deutschen Imperialismus unterworfen werden. Dementsprechend hätte der Kampf gegen die Unterdrückungspolitik der ungarischen herrschen-

<sup>13</sup> Der Alldeutsche Wehrschatz diente der finanziellen Unterstützung der ausländischen pangermanischen Organisationen. An der Begründung der materiellen Basis des Wehrschatzes hatten führende deutsche Kapitalisten Anteil, ja sogar auch fungierende politische Personen Vgl. J. Kuczynski, a. a. O. Bd. II. S. 23 f.

<sup>14</sup> *Heinrich Class: Wider den Strom. Vom Werden und Wachsen der nationalen Opposition im alten Reich.* Leipzig 1932. S. 171 f. Class war von 1908–1939, nach Ernst Hasse, Vorsitzender des Alldeutschen Verbandes. Seine Beziehungen zu A. Müller-Guttenbrunn wurden durch E. Steinacker vermittelt, der mit dem Schriftsteller gut befreundet war.

den Klasse in der Praxis die in pangermanischem Geiste abgestimmten Führer des ungarländischen Deutschtums zu einem entscheidenden politischen Faktor machen sollen, und der Vorbereitung der Liquidierung des Dualismus und der Steigerung der Abhängigkeit der Monarchie vom Deutschen Reich dienen sollen.

Mit dem bisher Gesagten konnte nur eine allgemeine, aus den gesellschaftlichen-politischen Verhältnissen der Zeit gefolgerte Bewertung des Schaffens Adam Müller-Guttenbrunns gegeben werden. Auf die Frage aber, in welcher Weise der Schriftsteller mit seinen Werken und seinem Wirken den schon dargestellten politischen Hauptzielen diene, und wie es möglich war, daß der gerechte Kampf des Schriftstellers selbst auch zu einem ungerechten, zu einem Mittel der Eroberungsziele wurde, kann nur eine ausführlichere Analyse Antwort geben. In dieser kurzen Arbeit können wir nur einige Momente herausgreifen und müssen auf Vollständigkeit verzichten. Ja, wir können zur Bewertung Müller-Guttenbrunns in diesem Falle auch nicht über diejenigen Ereignisse seines Lebenslaufes hinausgehen, die grundlegend zur Herausbildung des politischen und schriftstellerischen Verhaltens beigetragen haben. Auch müssen wir uns hier auf die Analyse des ersten, gleichzeitig eines der wichtigsten Werke beschränken, auf die „Götzendämmerung“, die die spätere literarische Tätigkeit des Schriftstellers in großem Maße bestimmte.

Adam Müller-Guttenbrunn wurde im Jahre 1852 als Sohn eines Bauern in Guttenbrunn im damaligen Banat geboren. Die ersten Schuljahre verbrachte er in Temesvár, wo er später auch das Piaristengymnasium besuchte. Da Adam Müller<sup>15</sup> die hier eingeführte ungarische Sprache nicht erlernen konnte, fiel er bei der Prüfung durch.

Einer der Biographen Müller-Guttenbrunns – Ferdinand E. Gruber – behauptet, daß der Knabe schon in dieser Zeit stark die Unterdrückung des Deutschtums in Ungarn fühlte. Die sich auf dem Gebiet des Lernens zeigenden Probleme können aber unserer Meinung nach kaum irgendwelchen, schon in so früher Kindheit auftretenden bewußten Widerstand erklären. Vielmehr kann bei dem Schüler Adam Müller von einer inneren Unsicherheit, Unzufriedenheit, psychologischen Labilität die Rede sein, die durch die ungeordneten familiären Umstände ausgelöst wurden. Er war nämlich das Stiefkind in der Familie, da der Vater – ein reicher Bauer – die Mutter verlassen hatte, und die Mutter erst später einen anderen Mann heiratete. Seine eigenen Tagebuchnotizen, die von seinem Sohn Herbert zusammengestellt wurden, bezeugen den tiefen Eindruck, den diese familiären Verhältnisse bei dem Kind hinterlassen haben: „Die Scheu, ein uneheliches Kind zu sein, verfolgt einen durch das ganze Leben, man wird sie als Großvater noch nicht los. Und dazu kam noch das Schicksal meiner Mutter! Wem konnte man so etwas erzäh-

<sup>15</sup> Den Beinamen «Guttenbrunn» nahm er erst später als Schriftsteller auf.

len? ...<sup>16</sup> Das Motiv des unehelichen Kindes kehrt dann auch in verschiedener Form in einigen seiner Erzählungen und in den Romanen „Götzendämmerung“ und „Glocken der Heimat“ wider. Das zeigt also, daß die Familienumstände seiner Kindheit eine bedeutende Rolle in seinem Leben gespielt haben.

Daraus kann leicht vermutet werden, daß infolge der aus den Familienverhältnissen entspringenden Empfindlichkeit in dem Kind Adam Müller im Gegensatz zu seinen Kameraden – und verhältnismäßig früh – die gesellschaftlichen-politischen Einflüsse stärker gewirkt haben. Die Antipathie seiner Mitschüler, aber besonders seiner Lehrer gegenüber der ungarischen Sprache, und der sich dahinter versteckende politische Widerstand, konnte früh die Aufmerksamkeit des Kindes auf die gesellschaftlichen Widersprüche lenken.

Dieser im Grunde genommen instinktive Prozeß begann aber aller Wahrscheinlichkeit nach erst dann bewußt zu werden, als Adam Müller-Guttenbrunn nach Siebenbürgen kam. Der sechzehnjährige Junge setzte seine Studien 1868 in Hermannstadt fort. Hier, wo sich zahlreiche Anhänger des hatzburgischen Absolutismus befanden, und wo nach dem Ausgleich von 1867 der Protest gegen die Bestrebungen der ungarischen herrschenden Klasse, die die seit Jahrhunderten behütete privilegierte Lage der Siebenbürger Sachsen zu beseitigen versuchte, am stärksten war, hier, in dieser Stadt ist es nicht unwahrscheinlich, daß sich die ungarfeindlichen Gefühle des Knabens, das Bewußtsein, daß er zu dem deutschen Volk gehöre, am günstigsten entwickelten, ihn aber auch zugleich auf ein falsches Gleis führten.

Auch der preußisch-französische Krieg von 1870/71 war für sein Leben, seine Denkweise und Laufbahn von großer Bedeutung, was auch die sich auf diese Zeit beziehenden Memoiren widerspiegeln: „Der gewaltige deutsche Nationalkrieg berauschte mich und ich schrieb Briefe in meine Heimat, die am Sonntag im großen Wirtshaus verlesen wurden und die Kunde der deutschen Siege im Banat mehr verbreiteten, als die Pester Zeitungen getan haben, die vollständig auf Seiten Frankreichs standen.“<sup>17</sup> Und an anderer Stelle bemerkt er: „Wenn die Schwaben damals einen Führer gehabt hätten! ... Wenn damals in ihren Kirchen und Schulen nur ein Wort von der Größe ihres Volkes gesprochen worden wäre, sie würden widerstandsfähiger geworden sein in dem eben erst beginnenden Kampf um ihre Schule und Muttersprache.“<sup>18</sup>

In den 70er Jahren – er lebte jetzt in Wien – tat er die ersten dichterischen Versuche, die jedoch mißlingen und nicht das Licht der Öffentlichkeit erblickten. Danach versuchte er als Journalist seine Fähigkeiten zu beweisen. Von

<sup>16</sup> Vgl. Roman meines Lebens. Zusammengestellt von seinem Sohn *Herbert Müller-Guttenbrunn*. Leipzig 1927. S. 302.

<sup>17</sup> Zitiert *Hans Weresch*: Adam Müller-Guttenbrunn und seine Heimatromane. Temesvár 1927. S. 22, aus *Adam Müller-Guttenbrunn*: Kurze Selbstbiographie. 1886.

<sup>18</sup> *A. Müller-Guttenbrunn*: Der kleine Schwab. Abenteuer eines Knaben. Staackmann Leipzig, 1910. S. 48.



dieser Zeit an galt sein besonderes Interesse, sowohl als Schriftsteller als auch als Politiker, dem ungarländischen Deutschtum, demjenigen „Material“ also, das ihm später für seine Romane so zahlreiche Möglichkeiten bot. Charakteristisch für seine Aktivität ist auch die Tatsache, daß in den Jahren von 1903 – 1909 insgesamt 1000 Leitartikel und 300 Feuilletons in den verschiedenen Zeitschriften erschienen, wie z. B. in der Deutschen Zeitung, im Neuen Wiener Tagblatt, in der Täglichen Rundschau (Berlin), im Westungarischen Grenzboten, um nur die wichtigsten zu nennen. In erster Linie waren dies also alldeutsch eingestellte Blätter.

Als Journalist in Wien tätig, lernte er aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Ziele der sich damals ausbildenden österreichischen großdeutschen Bewegung kennen. Er war Mitarbeiter von Heinrich Friedjung<sup>19</sup>, der zwar zu den Liberalen gehörte, aber einer derjenigen war, die 1882 das Linzer Programm aufgestellt hatten. Vielleicht ist es auch damit zu erklären, daß Müller-Guttenbrunn verhältnismäßig früh die in der österreichischen großdeutschen Bewegung immer mehr Raum erobernde Rassentheorie kennenlernte und deren Anhänger wurde. So ist es also nicht als zufällig zu betrachten, daß gerade er es war, der eine deutsche Schriftstellergencssenschaft auf „arischer Grundlage“ ins Leben rief, was besonders dazu beitrug, daß er später als einer der Vorläufer des Faschismus betrachtet wurde.

Nach der Jahrhundertwende, parallel mit der sich vertiefenden Krise des Dualismus und mit der weiteren Zunahme der pangermanischen Bestrebungen wurde man sowohl in Deutschland als auch in der Monarchie mehr und mehr auf das ungarländische Deutschtum aufmerksam. Das steht in engem Zusammenhang damit, daß sich in dieser Zeit das Streben nach einem selbständigen ungarischen Imperialismus verstärkte. Damit steigerte sich wiederum die Unterdrückung der Nationalitäten in Ungarn, was sich selbstverständlich auch auf das hier lebende Deutschtum bezog.

Das war die Zeit, als in Deutschland und in Österreich nicht nur Politiker und Theoretiker, sondern auch – hauptsächlich pangermanisch eingestellte – Schriftsteller mit literarischen Methoden dem Auslandsdeutschtum ihre Aufmerksamkeit widmeten. Die bürgerliche Literatur faßt die Produkte dieser Richtung als „Grenzlandromane“<sup>20</sup> oder als „Heimatkunst“ zusammen. Unter diesen Begriffen müssen wir solche Werke verstehen, die zwar volkstümliche Elemente enthielten, denn sie bearbeiteten die Gebräuche der ausländischen deutschen Minderheiten, und die sich bemühten, deren Lebensweise getreu darzustellen. Der Ausklang ihrer politischen Aussage aber diente dazu, den

<sup>19</sup> H. Friedjung war Chefredakteur der Deutschen Zeitung. Müller-Guttenbrunn wirkte hier von 1886 – 1892 als Schriftleiter des literarischen Teiles.

<sup>20</sup> Johann W. Nagl und Jakob Zeidler: Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Bd. IV. Wien, 1937. S. 2172.

Großmachtbestrebungen des deutschen Imperialismus vorwärtszuhelfen. Das erklärt auch, warum diese Romane ausnahmslos nur im Reich erschienen.<sup>21</sup>

Unter diesen Umständen erschien im Jahre 1907 der erste Roman Adam Müller-Guttenbrunns, die „Götzendämmerung. Ein Kulturbild aus Ungarn.“ Es ist erwähnenswert, daß, als der Schriftsteller im Frühjahr 1907 zur Materialsammlung im Banat weilte, die „Südungarische Reform“, ein der ungarischen Politik folgendes Temesvárer deutsches Blatt, einen Artikel über ihn schrieb unter dem Titel „Ungarnfresser auf Reisen“.<sup>22</sup> Sie warnt vor der pangermanischen Agitation im allgemeinen und im besonderen vor der Adam Müller-Guttenbrunns. Vielleicht war es eben dieser Ruf, in dem der Schriftsteller stand, daß er den Roman anonym erscheinen ließ. Auch Ludwig Rogl<sup>23</sup> gibt eine ähnliche Erklärung für die Anonymität. Diese Erklärung kann aber nur zum Teil angenommen werden, weil Müller-Guttenbrunns spätere Romane und einige ausgesprochen politische Zeitungsartikel unter seinem eigenen Namen erschienen; im Falle des ersten Romans kann wahrscheinlich nur von einer Art schriftstellerischem Versuch die Rede sein.

Auf jeden Fall aber zeigt die kleine Episode, daß der Name Müller-Guttenbrunns schon im Jahre 1907 in Ungarn mit dem Pangermanismus gleichgesetzt wurde. Der Schriftsteller beschäftigte sich mit dieser Tatsache aber kaum. Mit seinem Roman bezweckte er nur zum Teil die Belebung des „Volksbewußtseins“ des ungarländischen Deutschtums, in wenigstens dem gleichen Maße aber wollte er die Aufmerksamkeit der reichsdeutschen öffentlichen Meinung auf die südungarischen deutschen Probleme lenken. In einem Brief schreibt Müller-Guttenbrunn dies auch ganz offen, in dem er seiner Hoffnung Ausdruck gibt, daß die „Götzendämmerung allmählich eine Umwälzung in den Auffassungen weiter Volkskreise im Reich herbeiführen werde...“<sup>24</sup> Dieser kurze Briefausschnitt zeigt auch, daß Adam Müller-Guttenbrunns Romane ähnlich den Grenzlandromanen und der alldeutschen Politik zwei Zielen dienen: die deutsche Bevölkerung der betroffenen Gebiete, indem sie den örtlichen politischen Verhältnissen entgegengestellt wurden, zu Vorkämpfern der Machtbestrebungen des Deutschen Reiches zu machen, und den Wunsch in den Reichsdeutschen zu erwecken, ihre „entrissenen Volksbrüder zu befreien“, d. h. — offen gesagt — die Annexion oder wenigstens politischen, wirtschaftlichen oder kulturellen Einfluß auf diese Gebiete zu erreichen.

Die Hauptfigur der „Götzendämmerung“ ist Georg Trautmann, ein geborener Schwabe aus Rosenthal, der als Wasserbauingenieur aus Amerika zurückkommt, da sein einziger Bruder starb. Das Land und seine Leute sind ihm noch

<sup>21</sup> So z. B. auch sämtliche Romane A. Müller-Guttenbrunns, die in Leipzig bei dem Verlag Staackmann erschienen.

<sup>22</sup> Südungarische Reform vom 22. Mai 1907.

<sup>23</sup> Ludwig Rogl: Der Anteil Adam Müller-Guttenbrunns am völkischen Erwachen des Donauschwabentums. München 1942. S. 18.

<sup>24</sup> Ebenda.

nicht fremd geworden, aber die wirtschaftliche Rückständigkeit, die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse, die Gegensätze zwischen den deutschen Bauern und den Ungarn, die das tägliche Leben ständig durchweben, wirken überraschend auf ihn; „... in seiner Heimat fand er auf Schritt und Tritt die kleinen Tyrannen der Regierung am Werke, sie trieben einen wahren Götzendienst mit dem Staatsbegriff.“<sup>25</sup>

In dem gutgläubig eingestellten Trautmann, der die Lage seines eigenen Volkes verändern will, erwecken diese Verhältnisse den Wunsch zu helfen. Seine Heimkehr nutzt er für Studienzwecke aus und möchte in Temesvár seine Heimatrechte zurückbekommen. Er studiert die Flüsse und Niederungen und will das Werk des Grafen Mercy vollenden, der den Bau des Begakanals begonnen hatte, um die umliegenden Gebiete wieder erblühen zu lassen, aber sein Ziel nicht mehr erreichen konnte.

Trautmanns Kraft reicht für das gesteckte Ziel nicht aus, er wendet sich um Hilfe an die örtlichen ungarischen Behörden. Der Obergespan des Torontaler Komitats versteht jedoch nicht, oder will nicht die Pläne Trautmanns verstehen und verschließt sich vor jeglicher Hilfe, ja Trautmann bekommt sogar sein Heimatrecht nicht zurück.

Aus dem Bisherigen ist schon ersichtlich, daß die Götzendämmerung eine Kritik der ungarischen Gesellschaftsverhältnisse geben, gleichzeitig aber auch Sympathie erwecken will für die unterdrückten, der Magyarisierung ausgesetzten deutschen Minderheiten. Ohne daß wir versuchen wollten, die sich aus den verschiedensten Ereignissen zusammensetzenden und ziemlich auseinanderfallenden Bilder zusammenfassend darzustellen, werden wir nur die Schlußfolgerungen ableiten. Im wesentlichen ist hier von „Kulturüberlegenheit“ der Deutschen die Rede, wo die Ungarn bzw. die Nichtdeutschen höchstens die Rolle eines Dienenden einnahmen. Aber gleichzeitig hatten die „Unkultivierten“ mehr Rechte als die kultivierten reichen Bauern und Bürger, was den Leser zu der Schlußfolgerung kommen läßt, daß in diesem Land dem Recht nach die Macht den „kultivierten“ Deutschen gehöre.

Die Kritik der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse als Zielsetzung bestimmt die Konzeption des Romans. Nach dem skizzenhaften Bild der südungarischen Lage führt der Schriftsteller den Leser nach Budapest, um die Korruption und inneren Widersprüche der politischen Führung zu zeigen. Schließlich kehren wir wieder – jetzt schon in Kenntnis der offiziellen Politik – nach Südungarn zurück; vor unseren Augen spielen sich die Wahlkämpfe ab, in denen die das ungarländische Deutschtum vertretende alldeutsche Bewegung, genauer der diese verkörpernde Trautmann, eine Niederlage erleidet. Diese Niederlage scheint unumgänglich zu sein, nachdem wir die leitenden politischen Persönlichkeiten und Nationalitäten – in erster Linie die das

<sup>25</sup> Götzendämmerung. Leipzig 1907. S. 29.

Deutschtum unterdrückende offizielle ungarische Politik – kennengelernt haben.

Der Roman besteht aus zahlreichen episodenhaften Mosaiken, deren detaillierte Darstellung unnötig ist, da sie zu dem oben Erwähnten grundsätzlich keinerlei neue Momente hinzufügen. Diese Episoden verbindet die künstliche, ein wenig gezwungene Geschichte Georg Trautmanns zu einer einheitlichen Kette.

In Wirklichkeit enthält der Roman keine tiefe, Klassegegensätze aufdeckende Gesellschaftskritik. Es ist nur von einer flachen Kritisierung der gegebenen politischen Situation vom Standpunkt des deutschen Nationalisten die Rede und von einem positiven Hervorheben solcher politischen Richtung, die zwar dem deutschen nationalistischen Standpunkt entsprach, in gesellschaftlichem Sinne aber nicht weniger reaktionär ist, als die ihr gegenüberstehende und die ungarischen nationalistischen Bestrebungen vertretende Richtung.

Dies wird sofort klar, wenn wir Trautmanns Weg weiter verfolgen. Er fährt zur Verwirklichung seiner Pläne und zur Wiedererlangung seines Heimatrechtes nach Budapest, bittet um Audienz beim Innenminister, der in dem Roman unter dem Namen Dezsöffy auftritt, aber eigentlich der durch die politische Befürwortung der Franz Ferdinandschen Politik berühmte Kristóffy<sup>26</sup> ist. Es versteht sich von selbst, daß Trautmanns Pläne vom Innenminister verständnisvoll aufgenommen werden und dem Haupthelden Unterstützung zugesichert wird.

Die ganze Budapester Reise ist also nur dafür wichtig, damit sie für die Nationalitätenpolitik, die von dem Kreis um Franz Ferdinand und einigen ungarischen Politikern unterstützt wurde, Propaganda mache, was an sich zwar positiv erscheint, aber im Endeffekt die Auslieferung Ungarns an Habsburg gesteigert hätte. Um es noch konkreter zu fassen: der Roman folgt den entsprechenden Zielen der Politik, bemüht sich, die Fejérváry-Regierung in den Augen des Lesers sympathisch zu machen und die ihr gegenüberstehende Koalitionsregierung, den „nationalen Widerstand“ zu diskreditieren. Zweifellos ist, daß der Schriftsteller das Thema und den Zeitpunkt des Erscheinens des Romans mit gutem politischen Gefühl ausgewählt hat. Er griff aus der damaligen ungarischen Geschichte ein solches Ereignis heraus, auf Grund dessen es verhältnismäßig leicht schien, den Nationalismus, die Nationalitäten- und Fortschrittsfeindlichkeit der ungarischen herrschenden Klasse – besonders bezüglich des Wahlrechts – und die dem entgegenstehenden Kräfte progressiv darzustellen. Jedoch verschleierte er die Tatsache, daß er damit in

<sup>26</sup> Kristóffy war bis zum Jahre 1906 Innenminister der Fejérváry-Regierung, die im April dieses Jahres durch die Weckerle-Regierung abgelöst wurde. Müller-Guttenbrunnns Kenntnisse stammten nur insoweit aus persönlichen Erfahrungen, als er Gespräche mit ehemaligen Abgeordneten der Fejérváry-Regierung führte, und z. B. durch Edmund Steinackers Vermittlung die Bekanntschaft Kristóffys machte.

der Person des gegen die Zurückgebliebenheit kämpfenden Trautmanns und in den ihn unterstützenden politischen Personen eigentlich viel mehr den den gesellschaftlichen Fortschritt gefährdenden Nationalismus gegenüberstellte.

In dem Roman erschließt sich vor uns in Form von Blitzlichtern der Kampf dieser beiden Richtungen; wir lernen diejenigen Anstrengungen kennen, die auf die Aufstellung eines selbständigen ungarischen Heeres gerichtet sind, selbstverständlich in negativer Einstellung. Vor uns ziehen mehrere aktive Politiker der Zeit auf, wie z. B. Baron Gömöry, Fejérváry oder Dr. Boldog, der den zur Unabhängigkeitspartei gehörenden Abgeordneten Polonyi verkörpert, Franz Kocsuth und andere mehr.

Die Spitze des Angriffes richtet sich gegen Boldog (Polonyi), der im Roman der wichtigste Vertreter der selbständigen ungarischen imperialistischen Bestrebungen ist und der den fähigen, mit großem Wissen ausgerüsteten und das Vertrauen des Volkes genießenden Trautmann nicht gelten läßt. Dagegen gibt ihm Dezsöffy jede Möglichkeit zur Verwirklichung seiner Pläne. Wenn wir in Betracht ziehen, daß Dezsöffy (Kristóffy) zum allernächsten Kreis von Franz Ferdinand gehörte und die ganze Fejérváry-Regierung die österreichischen absolutistischen Bestrebungen vertrat, die Koalition aber mit der Losung der Unabhängigkeit auftrat, so wird uns klar, daß der Roman mit völliger Offenheit die absolutistischen Bestrebungen mit den Waffen der Literatur stärken wollte.

Die dramatische Spannung erreicht ihren Höhepunkt, als die Regierung Fejérváry durch die Koalitionsregierung abgelöst wird, was im Roman als Sturz der fortschrittlichen Kräfte verzeichnet wird. So ist es nur natürlich, daß auch in dem persönlichen Schicksal des diese „fortschrittlichen“ Kräfte vertretenden Trautmanns ein Bruch eintritt. Den Plänen zum Bau des Begakanals und damit den Versuchen, die von Deutschen bewohnten Gebiete wirtschaftlich zu fördern, drohte die Gefahr des völligen Bankrotts. Trautmann, als er erkennt, daß bis dahin kein wirtschaftlicher Fortschritt geschehen kann, solange sich die politischen Verhältnisse nicht verändern, kandidiert bei den Wahlen. Die deutschen Bauern, die seine Anstrengungen verstehen und ihn begeistert unterstützen, wählen ihn auch; da ihm aber die ungarischen Behörden sein Heimatrecht versagten, ist seine Wahl ungültig. Anstelle Trautmanns tritt schließlich in Vertretung des Banater Deutschtums ein rumänischer Abgeordneter in das ungarische Parlament ein, während unser Hauptheld gezwungen ist, das Land zu verlassen und nach Amerika zurückzukehren.

Das politische Fiasko Trautmanns soll ein allgemeingültiger Beweis dafür sein, daß in Ungarn alle solche Menschen fallen müssen, die für den Fortschritt eintreten. Dagegen ist der Sieg des rumänischen Abgeordneten sozusagen eine Warnung dafür, daß die deutschfeindliche Politik der ungarischen herrschenden Klassen einen Durchbruch der im Gegensatz zu den Deutschen viel weniger loyalen Nationalität zur Folge haben kann.

Das Tendenziöse des Romans, sein propagandistischer Charakter, wird dadurch vollkommen, daß sich der Hauptheld, nach dem Zusammenbruch seiner Pläne und nachdem er die ungarländischen politischen Verhältnisse kennen gelernt hatte, der pangermanischen Bewegung anschließt. Das also ist der Weg, den der Schriftsteller nicht nur seinem Helden, sondern dem gesamten ungarländischen Deutschtum als einzigen Ausweg empfehlen kann. Eine solche Lösung aber, wie wir es schon in dem historischen Teil erwähnten, bedeutete nicht weniger, als daß die ungarischen, zweifelsohne regressiven politischen Verhältnisse nur dann verändert werden können, wenn man sich auf den deutschen Imperialismus und den österreichischen großdeutschen Nationalismus stützt. Wir wissen aber, daß eine Umgestaltung in diesem Sinne nicht die progressive Veränderung der Struktur der ungarischen Gesellschaft zur Folge gehabt hätte, sondern lediglich eine Modifizierung des Herrschaftssystems gewesen wäre. In Hinsicht aber auf die nationale Unabhängigkeitsbewegung sowie die Arbeiterbewegung hätte es die Hegemonie der im Gegensatz zu der ungarischen viel stärkeren und gefährlicheren deutschen herrschenden Klassen bedeutet.

In der gegebenen Zeit hatte der Roman große Wirkung, die er zum Teil dadurch erlangte, daß er mit ziemlich großer Darstellungskraft die Verhältnisse in Ungarn zeigte, zum anderen dadurch, daß er den berechtigten Klagen des ungarländischen Deutschtums Stimme gab. Daneben müssen wir aber auch in Betracht ziehen, daß die Geschichte Georg Trautmans in großem Maße dem Schicksal der damaligen ungarländischen deutschen Intelligenz ähnelte, die, als sie ihr Wort für ihre eigenen Nationalitäten erhoben, mit den ungarischen Behörden in Gegensatz gerieten, ins Ausland gingen, zum größten Teil nach Österreich oder Deutschland, und sich dann tatsächlich der pangermanischen Bewegung anschlossen. Von solchen individuellen Fällen unterrichteten damals zahlreiche deutsche oder österreichische Zeitungsartikel ihre Leser. Es ist anzunehmen, daß der Schriftsteller in der Person Georg Trautmans die Persönlichkeit und die Laufbahn des aus der Geschichte der ungarländischen deutschen Bewegung gut bekannten Edmund Steinackers darstellt. Dennoch hätte er ebenso den aus Siebenbürgen stammenden Lutz Korodi darstellen können, der zu einem der führenden Männer des Alldeutschen Verbandes wurde, oder solche deutsche Intellektuelle, die in Ungarn Führer der hiesigen alldeutschen Bewegung wurden.

Es ist nicht zufällig, daß die „Götzendämmerung“ in Deutschland und Österreich – in erster Linie natürlich in den alldeutschen Kreisen – mit großer Begeisterung aufgenommen wurde, während man sie in Ungarn verbot. Das führende Zeitungsorgan der Reichsalldeutschen schreibt über den Roman: „Das Buch ist eine werbende Kraft für den nationalen Gedanken. Selbstbewußtsein – wie im Roman – ist unserm Volk dort in Ungarn und hier im Lande so nötig, damit es im Kreise der Mitlebenden den Platz an

der Sonne für sich behauptete, der ihm vermöge seiner inneren Eignung dafür zusteht.“<sup>27</sup>

Das Erscheinen der Götzendämmerung war in dem Leben und Wirken Adam Müller-Guttenbrunns ein äußerst wichtiger Grenzstein. Dieser Roman verkündete das Ende desjenigen Zeitabschnittes, als der Schriftsteller seine Hauptbetätigung auf dem Gebiete der Publizistik und der politischen Bewegung entfaltete und infolgedessen er in ideologischem und politischem Sinne zu einem völlig bewußten Anhänger des Pangermanismus wurde. Gleichzeitig eröffnete der Roman ein neues Zeitalter in der Laufbahn Müller-Guttenbrunns, das Zeitalter der Romandichtung. Der „Götzendämmerung“ folgten nacheinander neue Romane, wie die „Glocken der Heimat“, „Es war einmal ein Bischof“, „Von Eugenius bis Josephus“, eine Romantrilogie über Nikolaus Lenau, und andere mehr, deren Besprechung und Analyse weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen würde. Diese Romane geben im Verhältnis zur „Götzendämmerung“ höchstens in Einzelheiten Neues, im Ideengehalt bleibt der Schriftsteller den im ersten Roman niedergelegten Richtlinien treu. Die konsequente Geltendmachung der pangermanischen Ideologie und die politische Konzeption in seinen Schriften, die skrupellose Übernahme der dem Faschismus nahestehenden Ideen sowie die ziemlich gründliche Kenntnis der ungarischen Verhältnisse, der Gebräuche, Lebens- und Denkweise besonders des ungarländischen Deutschtums, machte Adam Müller-Guttenbrunn zu einem der wesentlichsten Vertreter derjenigen literarischen Richtung, die wir als Grenzlandromane bzw. Heimatkunst kennengelernt haben.

<sup>27</sup> Vgl. Alldutsche Blätter vom 10. Dezember 1910. Jg. 20. Nr. 50. S. 433.

MANFRED HAIK

**MÖGLICHKEITEN UND GRENZEN DER POLITISCH-SATIRISCHEN  
LYRIK AM AUSGANG DER WEIMARER REPUBLIK**





„Die Ereignisse von 1933 bis 1945 hätten spätestens 1928 bekämpft werden müssen. Später war es zu spät. Man darf nicht warten, bis der Freiheitskampf Landsverrat genannt wird. Man darf nicht warten, bis aus dem Schneeball eine Lawine geworden ist. . . . Das ist die Lehre, das ist das Fazit dessen, was uns 1933 widerfuhr.“<sup>1</sup> Wir dürfen wohl mit Recht annehmen, daß Erich Kästner bei diesen Worten nicht nur an den Kampf mit spezifisch politischen Mitteln dachte, sondern auch an den mit literarischen, stammen doch die von uns zitierten Worte aus einer Ansprache zum 25. Jahrestag der faschistischen Bücherverbrennung. Es wird in diesen Sätzen implizite die Frage nach der Wirksamkeit literarischer Genres aufgeworfen. Zu den Formen, die operativ wirksam sein wollen, die also *direkt* auf Belehrung, auf Bewußtseinsänderung, auf soziale Umgestaltung zielen, gehört die politisch-satirische Lyrik.

Wir wollen im Folgenden versuchen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede der drei hervorragendsten Vertreter politisch-satirischer Lyrik während der Weimarer Republik herauszuarbeiten. Wir werden uns dabei im wesentlichen auf die Jahre 1928–1932 konzentrieren, ohne allerdings den Zusammenhang mit der vorangegangenen und der folgenden Zeit zu verlieren. Echte Wirkung der Dichtung schließt die Nachwirkung ein. Bei allen drei Schriftstellern, bei *Erich Weinert*, *Kurt Tucholsky* und *Erich Kästner* ist diese Nachwirkung gleichermaßen vorhanden. Die politische Lyrik der deutschen Literatur läßt sich grob in zwei große Richtungen teilen, in eine progressive, humanistische und eine reaktionäre, chauvinistisch-nationalistische. Alle drei zu behandelnden Schriftsteller sind Vertreter einer humanistischen Richtung; sie stehen in der Tradition Heines, Weerths, Herweghs und Freiligraths, womit nicht in jedem Falle eine direkte Traditionsaufnahme in formaler Hinsicht gemeint ist.

Auf den ersten Blick überraschen die starken Gemeinsamkeiten der drei Dichter. Gemeinsamkeiten, die sich weitgehend auf Biographisches erstrecken.

Weinert und Tucholsky wurden 1890 geboren, Kästner 1899. Sie gehören einer Generation an, für die die Teilnahme am 1. Weltkrieg zu einem bestimmenden Erlebnis wurde. Soweit ihnen nicht bereits zuvor die scheinbare Seku-

<sup>1</sup> *Erich Kästner*: Gesammelte Schriften. Köln, 1959. Bd. 5 (Vermischte Beiträge). S. 578.

rität der bürgerlichen Gesellschaft fragwürdig erschien, gerieten sie dann durch die Erlebnisse des Kriegs und der verratenen Revolution in Opposition zur bestehenden bürgerlichen Gesellschaft, obgleich sie selbst aus bürgerlicher oder kleinbürgerlicher Familie stammten wie Tucholsky und Kästner oder aus der technischen Intelligenz wie Weinert.

Sichtbar wird zunächst eine weitgehend pazifistische Antikriegshaltung und eine Opposition gegen bürgerliche und kleinbürgerliche Lebensformen. Obgleich erste schriftstellerische Versuche Weinerts und Tucholskys schon vor dem ersten Weltkrieg liegen, finden wir bedeutende Aussagen erst während oder nach dem Studium in den ersten Jahren der Weimarer Republik. Alle drei betätigen sich publizistisch, veröffentlichen zum Teil in den gleichen linksbürgerlichen Zeitschriften oder Arbeiterzeitungen, wie der „Weltbühne“, der „Roten Fahne“, der „Welt am Abend“, dem „Montag-Morgen“, der „Arbeiter-Illustrierten“ und dem „Simplizissimus“. Eigen ist ihnen eine enge Bindung zum literarischen und politisch-satirischen Kabarett, gemeinsam sind ihnen die meisten Themen und Motive ihrer Gedichte: der Kampf gegen den Militarismus, gegen die Bourgeoisie, gegen den Faschismus, gegen den Nationalismus, gegen die Klassenjustiz. Unterschiedlichen Raum nimmt die Auseinandersetzung mit der rechten SPD-Führung ein, unterschiedlich ist auch ihr Verhältnis zur Arbeiterklasse.

Alle drei schreiben neben der Lyrik auch Prosa, sowohl publizistische als dichterische; ähnlich sind ihre sprachlichen Mittel, groß die Variationsbreite der Stilmittel, auffallend die ihnen eigene Prägnanz der Sprache, das Suchen nach dem treffenden Wort, „treffend“ zugleich im Sinne von adäquat und im Sinne von verletzend. Sie hängen keiner Intuitionstheorie an, sondern verlassen sich vielmehr auf ihr handwerkliches Können. Ihre bedeutendsten Gedichtsammlungen schließlich erscheinen in der von uns zu behandelnden Zeit, in den Jahren zwischen 1928 und 1933.

Das sind auffallende Gemeinsamkeiten, die jedoch keineswegs den Blick für die charakteristischen Unterschiede beeinträchtigen dürfen.

Fragen wir zunächst: welche Zielsetzung die einzelnen Autoren mit ihrer Satire verfolgen. Die Zweckgerichtetheit jeder Satire ist evident – welches ist aber der Zweck jedes satirischen Werkes im einzelnen?

Denken wir zum Beispiel an die Satiren der deutschen Aufklärung, an die Satiren Rabeners und Liscows etwa, dann stellen wir fest, daß sich ihre Satiren gegen die bürgerlichen „Untugenden“ richten, gegen das, was der Bürger dem Adel „absah“. Sie wollten durch ihre Kritik das Bürgertum bessern, durch Entlarvung des Ungesunden und Kleinlichen, durch Aufdeckung gesellschaftlicher Schäden. Damit dienten sie objektiv der Festigung des bürgerlichen Bewußtseins und waren antifeudal. Ihre Satiren waren aber – desungeachtet – weder subjektiv noch objektiv auf die *revolutionäre* Beseitigung der feudalen Basis gerichtet.

Gerade in dieser Frage aber unterscheiden sich qualitativ Funktion und Wirksamkeit der Satire eines sozialistischen Schriftstellers unter kapitalistischen Bedingungen. Die Satire Erich Weinerts etwa ist auf die Beseitigung der kapitalistischen Basis, nicht aber auf Reformierung gerichtet. Rabeners und Lis-cows Satiren beruhen prinzipiell – bei aller Kritik am Feudalismus – auf dem Glauben an eine Besserung der bürgerlichen Gesellschaft auch unter feudalistischen Verhältnissen. Kritik geübt wird an den Folgeerscheinungen des Feudalismus und bereits der kapitalistischen Wirtschaft, weniger aber an deren Ursachen.

Wenn wir feststellten, daß Weinert durch seine Satiren insgesamt nicht eine Reformierung, sondern eine Revolutionierung der bestehenden Gesellschaft anstrebt, so ergibt sich die Frage, ob das auch das Ziel der Satiren Tucholskys und Kästners ist, ob diese bürgerlichen Autoren ebenfalls die Beseitigung der kapitalistischen Basis anstreben.

1919 schreibt Kurt Tucholsky in einem Aufsatz „Was darf die Satire?“: „Der Satiriker ist ein gekränkter Idealist; er will die Welt gut haben, sie ist schlecht, und nun rennt er gegen das Schlechte an“.<sup>2</sup> Und bei Kästner heißt es 1947 über „Sinn und Wesen der Satire“: „Dem Satiriker ist es verhaßt, erwachsenen Menschen Zucker in die Augen und auf die Windeln zu streuen. Dann schon lieber Pfeffer! Es ist ihm ein Herzensbedürfnis, an den Fehlern, Schwächen und Lastern der Menschen und ihrer eingetragenen Vereine – also an der Gesellschaft, dem Staat, den Parteien, der Kirche, den Armeen, den Berufsverbänden, den Fußballklubs und so weiter – Kritik zu üben . . . Seine Methode lautet: Übertriebene Darstellung negativer Tatsachen mit mehr oder weniger künstlerischen Mitteln zu einem mehr oder weniger außerkünstlerischen Zweck“.<sup>3</sup> Der Satiriker „stellt die Dummheit, die Bosheit, die Trägheit und verwandte Eigenschaften an den Pranger. Er hält den Menschen einen Spiegel, meist einen Zerrspiegel, vor, um sie durch Anschauung zur Einsicht zu bringen . . . Er will, daß man sich schämt. Daß man gescheiter wird. Vernünftiger. Denn er glaubt, zumindest in seinen glücklicheren Stunden, Sokrates und alle folgenden Moralisten und Aufklärer könnten recht behalten: daß nämlich der Mensch durch Einsicht zu bessern sei“.<sup>4</sup> Sowohl Tucholskys frühe Äußerung als Kästners später Ausspruch deuten darauf hin, daß es ihnen in erster Linie um Besserung des Individuums, weniger um Umgestaltung der Gesellschaft geht. Betrachtet man aber das satirische Werk Tucholskys, dann wird man diese Feststellung doch noch modifizieren müssen.

Beide Autoren weisen in den erwähnten Aufsätzen wie in anderen Äußerungen auf objektive Grenzen der Satire hin. Bei Tucholsky heißt es: „Wenn einer bei uns einen guten politischen Witz macht, dann sitzt halb Deutschland

<sup>2</sup> Kurt Tucholsky: Deutschland, Deutschland – unter anderen. Berlin 1957. S. 11.

<sup>3</sup> Kästner: a. a. O. S. 11.

<sup>4</sup> Ebenda.

auf dem Sofa und nimmt übel. . . . Der Einfluß Krähwinkels hat die deutsche Satire in ihren so dürftigen Grenzen gehalten. Große Themen scheiden nahezu völlig aus. . . . Der deutsche Satiriker tanzt zwischen Berufsständen, Klassen, Konfessionen und Lokaleinrichtungen einen ständigen Eiertanz“.<sup>5</sup> Und bei Kästner finden wir im Epigramm:

„Die Zeit zu schildern, ist eure heilige Pflicht.

Erzählt die Taten! beschreibt die Gesinnungen!

Nur, kränkt die Schornsteinfeger nicht!

Und kränkt die Jäger und Briefträger nicht!

Und kränkt die Neger, Schwäger, Krankenpfleger und Totschläger nicht!

Sonst beschweren sich die Innungen“.<sup>6</sup>

Die deutsche Geschichte, die ständige innere Unfreiheit, hat die Satire in ihrer Entwicklung gehemmt. Schon Rabener beklagte sich bitter darüber, als er bekannte: „Deutschland ist nicht das Land, in welchem eine bessernde Satire es wagen dürfte, das Haupt mit Freiheit emporzuheben; in Deutschland mag ich es nicht wagen, einem Dorfschulmeister diejenige Wahrheit zu sagen, die in London ein Lord-Erbischof anhören muß“.<sup>7</sup> In seinen Privatbriefen finden sich bittere Bemerkungen über die einengenden sächsischen Zustände; Liscow landet wegen kritischer Bemerkungen zur Finanzpolitik des Grafen Brühl im sächsischen Gefängnis.

Heine schreibt die besten seiner politisch-satirischen Werke im Exil und entgeht so weitgehend der preußisch-deutschen Zensur. Die Proklamierung der Weimarer Republik weckte bei vielen Schriftstellern die Hoffnung, daß der in Deutschland heimische Gegensatz von Macht und Geist aufgehoben würde. Indes wurde — als Folge der verratenen Revolution — die geistige Freiheit erneut geknebelt. Je mehr die anfangs zugesicherten bürgerlichen Freiheiten beschnitten wurden, je stärker der Einfluß konservativer, nationalistischer und faschistischer Kreise zunahm, um so offener wurden die Schikanen gegen proletarische und linksbürgerliche Schriftsteller, die vom Verbot bis zum Rufmord reichten. Die gleichsam harmloseste Erscheinung ist der Versuch, durch unsachliche Kritik den Künstler und sein Werk zu diskriminieren. So heißt es in einer Rezension der Zeitschrift „Die Literatur“ über Kästners Gedichtband „Lärm in Spiegel“: „ . . . mit Dichtung hat das hundewenig zu tun, da es bestenfalls intellektueller Vorspann kommunistischer Polemik ist“.<sup>8</sup> Zwei Methoden sind es hier also, einen Schriftsteller verdächtig zu machen: das künstlerische Vermögen wird ihm abgesprochen, und mit dem Mittel des Antikommunismus wird ein bürgerlicher Schriftsteller als Kommunist oder als kommunistenfreundlich „abgestempelt“.

<sup>5</sup> Tucholsky: a. a. O. S. 11.

<sup>6</sup> Kästner: a. a. O. Bd. 5. S. 207.

<sup>7</sup> Zitiert nach Hermann Hettner: Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jh. Leipzig 1929. Teil I. S. 238.

<sup>8</sup> Fritz Diettrich: Lyrik 1928/29. In: Die Literatur. Stuttgart/ Berlin. Jg. 32. 1929/30. S. 29.

Mit dem Schlagwort des „Kulturbolschewismus“ versucht man, künstlerische Existenzen zu vernichten, indem man nach Verboten schreit. So wird in einem „Weckruf“ deklarierten Artikel „Volksgift“ aufgeführt, das zur planmäßigen Entsittlichung des Volkes führe. In diesem Zusammenhang wird Weinert erwähnt, und in einer Schlußrubrik „Schmutzsonderklasse“ wird Tucholsky und Kästner der Staat auf den Hals gehetzt.<sup>9</sup> Von der Drohung zum Verbot schreitet man im Falle Erich Weinerts, der den „Hütern der Weimarer Republik“ am gefährlichsten erscheint, da seine Polemiken am wirkungsvollsten den antidemokratischen Charakter des Staates entlarven. Weinert, der seine Gedichte in erster Linie für den Vortrag schrieb, weniger für die Publikation, der als Sprechdichter vor allem nach 1924 in ungezählten Veranstaltungen der Arbeiterklasse mit seiner bissigen Satire den politischen, geistigen und kulturellen Verfall der bürgerlichen Gesellschaft gestaltete, Weinert also ist den Verfolgungen der Weimarer Klassenjustiz am stärksten ausgesetzt. Er repräsentiert den Typ des tyrtäischen Sängers, den Typ des Volkstribunen.

Auf Redeverbote folgten Festnahme, Verurteilung, erneute Redeverbote. Die „Lex Weinert“ wurde 1931 bezeichnenderweise durch einen sozialdemokratischen preußischen Innenminister erlassen. Als Weinert das Auftreten in Versammlungen verboten ist, läßt er Schallplatten abspielen. Im Schallplattenprozeß von 1931 wird Gefängnis gegen ihn beantragt wegen „Aufreizung zum Klassenhaß“, „Gefährdung der öffentlichen Sicherheit“, „Gotteslästerung“. Die Schallplatten werden vernichtet, darunter auch das schon seit 1925 populäre Lied vom „Roten Feuerwehrmann“. Zeitungen, die Gedichte Weinerts abdruckten, wurden vernichtet. Bezeichnenderweise nehmen die Schikanen nach Weinerts erster Reise in die Sowjetunion, 1930, zu. Vortragsabende werden nur genehmigt, wenn Weinert völlig unpolitisch sprechen würde, andere werden verboten, da Weinert die öffentliche Sicherheit gefährde. Carl von Ossietzky geht 1932 ins Gefängnis, da die von ihm herausgegebene Zeitschrift „Die Weltbühne“ seit Jahren gegen den bourgeois Weimarer Staat und vor allem gegen den Militarismus polemisierte. So versucht die Justiz jede echte Opposition im Keim zu ersticken. Die Schriftsteller, die sich dadurch nicht entmutigen lassen, entlarven ironisch diese Klassenjustiz. Hierfür zwei Beispiele: In Tucholskys 1926 entstandenem Gedicht „Arbeit für Arbeitslose“, in dem er das Proletariat zum Aufstand aufruft, finden wir die Widmung: „Herrn Ebermayer zur Beschlagnahme freundlich empfohlen.“<sup>10</sup> (Ebermayer war Oberreichsanwalt). Erich Weinert schließt 1931 sein Gedicht „Ballade vom Young-Plan“, in dem er gegen die Kriegsgewinnler polemisiert, mit folgenden Versen:

<sup>9</sup> Kästner: a. a. O. Bd. 5. S. 415 ff.

<sup>10</sup> Tucholsky: a. a. O. S. 28.

„Denn *den* Vorteil hatten die Schieber schon  
In die *eigenen* Taschen gefingert.  
Und gibt's gegen *die* denn keine Justiz?  
*O doch!* Ich darf's nur nicht sagen.  
Sonst packt mich noch am Ende des Lieds  
Die *Notverordnung* am Kragen!“<sup>11</sup>

Die Verbote und sonstigen Schikanen bestätigen letztlich die Macht des Wortes, die operative Funktion dieser Dichtung.<sup>12</sup> Die von uns zu behandelnde Form der politisch-satirischen Lyrik gehört zu den sogenannten operativen Genres, wie wir schon früher erwähnten. Operative Dichtung ist nicht nur künstlerische Aussage, sondern zugleich Aufruf, Aufforderung zur Tat, Bestehendes zu verändern. Dabei kann natürlich die Intensität wie auch die Reichweite, der Umfang dieser Aufforderung sehr unterschiedlich sein, von der Besserung des Einzelmenschen bis zur grundsätzlichen Umgestaltung der Gesellschaft reichen.

Heinrich Heine hat im „Wintermärchen“ diese Einheit von Wort und Tat in einem künstlerisch gültigen Bilde gestaltet. Im Kaput VI wird berichtet, daß der Dichter, wenn er nachts am Schreibtisch saß, zuweilen einen verummten Gast hinter sich gesehen hat. In Köln stellt er ihn schließlich „auf des Domplatz Mitte“ zur Rede und erhält die Antwort:

„Ich bin von praktischer Natur.  
Und immer schweigsam und ruhig.  
Doch wisse: was du eronnen im Geist,  
Das führ' ich aus, das thu' ich.

Und gehn auch Jahre drüber hin,  
Ich raste nicht, bis ich verwandle  
in Wirklichkeit, was du gedacht;  
Du denkst, und ich, ich handle“.

Und das Gespräch beendet der verummte Gast mit den Worten:

<sup>11</sup> *Erich Weinert*: Das Zwischenspiel, Berlin, 1960. S. 710.

<sup>12</sup> Daß es mit der geistigen Freiheit in Westdeutschland keineswegs besser bestellt ist, daß der Bundestag das Erbe der Weimarer Republik, ja, schon des deutschen Bundestages aus der Zeit des Vormärz angetreten hat, bestätigt Erich Kästner in einer Rede anlässlich einer Heine-Gedenkfeier, 1956: „Man braucht eigensinnige Schriften nicht mehr zu verbieten, – denn wir haben keine. Charaktervolle Zeitungen lassen gelegentlich ihre «andere» Meinung wie einen Kanarienvogel aus dem Bauer. Besorgnis ist nicht am Platze. Der Vogel, den wir haben, fliegt nicht weg. Er ist an sein Futter gewöhnt. Und außerdem sind die Fenster zu. Wir haben keine Zensur, weil wir keine brauchen. Wir haben, fortschrittlich, wie wir nun einmal sind, die Selbstzensur erfunden. Wir sitzen am Stadttore der Großgemeinde Schilda und häkeln unsern Maukorb selbst. ... Wir leben im Motorisierten Biedermeier.“ (*Kästner*: a. a. O. Bd. 5. S. 530.)

„Ich bin dein Liktör, und ich geh'  
Beständig mit dem blanken  
Richtbeile hinter dir — ich bin  
Die That von deinem Gedanken“.<sup>13</sup>

Diese Einheit von Geist und Tat ist charakteristisch für das Anliegen operativer Genres und ist eins ihrer Spezifika.

Betrachten wir theoretische Äußerungen Kästners, dann werden wir feststellen, daß der Dichter die operative Funktion seiner Dichtung sieht, wenngleich sich die Qualität des Operativen von der Weinerts und weitgehend auch von der Tucholskys unterscheidet.

Schon in dem 1928 erschienenen Gedichtband „Lärm im Spiegel“ setzt sich Kästner mit dem Wesen seiner Lyrik auseinander. Er setzt sie scharf gegen jede Elfenbeinturm-Dichtung ab, polemisiert gegen Intuitionstheorie und l'art pour l'art und bezeichnet seine Gedichte als „Gebrauchslyrik“, damit andeutend, daß sie für den Hörer oder Leser praktische Funktion haben. Er sagt, sie seien seelisch verwendbar und für jeden bestimmt, der mit der Gegenwart geschäftlich zu tun hat. Der Autor solcher Gedichte sei „wahrscheinlich nicht so notwendig wie die Bäcker und die Zahnärzte; aber nur, weil Magenknurren und Zahnreißen deutlicher Abhilfe“ forderten als seelische Verstimmungen.<sup>14</sup> Kästner will seinen Zeitgenossen helfen, nicht zuletzt dadurch, daß er über sie zu Gericht sitzt und ihnen den Spiegel vorhält. Er betrachtet seine Gedichte als Medikamente und gibt bezeichnenderweise dem 1936 in der Schweiz erschienenen Auswahlband den Titel „Doktor Erich Kästners Lyrische Hausapotheke, versehen mit einer Gebrauchsanweisung für seelische Therapie“. Die operative Wirkung ist hier aber vorwiegend auf das Individuum bezogen, nicht auf die Gesellschaft. Es geht Kästner mehr um eine kathartische Funktion seiner Dichtung. Kästner ist Pädagoge, und er meint, „Satiriker können nicht schweigen, weil sie Schulmeister sind. Und Schulmeister müssen schulmeistern. Ja, und im verstecktesten Winkel ihres Herzens blüht schüchtern und trotz allem Unfug der Welt die törichte, unsinnige Hoffnung, daß die Menschen vielleicht doch ein wenig, ein ganz klein wenig besser werden könnten, wenn man sie oft genug beschimpft, bittet, beleidigt und auslacht. Satiriker sind Idealisten“.<sup>15</sup> Diese theoretischen Äußerungen zeigen einmal die Grenzen des Operativen bei Kästner, sie verraten zugleich eine leise Resignation, die sich in vielen seiner Gedichte offenbart.

Das Didaktische, das direkt Lehrhafte der politisch-satirischen Dichtung deutet Kästner noch in einer anderen Äußerung an, wenn er sagt, daß die Satire,

<sup>13</sup> *Heinrich Heine*: Sämtliche Werke, Leipzig, u. Wien o. J. S. 444 f.

<sup>14</sup> *Kästner*: a. a. O. Bd. 1 (Gedichte). S. 125 f.

<sup>15</sup> *Kästner*: a. a. O. Bd. 5. S. 489.



vom „Zweck her beurteilt, nicht zur Literatur, sondern in die Pädagogik“ gehöre.<sup>16</sup>

Ohne die umstrittene Frage des Didaktischen in den großen Formen zu erörtern, sei festgestellt, daß es über Bedeutung und Berechtigung des direkt Lehrhaften in zahlreichen kleinen Formen keine Zweifel gibt. Didaktik finden wir im Lehrgedicht, im Epigramm, in der Fabel, in der Parabel, im Lehrstück und – um zu unserem Thema zurückzukommen – in der politisch-satirischen Dichtung. All diese Formen bedienen sich künstlerischer Mittel, können selbst – im Rahmen ihrer Genres – bedeutende Kunstwerke sein.

Sie müssen ihre Mittel aber so einsetzen, daß die beabsichtigte Wirkung beim beabsichtigten Konsumenten, beim Leser, Hörer oder Zuschauer, auch tatsächlich eintritt.

Wenn wir vom beabsichtigten Leser sprechen, dann wollen wir damit sagen, daß der Kreis, an den sich beispielsweise ein Gedicht wendet, begrenzt sein kann. Weinerts Gedichte wenden sich in der Hauptsache an die Arbeiter, zum Teil an die Intellektuellen oder auch an Kleinbürger. Die Wahl der einzusetzenden künstlerischen Mittel wird weitgehend vom Kreis der Rezipierenden bestimmt. Der Dichter wird darauf zu achten haben, daß sein Gedicht nicht verschiedene Interpretationsmöglichkeiten offenläßt, wenn er den didaktischen Zweck seiner Dichtung erreichen will. Becher stellt einmal in einem Brief fest, daß ein Gedicht viele Deutungen offenlasse und es nicht gesagt sei, daß die Auffassung eines Gedichtes, wie sie der Dichter selber hat, die einzig mögliche sei. Künstlerisches Verständnis, Kunstgenuß, könnten den „zweiten Sinn des Gedichts“ (Goethe) erfassen.<sup>17</sup> Diese für die Lyrik im allgemeinen gültige Erkenntnis trifft nicht zu für das politisch-satirische Gedicht.

Welcher Formen und welcher künstlerischer Mittel bedienen sich Weinert, Tucholsky und Kästner in ihren Gedichten? Wir werden zum Vergleich einige Gedichte herausgreifen, vor allem – aber nicht ausschließlich – aus der Zeit von 1928 – 32/33. Warum wählen wir gerade diese Jahre? Wir erwähnten schon, daß die bedeutendsten Gedichtsammlungen der drei Autoren in jenem Zeitabschnitt erschienen (Kästner: 1928: Herz auf Taille, Lärm im Spiegel; 1930: Ein Mann gibt Auskunft; 1932: Gesang zwischen den Stühlen. Tucholsky: 1928: Mit 5 PS; 1929: Das Lächeln der Mona Lisa; 1929: Deutschland, Deutschland über alles; 1931: Lerne lachen ohne zu weinen. Weinert: 1928: 1928. Politische Gedichte; 1930: Erich Weinert spricht; 1934: Es kommt der Tag. In den Jahren von 1929 – 32 führt die Weltwirtschaftskrise auch in Deutschland zu einer revolutionären Krise. In diesen Jahren fällt die Industrieproduktion um 40%. Die Zahl der Arbeitslosen steigt von 3 Millionen im 1. Jahr auf 6 Millionen. Den Ausweg aus der Krise sieht das Monopolkapital in der Faschisierung. Stärkere Einschränkung der verfassungsmäßig garantierten Rechte, Ausnahme-

<sup>16</sup> Ebenda: S. 119.

<sup>17</sup> Johannes R. Becher: Brief an einen Herrn G. In: Junge Kunst. Jg. 5/61. S. 2.

gesetze, Verbot von Arbeiterorganisationen auf der einen Seite. Streikbewegungen und Massenaktionen auf der anderen Seite. Während die Kommunistische Partei immer stärkeren Einfluß gewinnt und 1932 zur drittstärksten Partei wird, verliert die Sozialdemokratie Stimmen. Zugleich nimmt aber auch der Einfluß der Nazipartei in starkem Maße zu, die sich vorwiegend auf das Kleinbürgertum stützt.

Die politische Krisensituation spiegelt sich im schriftstellerischen Schaffen wider. Die Zuspitzung der Klassenkämpfe, die leninistische Weiterentwicklung des wissenschaftlichen Sozialismus und die Organisation des Proletariats finden ihren Niederschlag und ihre Widerspiegelung in der sozialistischen Literatur, in ihrer Entwicklung, ihren Inhalten und ihrer ästhetischen Gestalt. Ausdruck des literarischen Wachstums ist die am 19. Oktober erfolgte Gründung des „Bundes proletarisch-revolutionären Schriftsteller“. Zugleich ist aber auch die Aktivierung der linksbürgerlichen Schriftsteller sichtbar. So gewinnen etwa Thomas Manns Polemiken seit dem Jahre 1928 an Intensität und Extensität; sie sind fast ausschließlich politisch gerichtet. Bezeichnenderweise erscheint 1930 Thomas Manns „politische Novelle“: „Mario und der Zauberer“. Die Auseinandersetzung mit dem ersten Weltkrieg gewinnt angesichts der politischen Entwicklung erhöhte Bedeutung: Die Jahre 1928/29 werden zu den Jahren der Kriegsromane. Und schließlich gelangt auch der Faschismus und die von ihm ausgehende Gefahr stärker ins Blickfeld der Schriftsteller. Erwähnt werden mag nur Feuchtwangers „Erfolg“ (1930). Und Kästner schreibt 1931 die Gesellschaftssatire „Fabian. Die Geschichte eines Moralisten“ (mit dem ursprünglichen Titel: „Der Gang vor die Hunde“), seinen einzigen sozial und literarisch bedeutsameren „Roman für Erwachsene“.

Die politischen Verhältnisse finden nicht zuletzt ihre künstlerische Widerspiegelung in den Gedichten Weinerts, Tucholskys und Kästners.

Wir können nur einige Themen und Motive herausgreifen, vor allem solche, die häufig wiederkehren oder von allen drei Autoren gestaltet werden.

Welche Formen werden bevorzugt? Es sind einmal Balladen oder Gedichte mit stark balladesker Prägung, die mitunter dem Bänkelsang nahestehen, wobei diese Form natürlich parodistisch verwandt wird. Daneben findet sich vereinzelt Agitations- oder Aufruflyrik, meistens aber enthält nur die letzte Strophe den Aufruf. Wir berühren hier Fragen der Perspektive, die uns später noch beschäftigen sollen. Zentrale Thematik aller drei Autoren ist der Kampf gegen einen neuen Krieg, der Kampf gegen den Faschismus, die Entlarvung präfaschistischer und undemokratischer Tendenzen in der Weimarer Republik, die Darstellung der Weltwirtschaftskrise und ihrer Folgen. Hinzu kommt bei Weinert und Tucholsky die Entlarvung der arbeiterfeindlichen Politik der rechten SPD-Führung.

Das Kriegsthema erscheint – wie gesagt – nicht nur im Roman, sondern ebenfalls in der Lyrik jener Jahre, da die Dichter richtig erkannten, daß im

Schoße der Weimarer Republik Imperialismus und Militarismus großgeworden waren. Ich werde vier Motive herausgreifen, die häufig wiederkehren: das Motiv der „großen Zeit“, der Generalsherrschaft, des „Totentanzes“ und das Motiv des Blinden.

Bereits 1924 finden wir bei Weinert ein Bänkellied mit dem Titel „*Die große Zeit*“. Die imperialistische Phrase, Kriegszeiten wären „große Zeiten“, wird hier ironisch-satirisch ad absurdum geführt. Die Schlußstrophe enthüllt, daß der deutsche Militarismus aus seiner Niederlage nichts gelernt hat:

„Deutschland steht in jeder Branche  
Fest geschlossen zwecks Revanche,  
Hinterdolcht, doch unbesiegt“.<sup>18</sup>

Das gleiche Motiv finden wir 8 Jahre später bei Kästner im „Ohnmächtigen Zwiegespräch“, hier bereits visionär den kommenden Krieg vorwegnehmend:

„Im Jahre 1940 waren  
die Herren der Erde mal wieder soweit.  
Sie litten an zu vielen Friedensjahren,  
zogen die Völker heftig an den Haaren  
und brauchten wieder eine große Zeit.

Man ließ verschiedene Gegensätze klaffen,  
weil so ein Schlachtfest Gründe haben muß.  
Man gab den Völkern die modernsten Waffen,  
ließ beides an die Landesgrenzen schaffen,  
und etwas später fiel der erste Schuß“.<sup>19</sup>

Bei Kästner fällt die historische Unbestimmtheit auf. Er spricht von den „Herrn der Erde“, von den „Völkern“; er neigt zu einer Abstraktion, die Gefahr läuft, unhistorisch zu werden. Historisch bleibt er dort, wo er — wie in „Primaner in Uniform“<sup>20</sup> — die Kriegsbegeisterung deutscher Pädagogen im ersten Weltkrieg geißelt, oder dort, wo er — in „Zitat aus großer Zeit“<sup>21</sup> — bloßstellt, wie Geistliche den Krieg propagieren. Daß das Generalsmotiv eine so große Rolle spielt, ist nicht verwunderlich. In dem bekannten Ausspruch „Der Kaiser ging, die Generäle blieben“ wird deutlich, daß die — neben den Monopolisten — Hauptschuldigen ihre alte Machtstellung behauptet hatten und über neuen Kriegsplänen brüteten. In der Gestalt des Generals wird der Krieg schlechthin mit allen seinen Schrecken verdammt. Jede Polemik ist dann

<sup>18</sup> Weinert: a. a. O. S. 71.

<sup>19</sup> Kästner: a. a. O. Bd. 1. S. 276.

<sup>20</sup> Ebenda: S. 182.

<sup>21</sup> Ebenda: S. 138.

besonders wirkungsvoll, wenn sie sich gegen Personen wendet und nicht allgemein bleibt. Hier wird in der Person des Generals ein ganzes System gerichtet.

Das wohl bekannteste und eindringlichste Beispiel ist Tucholskys Gedicht „Rote Melodie“, welches ironisch dem General Ludendorff gewidmet ist.

Im Kehrreim dieses balladesken Gedichtes heißt es:

„General! General!  
Wag es nur nicht noch einmal!  
Es schrein die Toten!  
Denk an die Roten!  
Sieh dich vor! Sieh dich vor!  
Hör den brausend dumpfen Chor!  
Wir rücken näher ran – Kanonenmann!  
Vom Grab – Schieb ab –!“

Die letzte Strophe bringt dann mit ihrem Totentanzmotiv eine Variante:

„Hör den unterirdischen Chor!  
Wir rücken näher ran – du Knochenmann! –  
im Schritt!

Komm mit –!“<sup>22</sup>

Tucholsky gibt eine Perspektive, indem er dem General seinen Gegner gegenüberstellt und das Bild des „Kanonenmannes“ in das des „Knochenmannes“ verwandelt.

In einem Gedicht Brechts aus seinen „Deutschen Marginalien (1938)“ wird gleichfalls die Ohnmacht des Generals gezeigt, wenn es heißt:

„General, der Mensch ist sehr brauchbar.  
Er kann fliegen, und er kann töten.  
Aber er hat einen Fehler:  
Er kann denken“.<sup>23</sup>

Brecht glaubt hier wie Tucholsky an die Vernunft des Menschen, eines Menschen, der den Krieg verhindern kann. Im schon erwähnten „Ohnmächtigen Zwiegespräch“<sup>24</sup> Kästners heißt es:

„Die Herrn der Erde stotterten Befehle.  
Die Völker sahn sich unentschlossen an  
und wollten sich noch immer an die Kehle.  
Da fielen zweiundzwanzig Generäle!  
Der Krieg war aus, bevor der Krieg begann.“

<sup>22</sup> *Tucholsky*: Mit 5 PS. Berlin, 1928. S. 366.

<sup>23</sup> *Bertolt Brecht*: Hundert Gedichte 1918–1950. Berlin, 1951. S. 188.

<sup>24</sup> *Kästner*: a. a. O. Bd. 1. S. 276.

Kästner gibt eine utopische Lösung. Bei ihm wird der General schlechthin zur kriegbestimmenden und kriegentscheidenden Macht. Diese utopische Lösung ist bei Kästner nicht einmalig und nicht zufällig, wie wir noch sehen werden. Die Gedichte mit dem Motiv des Totentanzes, zum Teil schon in der ersten Hälfte der 20er Jahre entstanden, erheben in balladesker Form Anklage gegen die Mörder; zugleich warnen sie vor neuem Blutvergießen. In Tucholskys „Gebet nach den Schlachten“<sup>25</sup> tritt das Totenbataillon mit dem sarkastischen Befehl „Kopf ab zu Gebet“ vor Gott, um Antwort zu bekommen, warum sie in den Krieg ziehen mußten. Sie treten mit der Aufforderung weg, kein neues 1914 zuzulassen. Das Totenbataillon im Gedicht „Rote Melodie“ ist weit aktiver. „Das Totenbataillon entschwebt – Haho! zu dem, der lebt.“ Hier wird das Totentanzmotiv mit dem Generalsmotiv verbunden. Die Toten mahnen nicht nur, sie treten als Rächer auf. In zwei Nachdichtungen Klubunds („Klage der Garde“, „Fluch des Krieges“) werden ebenfalls beide Motive gekoppelt, hier aber wieder mit der Absicht zu warnen.

Weinert greift 1929 das Totentanzmotiv in seinem Gedicht „Stadtbahnbogen 314“<sup>26</sup> auf. Hier sind es aber nicht die toten Soldaten, die mahnen, sondern ermordete Proletarier, die erst zur Ruhe kommen, als sie feststellen, daß das Proletariat ihr Vermächtnis erfüllen wird.

Warnen will auch Erich Kästner in seinem Gedicht „Verdun, viele Jahre später“<sup>27</sup>. Ähnlich wie in Tucholskys „Gebet nach den Schlachten“ „finden die Toten keine Ruhe“:

... zwischen Unterholz und Farnen  
greifen Hände aus dem Boden,  
um die Lebenden zu warnen.

Auf den Schlachtfeldern von Verdun  
wachsen Leichen als Vermächtnis.  
Täglich sagt der Chor der Toten:  
«Habt ein besseres Gedächtnis!»“

Kästner desillusioniert. In seiner äußerst sachlichen, knappen Sprache, beispielhaft für die sogenannte Neue Sachlichkeit, entheroisiert er den Krieg:

„Über die Schlachtfelder von Verdun  
laufen mit Schaufeln bewaffnete Christen,  
kehren Rippen und Köpfe zusammen  
und verfrachten die Helden in Kisten.“

<sup>25</sup> Tucholsky: Mit 5 PS. a. a. O. S. 368.

<sup>26</sup> Weinert: a. a. O. S. 549.

<sup>27</sup> Kästner: a. a. O. Bd. 1. S. 270.

Die Rippen und Köpfe sind das einzige, was von den Helden übriggeblieben ist. Die ganze Phrase vom Heldentod wird hier allein durch die Wortwahl, sowohl der Substantive als der Verben, und ihre Stellung zueinander im Satz ad absurdum geführt. Durch die knappe balladeske Form und die Schlichtheit der Sprache erreicht Kästner höchste Eindringlichkeit.

Der Anklage dient auch das Blindenmotiv. Verständlicherweise sind hier kaum noch satirische Züge sichtbar.

In Kästners „Monolog des Blinden“<sup>28</sup> steht die Sentenz: „Krieg macht blind“. Diese im eigentlichen wie im übertragenen Sinne gültige Wahrheit tritt indes im Gefüge des Gedichtes zurück. Kästner heischt in erster Linie Mitleid, so daß das Warnende und Mahnende überdeckt wird. Noch stärker ist der Eindruck der Elendsmalerei im Gedicht „Der Blinde“<sup>29</sup>, mit der Sentenz: „Wer nichts sieht, wird nicht gesehn“. Die Hartherzigkeit der Mitmenschen zu enthüllen, ist Kästners eigentliches Anliegen. Das Gedicht wirkt resignierend, pessimistisch, um nicht zu sagen fatalistisch. Weinert siedelt sein Gedicht „Der Kriegsblinde sitzt am Straßenrand und singt“ (1931)<sup>30</sup> bewußt in der gesellschaftlichen Sphäre an. Der Monolog des Blinden – auch Weinert wählt wie Kästner die Monologform – dient der Entlarvung der gesellschaftlichen Kräfte, die sein Unglück letztlich verschulden. Der Blinde ist nicht scheinbar klassenlos wie bei Kästner, er ist vielmehr Angehöriger der unterdrückten Klasse, für ihn wird der Sieg der Arbeiterklasse zum ersten Lichtstrahl in der ihn umgebenden Nacht.

*Die Kritik an der Weimarer Republik* findet ihre stärkste Ausprägung in Gedichten Weinerts und Tucholskys. Steht am Anfang, 1919, noch die Hoffnung einer wirklich demokratischen Entwicklung, so läßt die Enttäuschung nicht lange auf sich warten. 1919 schreibt Tucholsky noch im Gedicht „An unsre Kleine“:

„Bald bist du groß. In späten Tagen  
steh du einst stark und glücklich da!  
Dann sollen alle Leute sagen:  
Famoses Kind –!

Und gar nicht der Papa!“<sup>31</sup>

1927 hat sich die Kleine längst als Wechselbalg entpuppt. „Heimgefunden“, das ist der Titel eines Gedichts, in dem Tucholsky feststellen muß:

„Kaiserreich? Republik? Welches von beiden?  
Sie sind kaum noch zu unterscheiden.“<sup>32</sup>

<sup>28</sup> Ebenda: S. 141.

<sup>29</sup> Ebenda: S. 299.

<sup>30</sup> Weinert: a. a. O. S. 690.

<sup>31</sup> Tucholsky: Deutschland, Deutschland – unter anderen. A. a. O. S. 123.

<sup>32</sup> Ebenda: S. 124.

Die Republik hat längst zu jenen heimgefunden, die sie 1918 umbringen wollten.

Das Mittel der Personifizierung begegnet uns in fast allen Gedichten über die Republik und ihre Entwicklung. Treffend wird sie bei Weinert als Hure dargestellt. Weinert bleibt in „Die vielbegehrte Republik“ stets im Bilde, wählt die Bilder aus der Späre des Mädchens, das zum Freudenmädchen wird. Dabei entlarvt er ohne wesentliche Vergrößerung den Verkauf der Republik an die Reaktion. Er gibt in wenigen Strophen geradezu ein Geschichtsbild der Jahre von 1918–1932 in balladesker Form.

Tucholsky hat in einem Epigramm versucht, die scheinbar zwiespältige Lage der Republik zu kennzeichnen, die Tatsache, daß trotz SPD-Regierung die Politik der Reaktion besorgt wurde. „Deutschland ist eine anatomische Merkwürdigkeit. Es schreibt mit der Linken und tut mit der Rechten.“<sup>33</sup> Dabei aber war es Tucholsky klar, daß die rechte SPD-Führung mit einer wahrhaften Linken nur noch die Saalseite im Parlament gemeinsam hatte. In vielen seiner Gedichte wie in denen Weinerts wird das Auseinanderfallen von SPD-Führung und -Mitgliedschaft enthüllt.

Meist wird mittels einer antithetischen Gegenüberstellung der Parteibonze dem klassenbewußten einfachen Arbeiter entgegengesetzt.

Die vielleicht gelungenste Charakteristik der Weimarer SPD, der Weimaristen, wie Weinert immer treffend sagt, gibt Tucholsky in einer Parabel, die in Einfachheit und im Überraschenden des Vergleichsmoments vorbildlich ist:

„Feldfrüchte

Sinnend geh ich durch den Garten,  
still gedeiht er hinterm Haus;  
Suppenkräuter, hundert Arten,  
Bauernblumen, bunter Strauß.

Petersilie und Tomaten,  
eine Bohnengalerie,  
ganz besonders ist geraten  
der beliebte Sellerie.

Ja, und hier — ? Ein kleines Wieschen?  
Da wächst in der Erde leis  
das bescheidene Radieschen:  
außen rot und innen weiß.

Sinnend geh ich durch den Garten  
unsrer deutschen Politik;  
Suppenkohl in allen Arten  
im Kompost der Republik.

<sup>33</sup> *Tucholsky*: Deutschland, Deutschland — unter anderen. A. a. O. S. 121.

Bonzen, Brillen, Gehberockte,  
 Parlamentsroutinendreh . . .  
 Ja, und hier — ? Die ganz verbockte  
 liebe gute S. P. D.  
 Hermann Müller, Hilferlieschen  
 blühh so harmlos, dof und leis  
 wie bescheidene Radieschen:  
 außen rot und innen weiß.“<sup>34</sup>

Bei Weinert wird die SPD parabelartig mit dem alten Militärpferd verglichen, das nur noch sein Gnadenbrot isßt, beim ersten Kavalleriesignal aber wieder ins Feld trabt. Weinerts Anliegen ist es hier, zu zeigen, daß die SPD sich mit der Reaktion einig ist, wenn es gegen den Kommunismus geht.

Auch hier ist es bei der künstlerischen Darstellung wichtig, daß der Autor stets im Bilde bleibt, die Bilder so wählt, daß sie für beide Aussageweisen gültig und treffend sind:

„Beim Antibolschewistenritt,  
 Da hält sie's nicht, da muß sie mit!  
 Zwar weiß sie nicht, warum sie's tut.  
 Doch solche alte Kriegerkracke

Gehorcht dem Hornruf zur Attacke.  
 Das steckt im Blut!“<sup>35</sup>

Die Proteste gegen Krieg und Verrat der Weimarer Republik sind in der Endkonsequenz verbunden mit *Warnungen vor dem Faschismus*. Diese Warnungen — in der vielfältigsten Form — nehmen verständlicherweise in den letzten Jahren der Weimarer Republik zu, als die Faschisten nach jahrelanger scheinbarer Bedeutungslosigkeit wesentlichen Einfluß auf die Politik zu nehmen beginnen.

Betrachtet man heute diese Gedichte, dann muß man feststellen, daß es den Autoren gelungen ist, wesentliche Seiten der faschistischen Barbarei bloßzustellen. Noch sichtbarer als bei anderen Themen ist die Richtigkeit und Genauigkeit der Voraussage künftiger Gewaltpolitik.

In Kästners „Marschliedchen“<sup>36</sup> wird der Hang zum Irrationalen als Grundlage künftiger Barbarei bloßgestellt:

„Ihr kommt daher und laßt die Seele kochen.  
 Die Seele kocht und die Vernunft erfriert.

<sup>34</sup> *Tucholsky*: Mit 5 PS. A. a. O. S. 362. Das Vergleichsmoment des gleichnishaften Gedichts (weiß — rot) wird hier auf die ideologische Ebene transponiert.

<sup>35</sup> *Weinert*: a. a. O. S. 534.

<sup>36</sup> *Kästner*: a. a. O. Bd. 1. S. 273.



Ihr liebt das Leben erst, wenn ihr marschieret,  
weil dann gesungen wird und nicht gesprochen.  
Ihr liebt den Haß und wollt die Welt dran messen.  
Ihr werft dem Tier im Menschen Futter hin,  
damit es wächst, das Tier tief in euch drin!  
Das Tier im Menschen soll den Menschen fressen.“

Geistfeindlichkeit und irrationalistische Tiefstapelei des Faschismus werden entlarvt. Ähnlich Tucholsky: („Das dritte Reich“<sup>37</sup>):

„Wir dürfen nicht mehr massisch sein –  
wir müssen durchaus rassisch sein –  
und freideutsch, jungdeutsch, heimatwolkig  
und bündisch, völkisch, volkisch, volkig...  
und überhaupt.

Wer's glaubt,  
wird selig. Wer es nicht glaubt, ist  
ein ganz verkommener Paz – und Bolschewist.

.....

Ein Blick in die Statistik  
Wir fabrizieren viel. Am meisten nationale  
Mistik.“ (1930)

Neben der geistfeindlichen Grundhaltung der Faschisten werden auch ihre innen- und außenpolitischen Pläne entlarvt. Die Gedrängtheit und Treffsicherheit der dichterischen Aussage übertrifft in ihrer Wirkung zweifellos die vieler publizistischer Äußerungen.

Die alogische Zusammenstellung von Gedankenketten und phrasenhaften Wendungen trifft genau die Unlogik faschistischer Propaganda:

„Wir haben das Herz auf dem rechten Fleck,  
weil sie uns sonst nichts ließen.  
Die Köpfe haben ja doch keinen Zweck.  
Damit kann der Deutsche nicht schießen.  
Kein schöner Tod ist auf der Welt  
als gleich millionenweise.  
Die Industrie gibt uns neues Geld  
und Waffen zum Selbstkostenpreise.“

Durch enjambementähnliches Übergreifen auf die nächste Verszeile erzielt Kästner hier satirische unerwartete Wendungen:

<sup>37</sup> Tucholsky: Deutschland, Deutschland – unter anderen. A. a. O. S. 44.

„Wir brauchen kein Brot, und nur Eins ist not :  
Die nationale Ehre!  
Wir brauchen mal wieder den Heldentod  
und schwere Maschinengewehre.  
Und deshalb müssen die Juden raus!  
...!“

1930 heißt es bei Tucholsky im schon erwähnten Gedicht :

„Im dritten Reich ist alles eitel Glück.  
Wir holen unsre Brüder uns zurück :  
die Sudetendeutschen und die Saardeutschen  
und die Eupendeutschen und die Dänendeutschen . . .  
Trutz dieser Welt! Wir pfeifen auf den Frieden.  
Wir brauchen Krieg. Sonst sind wir nichts hienieden.“

Weinert und Tucholsky gehörten zu den ersten, die nach der faschistischen Machterschleichung ausgebürgert wurden, Tucholsky und Kästner gehörten zu den 24 deutschen Intellektuellen, deren Namen beim makabren Schauspiel der Bücherverbrennung genannt wurden. Bei Goebbels Worten, „Gegen Frechheit und Anmaßung! Für Achtung und Ehrfurcht vor dem ewigen deutschen Volksgeist! Verschlinge auch, Flamme, die Schriften der Tucholsky und Ossietzky“, warf eine sich akademisch nennende Jugend die Schriften derer auf den Scheiterhaufen, die vor der kommenden Barbarei gewarnt hatten.

Die Bücherverbrennung bewies die prinzipielle Macht des Geistes, die auch der Faschismus nicht brechen konnte, wenn er auch zunächst zu siegen schien. Angesichts des Verrats von München, 1938, schreibt Thomas Mann: „Unsinn, du siegst . . . Aber wir brauchen uns deshalb nicht als Untergehende zu fühlen. Geist und Vernunft, seit manchen tausend Jahren gewöhnt, daß es nicht nach ihnen geht auf Erden, sind wahrhaftig nicht widerlegt, geschlagen und Lügen gestraft durch einen so absurden Sieg. . . . Gegen etwas wie Hitler behält man immer recht, es gehe damit aus wie immer.“<sup>38</sup>

Weinert setzte voller Überzeugung, daß der Faschismus geschlagen würde, seinen Kampf fort. Seine Gedichte, Erzählungen, Aufrufe stärkten den antifaschistischen Widerstand innerhalb und außerhalb Deutschlands. Die Einheit von Wort und Tat war bei Weinert sehr weitgehend. Als Kämpfer in den Internationalen Brigaden und als Präsident des Nationalkomitees „Freies Deutschland“ setzte er sein Leben ein für die Ideen, die seinem dichterischen und publizistischen Werk zugrundeliegen. Die sozialistische Perspektive, die er in vielen seiner Werke gab, mochte bürgerlichen Kritikern als „ruchloser Optimismus“ erscheinen. Sie hatte indes eine sehr reale Basis, wie die Geschichte

<sup>38</sup> *Thomas Mann: Gesammelte Werke.* Berlin, 1955. Bd. 12. S. 795.

schließlich zeigte. Eine pessimistische Grundhaltung mag tiefer erscheinen, Weinerts wissenschaftlich begründeter Optimismus war indes alles andere als flach. Die von ihm gestaltete Perspektive hatte als ästhetische Kategorie ihren Ursprung in Weinerts wissenschaftlicher Weltanschauung. Die Perspektive war kein Utopismus bürgerlicher Prägung. Tucholsky schweigt im Exil. Das mag überraschen, gehörte er doch zu den schärfsten und unbeugsamsten Kritikern der Weimarer Republik und des sich in ihrem Schoße entwickelnden Faschismus. Die Ursachen seines Schweigens und seines Selbstmords im Jahre 1935 mögen sehr vielfältig sein. Sicherlich spielte ein physisches Leiden eine Rolle, eine Siebbeinentzündung, die dem Dichter seit einigen Jahren sehr zu schaffen machte und sich auch auf seine Produktivität auswirkte. Gewichtiger mochte die starke Enttäuschung über die Niederlage sein. Tucholsky war seit Jahren ein selbstloser Kämpfer, der sich weitgehend an die Seite der Arbeiterklasse gestellt hatte, ihre Ziele bejahte, ohne aber die marxistische Ideologie in allen Konsequenzen zu teilen. Sein ausgeprägter Individualismus ließ ihn um seine geistige Freiheit fürchten. Ähnlich wie Heine, wie zeitweilig Feuchtwanger oder Thomas Mann fürchtete er um die Freiheit des Individuums.

Zunehmendes Unverständnis gegenüber der Stalinschen Politik, das zum Teil berechtigt ist, schlechte Erfahrungen mit Sektierern, deren Auffassungen er vorschnell mit denen des Marxismus identifiziert, tragen zu einer immer stärkeren Selbstisolierung bei. Er betrachtet sich als „Mann zwischen zwei Stühlen“ und schreibt 1929: „Wir sitzen zwischen zwei Stühlen und haben erkannt: Der Kampf der Arbeiterklasse führt zum Siege; er ist gerecht. Wir haben es sehr schwer, uns von den Grundlagen unserer Erziehung, unserer Ausbildung, unserer Arbeit loszulösen. Man schilt uns von der Bürgerseite her: Bolschewisten. Man mißtraut uns von der Funktionärsseite der Arbeiterparteien her...“<sup>39</sup> In seiner letztlich unentschiedenen Haltung, trotz der Anerkennung der Arbeiterklasse und der Diktatur des Proletariats als Übergangsstadium zur klassenlosen Gesellschaft, liegen Ursachen für die Tragik des bürgerlichen Intellektuellen. Werner Ilberg, der Tucholsky neben Weinert als den einzigen deutschen Satiriker seit Heine bezeichnet, der zumindest in die Weltliteratur hineinrage, stellt richtig fest, daß Tucholsky Teil jenes Milieus war, das er bekämpfte.<sup>40</sup>

Die große Nachwirkung, die Tucholsky heute in beiden deutschen Staaten hat, bestätigt seine Verdienste als Kämpfer gegen Militarismus und Krieg, seine Verdienste um die Erneuerung der Satire und seine stilbildende Meisterschaft. Erich Kästner war nach 1933 in Deutschland zum Schweigen verurteilt. Er durfte nur im Ausland publizieren und unter einem Pseudonym Drehbücher

<sup>39</sup> *Tucholsky: Die Rolle der Intellektuellen in der Partei.* In: *Die Front.* Jg. 2. Nr. 9. 1929. Zitiert nach: *Heinrich Schröder: Kurt Tucholsky, Polemik und Satire im Kampf um eine Weltanschauung.* Diss. Wien, 1958. S. 38.

<sup>40</sup> *Werner Ilberg: Tucholsky unter uns.* In: *Neue Deutsche Literatur* 12/1957. S. 114.

für „Unterhaltungsfilme“ schreiben. Zweimal wurde er verhaftet. Kästner gehörte zu jenen Vertretern der sogenannten inneren Emigration, deren Emigrantentum echt und kompromißlos war, im Gegensatz zu jenen, die in irgendeiner Weise mit dem Faschismus paktierten, nach 1945 aber ihre antifaschistische Gesinnung beteuerten. In Kästners Gedichten finden wir insgesamt nicht den Glauben an den Menschheitsfortschritt oder das Wissen darum, schon gar nicht den Glauben an den Sieg der Arbeiterklasse wie bei Weinert und zum Teil bei Tucholsky. Robert Neumann hatte Kästner treffend in einer paradoxonähnlichen Sentenz charakterisiert: „Halb ein Bürgerschreck und halb ein erschrockener Bürger“, eine Feststellung, die von Kästner bestätigt wurde.<sup>41</sup> In der Regel fehlt in Kästners Gedichten die konkrete künstlerische Widerspiegelung der gesellschaftlichen Klassensituation, wie wir sie bei Weinert und Tucholsky finden. Bei ihm ist die Gesellschaft nicht in Klassen gespalten, sondern in Reiche und Arme, in Oben und Unten. Auch er betrachtet sich als „Mann zwischen den Stühlen“. Der Titel seines Gedichtbandes aus dem Jahre 1932 „Gesang zwischen den Stühlen“ ist symptomatisch und programmatisch. Schon in „Ein Mann gibt Auskunft“ heißt es im „Kurzgefaßten Lebenslauf“:<sup>22</sup>

„Ich setze mich sehr gerne zwischen Stühle.  
Ich säge an dem Ast, auf dem wir sitzen.“

Aber auch dieses Zwischen-den-Stühlen-Sitzen ist weniger genau sozial bestimmbar als bei Tucholsky.

Kästner ist Moraldidaktiker. Ihm geht es – wie wir schon sagten – weniger um Umgestaltung der Gesellschaft als vielmehr um Besserung des Einzelmenschen. Für ihn zerfällt die Gesellschaft in Erwachsene und Kinder; nicht in erster Linie im Sinne eines Generationenproblems, sondern mehr im Sinne eines naturgegebenen ethischen Unterschiedes, eines genetischen Unterschiedes.

Im Gedicht „Genesis der Niedertracht“<sup>43</sup> heißt es:

„Böse und häßliche alte Leute  
waren als Kinder fast tadellos.  
Nette und reizende Kinder von heute  
werden später kleinlich und groß.  
.....  
Jeder Charakter ist durch Zwei teilbar,  
da Gut und Böse beisammen sind.  
Doch die Bosheit ist unheilbar,  
und die Güte stirbt als Kind.“

<sup>41</sup> Kästner: a. a. O. Bd. 5. S. 542.

<sup>42</sup> Kästner: a. a. O. Bd. 1. S. 178.

<sup>43</sup> Ebenda: S. 211.

Das Gute des Kindes geht beim Erwachsenen verloren, das Böse bleibt. Daraus ergibt sich bei Kästner eine Weltsicht, nach der die Welt der Erwachsenen letztlich unbelehrbar ist. Die Vernunft kann sich gegen die übermächtige Dummheit der Menschen nicht durchsetzen. Soziale Anklänge dieser Philosophie finden sich insofern, als vor allem das Besitzbürgertum, die Generäle, die Faschisten, das Kleinbürgertum als unbelehrbar, schlecht, barbarisch, unsittlich gestaltet werden, ohne daß Kästner aber – im Gegensatz zu Weinert und Tucholsky – zu einer sozialen Typik durchstößt. Eine pessimistisch-resignierende Grundhaltung bestimmt das dichterische Werk, die auch durch gelegentliche optimistische Aussagen nicht grundsätzlich korrigiert wird. Nicht zufällig finden wir den Glauben an Erziehung, Bildung, Frieden, Humanität vor allem in den Kinderbüchern Kästners, in der Welt also, die Kästner der Welt der Erwachsenen scharf gegenüberstellt. Die Welt der Kinder ist eine gesunde, durchsichtige Welt, in der Gut und Böse klar getrennt sind wie im Märchen.

Ihnen fühlt er sich verbunden; denn Kinder sind unschuldig, ihnen ist noch zu helfen, an sie glaubt er.

In einem Epigramm „Deutsche Gedenktafel 1938“<sup>44</sup> schreibt Kästner:

„Hier starb einer, welcher an die Menschheit glaubte.  
Er war dümmer, als die Polizei erlaubte.“

Das Gedicht „Dem Revolutionär Jesus zum Geburtstag“<sup>45</sup> klingt aus:

„Die Menschen wurden nicht gescheit.  
Am wenigsten die Christenheit,  
trotz allem Händefalten.  
Du hattest sie vergeblich lieb.  
Du starbst umsonst. Und alles blieb  
beim Alten.“

Dieser Unglaube an den Menschheitsfortschritt findet sich in vielen Gedichten der 20er und 30er Jahre, auch in all denen, die an zentraler Stelle im Gedichtwerk stehen. Die Bedeutung der Anfangs-, Mittel- und Endstellung für die Syntax, für die Dramatik, für viele Formen der Epik ist evident. Kästner gibt vielen seiner Gedichte dadurch erhöhtes Gewicht, daß er sie in seinen Auswahlbänden allein durch die prononcierte Stellung hervorhebt. Das trifft für fast all die Gedichte zu, die jetzt noch erwähnt werden sollen.

<sup>44</sup> Ebenda: S. 330.

<sup>45</sup> Ebenda: S. 207.

Den Abschluß des Bandes „Ein Mann gibt Auskunft“ bildet das Gedicht „Das letzte Kapitel“.<sup>46</sup> Gemeint ist das letzte Kapitel der Menschheit. Und in „Gesang zwischen den Stühlen“ finden wir das Gedicht „Ein Kubikkilometer genügt“<sup>47</sup>. Diese Gedichte, die um 1930 erschienen sind, beschwören sich ins Groteske steigende Visionen herauf, die heute, im atomaren Zeitalter sehr modern anmuten. Es dürfte sicher sein, daß Kästner mit diesen Gedichten die Menschen aufrütteln und warnen wollte. Aber ist es noch Warnung, ist es nicht vielmehr schon Resignation? Glaubt Kästner noch an Rettung? Gibt er nicht vielmehr die Menschheit schon auf? Hier wird Kästners zwiespältige Haltung adäquat widergespiegelt, und die unterschiedlichen Wirkungsmöglichkeiten dieser Gedichte zeigen deutlich die Grenzen dieser Lyrik, Grenzen, die zugleich Grenzen des kritischen Realismus sind. Der Dichter klagt an, er warnt. Da für ihn die Welt aber nicht mehr durchschaubar ist, kann er nicht mehr geben als Warnung und Anklage.

In einem analytischen Eigenversuch,<sup>48</sup> einer kleinen autobiographischen Rede, sagt Kästner in einem geistvollen Paradoxon, daß er an den gesunden Menschenverstand glaube wie an ein Wunder, und so wäre alles gut und schön, wenn er an Wunder glaubte, doch eben das verbietet ihm der gesunde Menschenverstand. Das ist die Zwickmühle, in der sich der bürgerliche Humanist Erich Kästner befindet. So erklärt sich auch das Nebeneinander von Resignation und Aufbegehren gegen die Resignation, von tiefem Pessimismus und gelegentlichen optimistischen Durchblicken, das Nebeneinander von elegischen Gedichten und partiell optimistischen Kinderbüchern. Erich Kästner erinnert etwas an den Herrn aus Rom in Thomas Manns Novelle „Mario und der Zauberer“. Auch bei ihm finden wir die Negativität seiner Kampfposition. Politisch-satirische Lyrik aber kann nicht nur vom Negieren leben. Sie muß – will sie ihre operative Funktion voll erfüllen – eine Perspektive geben, in welcher Form das auch immer geschehen mag. Schon früh wurde Kästner gefragt, wo das Positive bliebe, und Kästner antwortete sehr witzig und geistvoll:

„Und immer wieder schickt ihr mir Briefe,  
in denen ihr, dick unterstrichen, schreibt:  
«Herr Kästner, wo bleibt das Positive?»  
Ja, weiß der Teufel, wo das bleibt.

.....

Die Spezies Mensch ging aus dem Leime  
Und mit ihr Haus und Staat und Welt.  
Ihr wünscht, daß ich's hübsch zusammenreime,  
Und denkt, daß es dann zusammenhält ?

<sup>46</sup> Ebenda: S. 216.

<sup>47</sup> Ebenda: S. 274.

<sup>48</sup> Kästner: a. a. O. Bd. 5. S. 304.

Ich will nicht schwindeln. Ich werde nicht schwindeln.  
Die Zeit ist schwarz, ich mach euch nichts weis.

.....

Die Zeit liegt im Sterben. Bald wird sie begraben.

Im Osten zimmern sie schon den Sarg.

Ihr möchtet gern euren Spaß dran haben... ?

Ein Friedhof ist kein Lunapark.<sup>49</sup>

Dieses selbstironische Eingeständnis, nicht zu wissen, wo das Positive bleibe, ist ehrlich. Die Zeit, die im Sterben liegt, ist das bürgerliche Zeitalter. Eine andere Zeit, die Zeit des Sozialismus, liegt nicht im Blickfeld Kästners. So kann der Dichter die Frage nach dem Positiven nicht anders beantworten.

Diese fragmentarische Gegenüberstellung der drei bedeutenden Satiriker während der Weimarer Republik hat gezeigt, wie sehr die Inhalte, die Motive, aber auch die Formen von der weltanschaulichen Position des Dichters bestimmt werden.

Dem Fehlen fast jeder Perspektive bei Kästner steht die Gestaltung einer wissenschaftlich begründeten Perspektive bei Weinert gegenüber. Durch den Verzicht auf die Gestaltung einer Perspektive, einen aus Kästners Weltanschauung notwendig und zwangsläufig sich ergebenden Verzicht, werden subjektiv bedingte Grenzen seiner Satire gesetzt, die vor allem die Wirkungsmöglichkeiten stark einengen. Die klare und offene Gegnerschaft gegen die Reaktion, wie sie sich in vielen seiner früheren und heutigen Werke äußert, bewahrt Kästner davor, jemals seine humanistische Position aufzugeben. Es ist ein bürgerlicher Humanismus, der sogar partiell militant ist, der aber nur auf Bewahrung humanistischer Werte zielt, ohne neue, dauerhafte Werte mit schaffen zu helfen.

<sup>49</sup> Kästner: a. a. O. Bd. 1. S. 214.

HELMUT RUDOLF

**DIE HUMANISTISCHE POSITION STEFAN ZWEIGS IN SEINER  
ERZÄHLUNG „BUCHMENDEL“**





Als Stefan Zweig 1942 aus dem Leben ging, hatte er ein an Erlebnissen, Begegnungen und Erfolgen angefülltes Leben hinter sich; er hatte unerschöpflich gearbeitet, Kontinente bereist und neben vielen anderen bedeutenden Zeitgenossen und Weggefährten Gorki, Rolland, Masereel, Shaw und Schweitzer gekannt, „seine internationale Geltung ward von keinem seiner Kollegen übertroffen“, sagte Arnold Zweig in einem Nekrolog. Weltweit war die Wirkung seiner monographischen Essays, seiner gesellschaftskritischen Novellen sowie seiner biographisch-romanhaften Werke<sup>1</sup> zwischen den beiden Weltkriegen; mit unvermindertem Interesse werden sie auch heute gelesen.

Stefan Zweig entstammte dem Unternehmer-Bürgertum Wiens. Früh stieß er auf den Gegensatz, der die zwischenmenschlichen Bindungen zerstörte, ohne jedoch zu den Ursachen dieser gesellschaftlichen Erscheinung vorzudringen. Der Ausbruch des ersten Weltkriegs hatte ihn entsetzt. Er verließ die Position des Weltbetrachters und griff, so intensiv es ihm der Grad seiner gesellschaftskritischen Einsicht erlaubte, in den Kampf gegen den Krieg ein. Optimistisch hingegeben seinem inneren Auftrag, Brücken von Land zu Land, von Mensch zu Mensch zu bauen, sie die Freundschaft zu lehren, die Friedfertigkeit und Humanität, glaubte er an die die Gewalt bezwingende Vernunft. Daß er den zweiten Krieg dieses Jahrhunderts auf sich und die Menschen zukommen sah, erschütterte ihn, weil er nicht an ihn glaubte<sup>2</sup>. Das nahende Unheil machte ihn unsicher in seinem Urteil über die Welt und die Menschen, ließ ihn den Glauben verlieren, auf den er fest gebaut, worauf er hingewirkt mit seiner Tat und seinem Schaffen: auf die Verständigung der Menschen und ihre Güte.

Er hatte die Zuversicht verloren, die in ihm gewesen. Der tiefe Glaube an seine *eigene* Mission war geschwunden.

Aus dem umfangreichen, literarhistorisch wenig erschlossenen Werk Stefan Zweigs ist die Erzählung „Buchmendel“ Gegenstand unseres Aufsatzes; die

<sup>1</sup> Von Stefan Zweigs Werken seien hier genannt: „Die Baumeister der Welt“; „Amok“ „Verwirrung der Gefühle“, „Schachnovelle“; „Joseph Fouché“, „Maria Stuart“, „Magellan“ „Balzac“.

<sup>2</sup> „Offengestanden glaube ich nicht an einen imperialistischen Krieg.“ Stefan Zweig an Konstantin Fedin. In: Aufbau 11/1956. S. 960.

Erzählung gibt wesentlichen Aufschluß über die Gedankenwelt des großen bürgerlich-humanistischen Schriftstellers in einer Zeit tiefgreifender gesellschaftlicher Bewegungen.

Sie entstand 1929. In ihr blickt Stefan Zweig zurück auf die Monarchie, die nicht mehr existiert als Staatsgebilde. Er wendet sich der „mikrobenhaft winzigen Existenz“<sup>3</sup> eines Menschen in einer Zeit zu, die ihm, dem unermüdlichen humanistischen Rufer, wiederum gefahrbringend scheint für den Menschen. Der Schriftsteller gestaltet aus einer Abwehrhaltung heraus, die *seine* humanistische Position sowie die darin eingeschlossene Macht-Geist-Thematik in der Gestalt des Jakob Mendel deutlich werden läßt.

Als Student lernte Zweig den Buchtrödler kennen. Zwanzig Jahre später, der Krieg ist vorüber, die Monarchie untergegangen, die Republik ausgerufen, lebt Mendel nicht mehr, doch der Schriftsteller folgt seiner Spur und erzwingt die Wiederbegegnung mit einem Menschen, dessen geistige Größe ihn faszinierte. Er vergegenwärtigt den Entrechteten, der ein „Titan des Gedächtnisses“<sup>4</sup> gewesen war:

„Hinter dieser kalkigen, schmutzigen, von grauem Moos überwucherten Stirn stand in der unsichtbaren Geisterschrift des Gedächtnisses jeder Name und Titel wie mit Stahlguß eingestanzt, der je auf einem Titelblatt eines Buches gedruckt war. Er wußte von jedem Werk, dem gestern erschienenen, wie von einem zweihundert Jahre alten, auf den ersten Hieb genau den Erscheinungsort, den Verfasser, den Preis, neu und antiquarisch, und erinnerte sich bei jedem Buch mit fehlerloser Vision zugleich an Einband und Illustrationen und Faksimilebeigaben, er sah jedes Werk, ob er es selbst in den Händen gehabt oder nur von fern in einer Auslage oder Bibliothek einmal erspäht hatte, mit der gleichen optischen Deutlichkeit. . . Er wußte in jedem Fach mehr als die Fachleute, er beherrschte die Bibliotheken besser als die Bibliothekare, er kannte die Lager der meisten Firmen auswendig besser als ihre Besitzer, trotz ihrer Zettel und Kartotheken, indes ihm nichts zu Gebote stand als Magie des Erinnerns. . . Freilich, dieses Gedächtnis hatte nur so dämonisch unfehlbar sich schulen und gestalten können durch das ewige Geheimnis jeder Vollendung: durch Konzentration.“<sup>5</sup>

In der bibliophilen Unfehlbarkeit seines Gedächtnisses besteht Jakob Mendels Größe, die ihn heraushebt und einmalig macht. Damit erwirbt er sich Anerkennung als Mensch; er darf helfen, nützlich sein. Er lebt in äußerster Genügsamkeit, allem weltlichen Schein gegenüber setzt er sein nie versagendes Gedächtnis; allein darauf ist er stolz, das schafft ihm, dem schattenhaft dahinglebenden Buchtrödler, Zufriedenheit, glückhafte Momente:

„Wenn jemand zu ihm um eine Auskunft kam, an hundert anderen Stellen schon müde gesucht, und er konnte auf den ersten Hieb ihm Bescheid geben, dies allein wirkte auf ihn als Genugtuung, als Lust, und vielleicht noch dies, daß in Wien und auswärts ein paar Dutzend Menschen lebten, die seine Kenntnisse ehrten und brauchten.“<sup>6</sup>

Bei aller Größe seiner Leistung verschmäht er, wonach andere gierig greifen:

<sup>3</sup> Seite 91. Alle Seitenangaben beziehen sich auf die Ausgabe: Stefan Zweig: Kleine Chronik. Leipzig, o. J.

<sup>4</sup> Ebenda: S. 69.

<sup>5</sup> Ebenda.

<sup>6</sup> Ebenda: S. 71.

„...das Geld hatte keinen Raum innerhalb seiner Welt; denn nie hatte man ihn anderes gesehen als im gleichen abgeschabten Rock<sup>7</sup> ... Nur das Buch, niemals das Geld, hatte über ihn Macht.“<sup>8</sup>

Wird ihm eine bibliophile Kostbarkeit gebracht, wendet er sich ihr mit innerster Hingabe zu. Mendels Welt ist die Welt der „antiquarischen Wissenschaft“<sup>9</sup>, in ihr nur lebt, in ihr *ist* er. Sie ist seine geistige Heimat, ihr fühlt er sich verpflichtet. Sosehr diese weltabgewandte Geistigkeit Mendels bescheidene Existenz sichert, seine Lebensfremdheit isoliert ihn gesellschaftlich; er ist blind gegenüber den Umweltgeschehnissen und -verpflichtungen.

„Außerhalb der Bücher wußte dieser merkwürdige Mensch nichts von der Welt; denn alle Phänomene des Daseins begannen für ihn erst wirklich zu werden, wenn sie in Lettern sich umgossen, wenn sie in einem Buche sich gesammelt und gleichsam sterilisiert hatten. Aber auch diese Bücher selbst las er *nicht* auf ihren *Sinn*, auf ihren geistigen und erzählerischen Gehalt: nur ihr Name, ihr Preis, ihre Erscheinungsform, ihr erstes Titelblatt zog seine Leidenschaft an. *Unproduktiv und unschöpferisch* (hervorgehoben von mir—H. R.) im letzten ... war dies spezifisch antiquarische Gedächtnis Jakob Mendels...“<sup>10</sup>

Dieses Aufdecken der inneren Widersprüchlichkeit greift bis an das Wesen, bis zu den Auswirkungen der absonderlichen geistigen Haltung, die die Vereinigung steigert und Mendel hineindrängt in die Entfremdung. Trotz seines Wissens und Könnens hat Mendel aber keine andere Möglichkeit einer gesellschaftlichen Existenz als diese selbstgewählte:

„Dem Berufe nach und für die Unwissenden galt Jakob Mendel freilich nur als kleiner Buchschacherer... für einen ordnungsmäßigen Buchhandel fehlte ihm die Konzession.<sup>11</sup> ...Eingesetzt in ein Seminar, an eine öffentliche Stelle, hätte dieses Gehirn tausende, hunderttausende von Studenten und Gelehrte belehrt und erstaunt. fruchtbar für die Wissenschaften, ein unvergleichlicher Gewinn für jene öffentlichen Schatzkammern, die wir Bibliotheken nennen. Aber diese obere Welt war ihm, dem kleinen, ungebildeten galizischen Buchtrödler, den nicht viel mehr als seine Talmudschule bewältigt, für ewig verschlossen...“<sup>12</sup>

Indem Stefan Zweig auf die menschliche Perspektive Jakob Mendels verweist, auf dessen außergewöhnliche Fähigkeiten, zugleich aber von den unüberschreitbaren Grenzen für die Menschen der unteren Welt spricht, ist er sich der inhumanen gesellschaftlichen Verhältnisse bewußt, in denen der Entrechtete keine Perspektive hat, seine Emanzipation verhindert wird.

Vergegenwärtigt man sich die gesellschaftlichen Zustände in der österreichisch-ungarischen Monarchie, durchschaut man die antagonistischen Widersprüche jener Klassenhierarchie, so begreift man, daß Mendels Lebensweg keine Besonderheit darstellt, er ein Unterdrückter ist, dessen Leidensweg in Zweig die Erkenntnis fördert, daß die Lebensumstände die physische und geistige Existenz des Menschen einengen und bedrohen.

<sup>7</sup> Ebenda.

<sup>8</sup> Ebenda: S. 73.

<sup>9</sup> Ebenda: S. 70.

<sup>10</sup> Ebenda: S. 69.

<sup>11</sup> Ebenda: S. 71.

<sup>12</sup> Ebenda: S. 70.

Die Monarchie zwang die Menschen von dreizehn Nationalitäten in geistige Dunkelheit und ökonomische Abhängigkeit, sie verwies sie auf einen bestimmten Platz innerhalb des für sie undurchschaubaren Systems der gesellschaftlichen Abstufung und Unterordnung.

Deshalb ist die von Mendel erreichte geistige Stufe zugleich seine große individuelle Tat in jener Klassengesellschaft. Ihm bleibt kein anderer Weg, als sich zu einem „abseitigen Genie“<sup>13</sup> zu entwickeln. Außerdem lehrt ihn die Geschichte seines Volkes, friedfertig zu leben, unauffällig. Er zieht sich in sich zurück, schafft sich ein Dasein, das zwischenmenschlicher Beziehungen kaum noch bedarf. Je geringer die Möglichkeit einer gesellschaftlichen Emanzipation Mendels, desto größer seine Verinnerlichung und der Wille, sich geistig zu manifestieren.

Mendels geistige Größe ist seine menschliche Grenze. Stefan Zweig kennt die Gesellschaft seiner Zeit, er weiß, daß selbstgewollte Einsamkeit und gesellschaftliche Wirkungslosigkeit den Menschen ausliefern. Jede inhumane Gesellschaft vereinzelt den Menschen, damit sich die Massen nicht formieren können. Zweig kritisiert das antiquierte Wissen, weil es sich nicht in den aktiven Lebensdienst stellt. Er bliebe jedoch an der Erscheinung haften, führte er Mendels Isolierung nicht ursächlich auf jene gesellschaftlichen Kräfte zurück, die das Band zwischen Mensch und Mensch zerschlagen, die Menschen vereinzeln, um sie besser beherrschen zu können.

Für Zweig ist Wissen lebendig, nicht tot, wie Mendel es vorlebt. Deshalb ist sein Untergang die Konsequenz dieses Lebens; sein Untergang ist Zweig symbolisch für all jene, die Wissen lediglich konservieren, ohne es gesellschaftlich wirksam werden zu lassen, die sich absondern, einschließen in ihr Ich. Je einsamer der Mensch, um so größer die Gefahr, überwältigt zu werden.

Mendel bemerkt nicht den Ausbruch des ersten Weltkrieges, nicht die Veränderungen, die er für ihn bringt. Er hat seine Bücher, ist eingesponnen in seine Lebensgewohnheiten. Im zweiten Kriegsjahr wird er verhaftet. Sein „Staatsverbrechen“ ist, Postkarten ins feindliche Ausland geschrieben zu haben, mit denen er vorausbezahlte Antiquariatszeitschriften reklamieren wollte. Die Zensur ist auf einen Verdächtigen gestoßen, an dessen Harmlosigkeit sie nicht glauben will, weil sie Schuldige<sup>14</sup> sucht und braucht. Der Krieg verläuft nicht so, wie ihn der Generalstab in expansiver Überheblichkeit vorausberechnet hat.

Bereits in militärischer Gewalt, ist sich Mendel der nahen Gefahr noch nicht bewußt:

<sup>13</sup> Ebenda: S. 68.

<sup>14</sup> „... manchmal genügte eine bloße Bemerkung oder eine Denunziation, um zu den «Verdächtigen» gezählt zu werden. ... In Galizien und der Bukowina genügte oft der bloße Verdacht einer Zusammenarbeit mit den Russen, ja prorussische Sympathien, um ganze Familien dem Henker auszuliefern“. In: *Eva Priester: Kurze Geschichte Österreichs*. Wien, 1949. S. 575 f.

„Die dritte Frage wurde zur Katastrophe: der Geburtsort. Jakob Mendel nannte einen kleinen Ort bei Petrikau. Der Major zog die Brauen hoch. Petrikau, lag das nicht in Russisch-Polen, nahe der Grenze? Verdächtig! Sehr verdächtig! . . . Wann er das österreichische Staatsbürgerrecht erworben habe? Wozu? fragte Mendel. Er habe sich um solche Sachen nie gekümmert. So wäre er also noch russischer Staatsbürger? Und Mendel, den diese öde Fragerei innerlich längst langweilte, antwortete gleichgültig: «Eigentlich ja.»<sup>15</sup>

Diese Wahrheit über sich wird Mendel zum Verhängnis. Er scheitert – so scheint es – an einer formalen Unterlassung. Zweig führt die an Mendel konstruierte Schuld an seiner absoluten Friedfertigkeit ad absurdum und verdeutlicht damit die Gewaltherrschaft einer sich selbst verurteilenden Gesellschaft.

Mendel vermag die gewagten militärischen Kombinationen weder vorauszuahnen noch die Schlußfolgerungen zu erkennen. Für ihn gibt es den Krieg nicht, auch keine Schuld. Wie Wesen einer anderen, bisher nie gesehenen Welt sind die Vertreter der Staatsmacht für ihn. Seine Lebensfremdheit und Naivität überraschen nicht, sie sind verständlich aus den Seinsbedingungen, überraschend aber ist seine urplötzliche Aktivität:

„Erst als man ihm auf der Polizei alle Bücher aus den Manteltaschen nahm und die Brieftasche abforderte, in der er hundert wichtige Zettel und Kundenadressen stecken hatte, da erst begann er wütend um sich zu schlagen. Man mußte ihn bändigen.“<sup>16</sup>

Jakob Mendel bäumt sich auf, rebelliert gegen eine Gewalt, deren Menschenfeindlichkeit ihm bisher verborgen blieb. Diejenigen, die ihn seines einzigen materiellen Eigentums berauben, werden seine Gegner. Das spontane, aus subjektiver Verzweiflung geborene Handeln rettet nichts; im Leser jedoch erweckt es die Erkenntnis notwendigen bewußten gesellschaftlichen Wirkens.

Herausgerissen aus seiner Lebenssphäre, erfaßt von einer hart zupackenden Militärmaschinerie und einem bürokratischen Verwaltungsapparat, gerät Mendel in die Mühlen der Abwehr, muß er in einem Konzentrationslager vegetieren, aus dem ihn nach zwei qualvollen Jahren die Fürsprache einflußreicher ehemaliger Kunden befreit.

Nach seiner Rückkehr kann er nicht dort beginnen, wo er herausgerissen worden war, die Begegnung mit der bisher unbekanntem Welt hat ihn zu tief erschüttert:

„Irgend etwas schien rettungslos zerstört in seinem sonst stillen, nur wie schlafend lesenden Blick; etwas war zertrümmert. . . Seine Augen, jahrzehntelang gewöhnt an die zarten, lautlosen, insektenfüßigen Lettern der Schrift, sie mußten Furchtbares gesehen haben in jener stachel-drahtumspannten Menschenhürde. . .“<sup>17</sup>

Das an ihm geschehene Unrecht, die körperliche und geistige Erniedrigung, überwindet Mendel nicht. Er ist gebrochen:

<sup>15</sup> *Stefan Zweig*: Kleine Chronik. S. 81.

<sup>16</sup> Ebenda: S. 83.

<sup>17</sup> Ebenda: S. 86 f.

„...in Mendels Gedächtnis, dieser einzigen Klaviatur des Wissens, stockten bei seiner Rückkunft die Tasten... Mendel war nicht mehr Mendel, so wie die Welt nicht mehr die Welt... Seine letzten gesparten Banknoten waren zerpulvert in der Papiermühle der Inflation, seine Kunden hatten sich verlaufen.“<sup>18</sup>

Mendels Leben endet in den Wirrnissen der Nachkriegszeit; er stirbt in der Einsamkeit seines Daseins, ohne die einstige geistige Höhe wieder erklommen zu haben. Er vergeht, ärmer als er gelebt, vertrieben von seiner geistigen Insel. Er stirbt, ohne daß die Umwelt Verständnis gehabt hätte für seine Gebrechen, für seinen Hunger, für seine Leistung.

Stefan Zweigs kleine Erzählung „Buchmendel“ ist mit der gleichen subtilen künstlerischen Gestaltungsweise geschaffen wie seine großen Werke. Jakob Mendel ist ihm nicht nur Beispiel einer sich *gegen* den Menschen kehrenden inhumanen Macht, die sich seiner menschlichen Erfüllung entgegenstellt, er ergreift auch Partei für ihn, den Unterdrückten. In seinem Erinnerungsbuch „Die Welt von gestern“ findet sich folgende bekenntnishafte Bemerkung: „In meinen Novellen ist es immer der dem Schicksal Unterliegende, der mich anzieht...“<sup>19</sup> Obgleich wir hier nicht Zweigs Schicksalsbegriff untersuchen, erhellt sich aus der Darstellung seines „Buchmendel“ eine philosophische Anschauung, wie sie sich bei nicht wenigen bürgerlich-humanistischen Schriftstellern Österreichs und Deutschlands nachweisen läßt.

Die dem Geist feindlichen Mächte des aggressiven deutschen Imperialismus nährten vor dem ersten Weltkrieg in den Kreisen der bürgerlichen Intelligenz die idealistische Vorstellung, Macht und Geist seien einander entgegengewirkende Kräfte und Schicksal sei die Unabwendbarkeit der Lebensbedingungen für den Unterliegenden.

Daraus wird verständlich, warum sich bedeutende Schriftsteller wie Hermann Hesse, Lion Feuchtwanger und Stefan Zweig den antihumanen gesellschaftlichen Mächten gegenüber passiv verhielten, neutral zu bleiben versuchten. Der Kampf schien ihnen aussichtslos; deshalb beschränkten sie sich darauf, das „Reich des Geistes“ vor dem Untergang zu bewahren.

Die Große Sozialistische Oktoberrevolution lehrte die bürgerlich-humanistischen Schriftsteller, die sich in dem verhängnisvollen Ästhetizismus vertrickt hatten, die Notwendigkeit gesellschaftlich-perspektivischen Denkens. Hineingedrängt in die Auseinandersetzung mit der Zeit und ihren revolutionären Veränderungen, wankten philosophische Positionen, bröckelten oder barsten Weltbilder, in denen gesellschaftliche Beziehungslosigkeit, Inaktivität und Weltbetrachtung miteinander verbunden gewesen waren. Ein komplizierter Prozeß weltanschaulicher Revisionen setzte ein. Ohnmacht und Verzweiflung wichen der wachsenden inneren Verpflichtung, den Menschen in seiner gesellschaftlichen Sphäre zu sehen, nicht illusionär, wirklichkeitsfremd, sondern in

<sup>18</sup> Ebenda: S. 87.

<sup>19</sup> Stefan Zweig: Die Welt von gestern. Wien 1948. S. 233.

seinem Kampf um die menschenwürdige Existenz. Die Gestalt des Jakob Mendel legt hierfür Zeugnis ab: Er unterliegt nicht dem Schicksal, er unterliegt der sich gegen ihn kehrenden inhumanen Macht.

In Jakob Mendel sind Wissen und Leben, Geist und Tat scharf getrennt. Seine geistige Produktivität ist der Entfremdung unterworfen; je größer seine Weltabgeschiedenheit, um so geringer seine Erkenntnisfähigkeit, mit seiner geistigen Stärke dem Leben zu dienen, es zu durchschauen. Zweig erkennt, daß Freiheit im Geistigen, „unaktivistische Gelassenheit“<sup>20</sup>, den Ungeist nicht zu bannen vermag. Geist, der sich nicht in der Tat bewährt, geht unter; Geist, der nicht um Macht ringt, Macht ist, versagt vor den geistwidrigen Gewalten. In einer dem Menschen feindlichen Umwelt kann Jakob Mendel seine eigentlich schöpferischen Potenzen nicht entfalten. Er lebt und wirkt an seiner Selbstentfremdung, ohne zu wissen, daß sie ihm aufgezwungen von den Verhältnissen. Sie wirken aber ebenso an der Entfremdung Mendels von den Menschen. Stefan Zweig weiß: Alleinsein bedeutet ohnmächtig sein, ohne Widerstandskraft, ausgeliefert. Mendels Zerstörung ist das Werk der inhumanen Kräfte, weil die Zerstörung ihr Prinzip ist, deshalb klagt er sie an, erhebt er seine Stimme für eine Zeit, in der die Deformierung des Menschen aufgehoben ist durch das weltweite Wirken des Geistes, der Vernunft.

Stefan Zweig ist bis zu dieser Anklage vorgestoßen und hat damit den ersten Schritt zur Aufhebung der Trennung von individuellem Sein und gesellschaftlichem Bewußtsein getan, obwohl er die gesellschaftlichen Kräfte, die Mendels Tod verursachten, nicht unmittelbar angreift. Zu dieser Konsequenz ist er auch in seinen späteren Werken, die bereits unter dem Widerschein des Faschismus geschrieben wurden, nicht vorgestoßen. Sein Jakob Mendel bleibt einsam, ohne mitmenschliche Beziehungen. Indem der Schriftsteller aber hervorhebt, in welche Grenzen sich das Individuum gestellt sieht, die es nicht überschreiten darf, verdeutlicht er dessen soziale Position und fordert — indirekt — eine Veränderung zu deren Gunsten.

Die Gestalt Jakob Mendels ist ein Schlüssel zu Stefan Zweigs Gedankenwelt: die Erzählung nimmt tragisch voraus, was sich mehr als ein Jahrzehnt später ereignet: Stefan Zweigs Untergang. Seine Geistigkeit weicht der Barbarei ohne Kampf.<sup>21</sup> Obgleich ihm der schwere Weg der gesellschaftlichen Umgestaltung

<sup>20</sup> Ebenda: S. 406. f. (in bezug auf sich selbst geäußert.)

<sup>21</sup> Aufschlußreich ist ein Brief *Thomas Manns* zur Haltung Stefan Zweigs: „...Der Vereigte war ein Mann von unbedingter und radikaler pazifistischer Anlage und Überzeugung. In dem gegenwärtigen Kriege, den man herbeisehnen mußte, und der nur durch eine Schändlichkeit wie «München» aufgeschoben werden konnte, einem Kriege, der geführt wird gegen die infernalischsten, zum Frieden unfähigsten Mächte, die je versucht haben, das Menschenleben nach ihrem Bilde zu gestalten, — hat er nie etwas anderes gesehen, als eben einen Krieg, ein blutiges Unglück und eine Verneinung seines Wesens. . . War er sich keiner Verpflichtung bewußt gegen die Hunderttausende, unter denen sein Name groß war, und auf die seine Abdankung tief deprimierend wirken mußte? Gegen die vielen Schicksalsgenossen in aller Welt, denen das Brot des Exils ungleich härter ist, als es ihm, dem Gefeierten und materiell Sorglosen war? Betracht-



bewußt, lehnte er für sich den Kampf ab.<sup>22</sup> Dennoch sehen wir in ihm einen unablässigen humanistischen Verfechter jener von ihm erträumten und erhofften menschlicheren Zeit, die sich uns erfüllt.

tete er sein Leben als reine Privatsache und sagte einfach: «Ich leide zu sehr. Sehet ihr zu. Ich gehe»? Durfte er dem Erzfeinde den Ruhm gönnen, daß wieder einmal Einer von uns vor seiner «gewaltigen Welterneuerung» die Segel gestrichen, Bankrott erklärt und sich umgebracht habe? Das war die vorauszusehende Auslegung dieser Tat und ihr Wert für den Feind. Er war Individualist genug, sich nicht darum zu kümmern...“. In: *Thomas Mann: Briefe 1937–1947*. S. Fischer Verlag 1963. S. 280 f.

<sup>22</sup> „...Ehe ich aus freiem Willen und mit klaren Sinnen aus dem Leben scheidet, drängt es mich, eine letzte Pflicht zu erfüllen: diesem wundervollen Lande Brasilien innig zu danken, das mir und meiner Arbeit so gut und gastlich Rast gegeben. Mit jedem Tage habe ich dies Land mehr lieben gelernt, und nirgends hätte ich mir mein Leben lieber und von Grund auf neu gebaut, nachdem die Welt meiner eigenen Sprache für mich untergegangen ist und meine geistige Heimat Europa sich selber vernichtet.

Aber nach dem sechzigsten Jahre bedürfte es besonderer Kräfte, um noch einmal neu zu beginnen. Und die meinen sind durch die langen Jahre heimatlosen Wanderns erschöpft. So halte ich es für besser, rechtzeitig und in aufrechter Haltung ein Leben abzuschließen, dem geistige Arbeit immer die lauterste Freude und persönliche Freiheit das höchste Gut dieser Erde gewesen.

Ich grüße alle meine Freunde! Mögen sie die Morgenröte noch sehen! Ich, allzu Ungeduldiger, gehe ihnen voraus. Petropolis, 22. Februar 1942.“

In: *F. C. Weiskopf: Unter fremden Himmeln*. Berlin, 1948. S. 41.

GYULA SZANYI

**DAS TRAUMMOTIV IN LOUIS FÜRNBERGS DICHTUNG**



Blättert man in den Gedichtbänden Louis Fürnbergs, fällt auf, wie oft das Wort Traum in verschiedenen Zusammenhängen, entweder als Inhalts- oder als Formelement, dem Ausdruck dichterischer Gedanken dient. Der Traum und das Träumen sind bei näherer Analyse nicht einfache, man könnte sagen konventionelle Stilmittel (Gleichnis, Metapher, Symbol), also Träger der dichterischen Aussage, sondern sie werden zum Thema, zum Stoff. Der Dichter verwendet sie nicht, um mit ihrer Hilfe seine Gefühlswelt in Worte zu fassen, sie verkörpern für ihn die Antithese dessen, was laut des allgemeinen Wortgebrauchs die Realität bezeichnet. Die Dialektik von Wirklichkeit und Kunst spiegelt sich im Gegensatz von Leben und Traum, von Erlebtem und Erträumtem wider. Wenn Goethe diesen Gegensatz als den von Dichtung und Wahrheit empfand, läßt sich Fürnbergs Erfahrung als die Einheit von Traum und Tat erfassen.

Das Traummotiv ist bei Fürnberg keineswegs eine statische Erscheinung, die in allen Fällen mit demselben Gefühlsbereich des Dichters in Einklang gebracht werden kann. Es ist Wandlungen unterworfen, Umwertungen, und mit seinem Gegenpol, dem wirklichkeitstreuen Erlebnis konfrontiert, bis es zur endgültigen Einheit von Traum und Tat wird. Die Wandlungen des Motivs in Fürnbergs Dichtung lassen sich auf seine *weltanschauliche* Entwicklung zurückführen, die zur Klärung seiner *ästhetischen* Ansichten beitrug. Dadurch erhält der Begriff des positiven, befruchtenden Traumes seinen Platz in der realistischen Poesie.

Die vorliegende Arbeit setzt sich das Ziel, diesen Wandlungen im Werdegang des Dichters nachzugehen und das Wesen des Motivs in seinen inhaltlichen und formellen Zusammenhängen zu klären.

## 1.

*Der Bruder Namenlos*, die poetische Autobiographie Fürnbergs, die den Untertitel *Ein Leben in Versen* trägt, ist ein aufschlußreiches Dokument über sein Lebensgefühl und seine Gedankenwelt. Seine Beziehungen zur spätbürgerlichen Lyrik prägten sein dichterisches Antlitz. Das Erbe seiner bürgerlichen Herkunft belastete ihn. Der junge Dichter, gebürtig aus dem Gebiet der ehemaligen

österreichisch-ungarischen Monarchie, beginnt, dem Zeitgeist huldigend, seinen Einzug in die Literatur auf den Spuren seiner unmittelbaren Umwelt, auf den Spuren jener Traditionen (Prag und Wien), deren Einwirkung er ausgesetzt ist. Der Weg Louis Fűrnb ergs führt in gesellschaftlicher Hinsicht vom Kleinbürgertum zur Arbeiterklasse, in künstlerischer Hinsicht von der bürgerlichen Dekadenz zum sozialistischen Realismus. In die Zeit seiner Entwicklung fallen historische Ereignisse, die Meilensteine sind: der antifaschistische Kampf in der Tschechoslowakei der dreißiger Jahre, der zweite Weltkrieg, der Sieg der Sowjetunion, die Diktatur des Proletariats in der Tschechoslowakischen Republik, der Aufbau des Sozialismus in der Deutschen Demokratischen Republik. Fűrnb erg mußte eine Wand durchbrechen, die Schranken seiner Klasse überwinden, um den Weg zum Volk, zur Arbeiterklasse zu finden. Viele seiner Zeitgenossen versagten, als ihre Tätigkeit auf diesen Widerspruch stieß. Nur diejenigen Dichter und Schriftsteller fanden ihren Platz an der Seite des Volkes, der Arbeiterklasse, die selbst Klassenkämpfer wurden. Egon Erwin Kisch, F. C. Weiskopf und Louis Fűrnb erg haben diesen Weg beschritten. Diejenigen aber – Franz Werfel, Max Brod –, die sich von der bürgerlichen Ideologie nicht trennen konnten, isolierten sich von den Volksmassen.

Fűrnb erg schildert die entscheidenden Jahre seiner politischen und weltanschaulichen Entwicklung wie folgt: „In der Fabrik erlebte ich einen Streik, nun sah ich zum erstenmal, wie die Reformisten den Streik abwürgten. Das war 1924 oder 1925; die in der sozialistischen Jugend wollten mich nicht, für sie war ich Opposition. Sie schlossen mich aus. 1927 las ich zum erstenmal das «Kommunistische Manifest» und Lenins «Staat und Revolution» . . . 1928, nach dem Roten Tag, den ich in Prag miterlebte, wurde ich in die Kommunistische Partei aufgenommen.“<sup>1</sup> Mit 19 Jahren fand er die Menschen und Genossen, mit deren Kampf er sich für sein ganzes Leben vereinigte. Sein Beitritt zur Kommunistischen Partei ist der Wendepunkt seiner weltanschaulichen Entwicklung, aber keineswegs der seiner künstlerisch-schriftstellerischen. Es war leichter, sich von den politischen Ansichten seiner Klasse zu befreien, als mit dem künstlerischen Erbe des Bürgertums zu brechen.

Aus welchen Quellen nährt sich seine Neigung zur Literatur und Musik? Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß sich die tiefsten Eindrücke und literarischen Erlebnisse Fűrnb ergs an die Wiener und Prager Traditionen knüpfen. Er lebte im Kraftfeld jener spätbürgerlichen Blütezeit, die vor allem der Name Rilke markiert, zu dem er als Jüngling nach Château de Muzot-sur-Sierre wallfahrte, wie zu einem Propheten. „Die außerordentliche literarische Betriebsamkeit im Prag des ersten Jahrzehnts nach der Jahrhundertwende hat auch ihn noch erreicht und geformt, wenn auch erst zu einer Zeit, da die großen Gestalten jener Dichtungsbewegung längst andernorts lebten. Es ist nicht

<sup>1</sup> L. Fűrnb erg: Lebenslauf. In: Der Menschheit Träumer und Soldat, Louis Fűrnb erg. Weimar 1959. S. 11.

nötig, hier an Namen zu erinnern; Kafka und Rilke, Werfel und Brod mögen für viele stehen. Sie waren alle Bürger; im Prag jener Jahre hat ja die spätbürgerliche Literatur in Deutschland noch einmal einen großen und wesentlichen Gipfelpunkt erreicht, zusammen mit der gleichzeitigen und verwandten Bewegung in Wien.“<sup>2</sup>

Fürnberg kam zwanzigjährig nach Prag, wo er in den literarischen Kreisen der deutschsprachigen Schriftsteller solchen prominenten Gestalten wie Karl Kraus und Franz Werfel begegnen konnte. Seine eigene Bibliothek legt Zeugnis davon ab, daß er sich dem Einfluß der Dichtungen von Georg Trakl nicht entzogen hat. Die Problematik des Künstlers in der spätbürgerlichen Zeit, deren künstlerische Wiedergabe in Thomas Manns „Tonio Kröger“ zu lesen ist, läßt ihn nicht unberührt, auch nicht Rilke, sein frühes Vorbild, mit dem er sich Zeit seines Lebens auseinandersetzte. Der junge Rilke des „Stundenbuches“ war ihm durch lange Jahre Inspiration, ohne eine pressende Fessel gewesen zu sein. Fürnberg hatte die Kraft, Rilkes Ansichten entgegenzuwirken. Er geht zu großen Vorbildern in die Schule, findet aber bei ihnen keine Beruhigung, keine Antwort auf die Frage, die ihm seine Existenz stellt: «Welchen Weg willst du als Dichter beschreiten?»

Obwohl Fürnberg 1928 in politischer Hinsicht Stellung genommen hat, fand er die Sprache des Volkes, für das er schreiben wollte, noch nicht. Er wurde nicht von einem Tag zum andern ein sozialistischer Lyriker, er mußte einen harten Kampf führen gegen sich und gegen die ihn belastende bürgerliche Ästhetik und ihren dichterischen Niederschlag. Im politischen und ideologischen Kampf hat er sein Talent ohne Vorbehalt der Arbeiterklasse gewidmet, aber in seiner dichterischen Praxis konnte er zu dieser Zeit seine Gefühlswelt mit dem Bewußtsein noch nicht in Einklang bringen. Sehr charakteristisch für seinen damaligen Standpunkt ist das Bekenntnis, das er in einem kurzen Prosastück ablegt. Er las seinen Freunden, unter denen sich auch Julius Fučík befand, Gedichte vor: „Ich glaubte vorher entschuldigen zu müssen, daß es keine politischen Gedichte waren, sondern persönliche, intime. Fučík unterbrach mich unwillig: «Warum entschuldigst du dich?» sagte er, «wenn du einen Unterschied machst zwischen den politischen und den privaten, glaub ich dir beide nicht.» Es wurde darüber gestritten; ich fühlte mich gekränkt. Später lernte ich einsehen, wie recht er hatte.“<sup>3</sup> Die Szene spricht für sich. Der junge Fürnberg dient noch zwei Musen: einer privaten und einer kollektiven, und er versteht die wahre Funktion der Dichtung nicht eindeutig. Er mußte durch die Hölle des Faschismus und der Emigration wandern, um zu sich selbst zu finden. In diesem tiefen Erleben reifte seine Dichtung und trug zur Klärung seiner ästhetischen Ansichten bei.

<sup>2</sup> S. H.: Notizen. Aufbau 7/1957. S. 108.

<sup>3</sup> L. Fürnberg: Eine Fučík-Erinnerung. Das Jahr des vierblättrigen Klees. Berlin 1960. S. 139.

Im *Bruder Namenlos* gestaltet Fürnberg seine dichterische Entwicklung reflexiv nach. Im Poem verhält sich der Dichter kritisch zu seiner Jugendliturgie, durch die Brille des reifen Dichters gesehen schildert er sein Irren auf den Wegen der spätbürgerlichen Lyrik. Seine Aufrichtigkeit kann man nicht bezweifeln, so daß das Poem über das Schaffen jener Jahre wertvolle Aufschlüsse gibt.

Das oft quälende Nacherleben des spätbürgerlichen Weltbildes ist ein Hauptthema seiner frühen Dichtung. Es ist kein individuelles Weltbild, sondern ein Weltbild, in dem die Lebenserfahrungen einer ganzen Generation angesammelt sind. Der junge Dichter reagiert empfindlich auf die Reize der zeitgenössischen Strömungen, ohne sich ihnen endgültig verbindlich zu machen, er sucht die passende Ausdrucksweise, als er den Weg der Vorfahren einschlägt. Das Gefühl der Isolierung und Vereinsamung bildet den Grundton seiner Dichtung, den die Halbtöne der Beklemmung, Trauer, Flucht in den Rausch und Traum färben. Fürnberg beschreibt Erlebnisse, die aber meistens nicht seine eigenen Erlebnisse sind, sondern Destillate seiner Lektüren:

Vor dem Spiegel spielte ich mit Masken  
Und der Spiegel spiegelte Grimassen  
und der Morgen sah in meine blassen  
Züge und ich spürte wie mich fro...

Und ich war so schal wie alle Tage  
und ich fühlte, wie ich mich verlor.<sup>4</sup>

Schmerz und Zauber „der großen Einsamkeit“ berührt Fürnberg immer wieder. Bald ist ihm die Einsamkeit eine fast untragbare Last, bald das heilige Privileg des Künstlerdaseins. In bitteren Augenblicken des Lebens, als die grausame Wirklichkeit seine Traumwelt zertrümmert, als er sich unbeholfen und verlassen fühlt, flieht er zu Rilke:

Dann aber ist die Zeit der großen Einsamkeit.  
Es rinnen Tränen über deine Wangen.  
Mit deinem Dichter fragst du voll Verlangen:  
„Wohin ist er, der Eine, hingegangen?“ –  
du rufst nach ihm, – doch er ist viel zu weit...

...Wie dir der Alltag um die Schläfen tost,  
die blaugeädert sich nach Stille sehnen...

<sup>4</sup> L. Fürnberg: *Der Bruder Namenlos*. Berlin 1957. S. 15.

...du wirst dich nie an sein Geräusch gewöhnen...  
und lustverstrickt dem Leisen und dem Schönen,  
suchst du in einem Stundenbuch dir Trost...<sup>5</sup>

Schwermut, Trauer, Einsamkeit sind aber nicht nur der zeitgenössischen bürgerlichen Lyrik entlehnte Momente, sondern grundlegende Komponente in dem Lebensgefühl des jungen Fürnberg. Seine gesellschaftlichen Erfahrungen entwachsen einem ähnlichen Boden, wie die seiner Vorbilder. Die Unordnung der kapitalistischen Gesellschaft, die Spannung der Klassengegensätze, die sozialen Verhältnisse der Zeit bilden die Grundlage jener Unbeholfenheit und Ausweglosigkeit, denen er zum Opfer fällt. Er hegt und pflegt erhabene Ideale vom Leben und von der Kunst, mit denen aber die Wirklichkeit Tag für Tag Spott treibt. Das Ideal eines edlen Humanismus, einer verklärten Kunst scheidet an den Klippen der kapitalistischen Welt.

Aber es schleudert uns auf die Fluren  
und wir sind dem Verhängnis geweiht  
und unter Larven und unter Lemuren,  
tröstet uns nur die Vergänglichkeit.

Und wir flüchten, so oft wir reisen,  
alles entgleitet uns, da uns nichts hält,  
sauren Wein und verdorbene Speisen  
trägt uns der Tisch einer geizenden Welt.<sup>6</sup>

Die Dichtung wird für ihn eine Möglichkeit der Flucht: Flucht in den Rausch, in den Traum, in die Vergangenheit. Traum verkörpert für den jungen Fürnberg das Bereich, in das er sich vor den quälenden Fragen des Daseins verstecken kann. Entmutigt, gelähmt hat er nicht mehr die Kraft, der Wirklichkeit in die Augen zu schauen, der scheinbaren Sinnlosigkeit des Daseins zu trotzen:

Nun hat er seine Augen zugetan.  
Nun weiß er nichts mehr. Ist dem Tag entrückt.  
Und lauscht entzückt  
den Klängen, die aus blauen Fernen nah'n...

Und seine Kindheit sieht ihn lächelnd an  
mit Knospen-Schmerzen, wie er sie gepfückt,  
mit Silberspangen, wie er sie geschmückt,  
der träumespielende Sebastian...<sup>7</sup>

<sup>5</sup> Ebenda. S. 42.

<sup>6</sup> Ebenda. S. 34.

<sup>7</sup> Ebenda. S. 28.



Die Gestalt Sebastians, die blaue Ferne, die Erinnerung an die Kindheit sind unverkennbar Traklsche Reminiszenzen. Sie kennzeichnen den Inhalt seiner Träume. Aber Fürnberg lernt vom Expressionismus, nicht nur sehen und fühlen, sondern auch gestalten und sich ausdrücken. Und das ist für seine spätere Entwicklung viel wichtiger:

Also flackerten die Kerzen und tropften  
Tränen aus Wachs oder Engelsflügel  
über den Rand des silbernen Leuchters.  
Schaumwein perlte. Zärtliche Stimme  
flüsterte Verse...

...Vor dem Fenster der mondblaue Schnee...  
Träume... Und sinken und sich verlieren  
und nichts mehr wissen und fühlen und schreiben  
und Nachtwind in silbernen Harfensaiten  
und Cellosummen...<sup>8</sup>

Die Bilder, die sich im Gedicht aneinanderreihen, beschwören eine Traklsche Stimmung herauf. Nicht nur die Ausdrücke des Sinkens, Sich-Verlierens, die beliebten Farbenbezeichnungen, wie mondblau, silbern, diese kalten Farben tragen dazu bei, sondern auch die sprachliche Gestaltung: der abgehackte Satzbau, die unflektierten Verben und die Monotonie des sich schonungslos wiederholenden „und“.

In einem anderen Gedicht des Zyklus nennt Fürnberg seine Träume bei den Namen Schönheit, Liebe, Ruhm, Genuß, Damen im Reifrock, Herren mit Degen, stolze Pfauen, goldene Fasane usw. Das ist eine Welt der Vergangenheit, eine Welt der Pracht und exklusiver Schönheit, ein Surrogat der Wirklichkeit. Was das Leben dem Dichter verweigert, sucht er im Bereich der Träume zu schaffen. Diese Traumwelt hat aber mit der gegenwärtigen Wirklichkeit nur insofern zu tun, als daß sie sich von ihr abkehrt. Tote Träume sind sie, wie Fürnberg sagt. Der Dichter ist ein Träumer, der nach den Chimären jagt. Im Gedicht *Schwere Stunde* erklingen kritische Stimmen gegen diese sterile und vergebliche Betrachtungsweise:

O wie haben wir die Zeit verschwendet!  
Wirklichkeiten schienen uns Chimären.  
Und vom Glanz des eignen Worts geblendet  
träumten wir, Chimären zugewendet,  
so als ob sie Wirklichkeiten wären.<sup>9</sup>

<sup>8</sup> Ebenda. S. 27.

<sup>9</sup> L. Fürnberg: Hölle, Haß und Liebe. Berlin 1960. S. 35.

Die tieferen Zusammenhänge der gesellschaftlichen Erscheinungen bleiben dem bürgerlichen Dichter im Dunkel verschlossen, seine Erkenntnistätigkeit ist keine adäquate Widerspiegelung der Realität. Die Welt erscheint ihm als ein unerklärbares Chaos von Phänomenen, er kann sich in ihr nicht mehr richtig orientieren. Daraus ergibt sich die magische Kraft des Wortes, der sich der Dichter gleichzeitig mit dem Verzicht auf seine Verantwortlichkeit ausliefert. Die Fetischisierung des Wortes, die kultische Anbetung der Form entfernen ihn noch weiter der Wirklichkeit.

Im *Bruder Namenlos* nennt sich Fürnberg „einen lebensmüden Träumer und Poet.“ Das Träumen ist bei ihm ein sonderbares Verhalten zur Wirklichkeit, die er zwar wahrnimmt, aber zugleich verleugnet. Sie greift mit ihrer Gesetzmäßigkeit immer wieder in sein Leben ein, doch er schreibt seine Mißerfolge dem verhängnisvollen Spiel des Schicksals zu. Dieses Verhalten ist gesellschaftlich negativ, weil ihm die Absicht der Flucht, der Verzicht auf die Lösung der Probleme zugrunde liegen:

Aber draußen wuchtet der wirkliche Schmerz!  
Furchtbar! Riesig! Hat auch dich in den Fängen!  
Du aber hast Angst ihn einzugestehen  
und machst ihn Rausch und Schlaf und Schön  
durch Opium in kleinen Mengen!  
Du willst nicht sehen!<sup>10</sup>

Für den jungen Fürnberg existieren Leben und Traum als entgegengesetzte Pole. Er meint, der Traum habe mit dem Leben nichts gemein, Leben und Traum schließen einander aus, keinen Übergang, keine Brücke gäbe es zwischen ihnen. Er betrachtet den Traum als den Gegenstand der Dichtung: er besingt seine Träume. Das harte Leben und seine Schonungslosigkeit will er nicht sehen und annehmen. Er weist es zurück, hält es von der Poesie fern. Im Zustand des Träumens, also dem Gedränge des Lebens fern, fühlt er sich erst fähig, seiner Muse zu dienen.

### 3.

Louis Fürnbergs politische Orientierung zur Arbeiterklasse lenkte seine künstlerische Tätigkeit auf neue Bahnen. Das Studium von Lenins Werken führte ihn zum Wesen und Sinn der Dichtung, er lernte seine Aufgabe, die Bedeutung seines Künstlertums kennen. Er mußte sogar seine Vorliebe zum Traum nicht aufgeben. Von Lenin lernte er, daß es auch gute, produktive Träume gibt, die den Menschen inspirieren, anstatt ihn zu betäuben. Er hat verstanden, wie Gegensätze dialektisch aufgelöst werden sollen. Eine Leistung

<sup>10</sup> Der Bruder Namenlos. S. 65.

seiner dichterischen Tätigkeit war, die Einheit von Traum und Tat gefunden zu haben.

Das im leninschen Sinne produktive Träumen ist ein oft wiederkehrendes Motiv bei Fürnberg, das allmählig zum Thema und Lebensgesetz wird. Im Gedicht *Lenin in Zürich* stellt er die Dialektik von Traum und Wirklichkeit dar:

Er ging oft am Zürichsee spazieren,  
sah im Föhn der Alpenketten Glühn,  
ohne sich in Träume zu verlieren,  
träumte er, Lenin...

eine Welt, wo sich am Blut und Schweiß  
Werkender kein Parasit besoff.  
Nahe Welt! Wie träumte da das heiße  
Herz von Uljanow.<sup>11</sup>

Lenin baut keine Luftschlösser, als er eine kommende Welt erträumt, seine Träume fußen auf der Wirklichkeit der Zeit. Diese Träume sind nicht unproduktive Spiele mit den Wirklichkeitselementen, sie sind nicht in Worte gefaßte Ausdrücke von unbegründeten Sehnsüchten oder Hoffnungen. Sie sind keine „Träume, perlend aus der Sehnsucht Kelch“, wie Fürnberg diese Art von Träumen charakterisiert.<sup>12</sup> In Lenins Träumen werden die Bilder einer besseren Zukunft, an die er fest glaubt, ins Heute projiziert. Es gibt also zweierlei Träume: einen erschlaffenden und täuschenden, den die ungebändigte Phantasie erzeugt, und einen positiven, fruchtbaren, der den Menschen zur Tat anregt:

Glücklich, ein Dichter zu sein,  
dessen Phantasien nicht Phantasien bleiben,  
dessen Träume nicht im Fieberwahn geboren werden,  
dessen Bilder nicht im Wüstenwind  
der Hoffnungslosigkeit verrinnen!<sup>13</sup>

An einer Stelle der *Novemberkantate*<sup>14</sup> stellt Fürnberg diese beiden Träume gegenüber. Er warnt den Arbeiter vor den tröstenden Träumen, die stumm machen und seine Aufmerksamkeit an das Jenseits lenken, aber er fordert ihn auf, den Traum zu träumen, „der wie Feuer loht, der sich schärft wie ein Schwert.“

Der Dichter darf erst träumen, wenn er den Traum mit der Tat zu vereinen vermag. Würde er träumen, in die Zukunft leuchtende, positive Träume sogar,

<sup>11</sup> L. Fürnberg: *Wanderer in den Morgen*. Berlin 1952. S. 21.

<sup>12</sup> Ebenda. S. 54.

<sup>13</sup> L. Fürnberg: *Echo von links*. Berlin 1959. S. 244.

<sup>14</sup> *Wanderer in den Morgen*. S. 93.

wäre seine gesellschaftliche Mission noch immer nicht erfüllt. Die *Verantwortlichkeit* des Dichters für die Massen gibt seiner Tätigkeit das positive Vorzeichen. Das Träumen ohne diese Verantwortlichkeit käme einer aristokratischen Haltung gleich und wäre einem bürgerlichen Elfenbeinturm nicht ganz unähnlich. Der positive Charakter des Traumes besteht gerade darin, daß er wirklichkeitsgebunden ist und zum Handeln bewegt. In den dreißiger Jahren, als Fürnberg an der Seite der Klassenkämpfer steht, konzipiert er den Gedanken in dem *Song von den Träumern*:

Wenn die Träumer aufmarschieren,  
ihre Träume auszuführen,  
dann ist nichts verschlafen worden  
und versäumt.  
Wer im Traum die Erde wandelt  
und im Wachsein danach handelt,  
der hat gut geträumt,  
und der ist unser Freund.<sup>15</sup>

Den richtigen Standpunkt, den er einmal eingenommen hat, betont er mehrmals in seinen Gedichten. Als Lebenserfahrung taucht die Einheit von Traum und Tat in dem Vers *Ein Lied vom Leben* wieder auf:

Wir träumen dem Leben sein neues Gesicht  
und träumen nicht nur, sondern handeln!<sup>16</sup>

Wenn Marx auf dem Gebiet der Philosophie von der Interpretation der Welt zu deren *Veränderung* vordringt, übersetzt Fürnberg diesen revolutionären Gedanken für die Poesie in der Formel vom Traum zur Tat.<sup>17</sup> Er postuliert das zielstrebige Handeln als eine notwendige Folge im Wirklichkeit-Traumkomplex. Der Traum kann erst fördernd wirken, wenn er sich mit der Tatkraft des Menschen vereint, wenn er das Vorspiel des Handelns ist. Die Traumwelt durch die Tat in die Wirklichkeit umzusetzen, das ist ein grundlegendes Prinzip in Fürnbergs Gedankengang.

Fürnbergs Träume sind nicht individuelle Bilder seiner Phantasie. In ihnen bringt er die Hoffnung und Siegeszuversicht der Arbeiterklasse zum Ausdruck. Am Ende seines im *Bruder Namenlos* geschilderten Genesungsprozesses, ruft er glücklich, wie gut es ist:

<sup>15</sup> Echo von links. S. 83–91.

<sup>16</sup> Hölle, Haß und Liebe. S. 81.

<sup>17</sup> Die essentielle Fassung von Fürnbergs Lebenserfahrung, die seinen dichterischen Werdegang als einen Weg vom Traum zur Tat summiert, stammt von Egon Erwin Kisch. Zum ersten Male abgedruckt im Nachwort zur ersten Fassung des *Bruder Namenlos*. Basel 1947.

...daß ich zu den Namenlosen reife,  
aus deren Träumen sich die Welt erneut.<sup>18</sup>

Es kann nicht genug betont werden, daß Fürnbergs Gedankenwelt tief mit den Bestrebungen des revolutionären Proletariats verwachsen ist. Seine Träume sind daher kollektiver Art, sie spiegeln die Wünsche und Ziele der Klasse wider. Er kann sich nichts wünschen, was mit den Interessen des Kollektivs nicht übereinstimmt. Mit Recht hebt Kuba in seiner Prager Rede den kollektiven Charakter von Fürnbergs Dichtung heraus.<sup>19</sup>

Die dem natürlichen Geschehen vorausseilenden Träume sind so beschaffen, daß sie, mit dem bewußten Handeln gepaart, notwendigerweise in Erfüllung gehen. Mit anderen Worten: Wenn die individuellen oder kollektiven Wünsche der Menschen in die Richtung der gesellschaftlichen Entwicklung weisen, werden sie früher oder später verwirklicht. In dieser Hinsicht kann man Fürnbergs Dichtung die Dichtung der erfüllten Träume nennen. Das Erscheinen des Traummotivs unter dem Aspekt der Erfüllung ist der Optimismus seiner Poesie. Die kommunistische Weltanschauung ist optimistisch, weil sie auf wissenschaftlichen Wahrheiten beruht, deren Gültigkeit die gesellschaftliche Praxis bewiesen hat. In der Traumerfüllung drückt sich Fürnbergs optimistisches Lebensgefühl am besten aus:

Ach, ich hab den Traum im Traum erkannt.  
Gute Träume gehen stets zu zweit:  
Unsre Träume gehen Hand in Hand  
in die morgenhelle Wirklichkeit.<sup>20</sup>

Sehen wir einige Varianten dieses Gefühls in Gedichten aus der reifen Periode des Dichters. Der Weg vom Traum über die Tat zur Wirklichkeit hat Fürnberg überzeugt, daß man den Glauben an die Zukunft nie verlieren darf. Die *guten Träume* befreien in dem Menschen Kräfte, die ihm in den kritischen Augenblicken seines Lebens unentbehrlich sind. Warum kann Fürnberg im Gefängnis der Gestapo Verse dichten? Woher schöpft er dazu die Kraft?

Unter der Erde in schimmernden Räumen  
liegen sie wach und warten und träumen,  
träumen von Blumen und träumen von Küssen,  
träumen von Tagen, die kommen müssen.<sup>21</sup>...

<sup>18</sup> Der Bruder Namenlos. S. 111.

<sup>19</sup> Kuba: Louis Fürnberg. Eine Rede. Neue Deutsche Literatur 6/1958. Den einschlägigen Gedanken formuliert Kuba wie folgt: „Privates und die allgemeine proletarische Sache bilden in Fürnbergs Dichtung eine Einheit und können sie nur bilden, weil der Mensch und die Sache eins geworden sind.“ S. 56.

<sup>20</sup> Traumlegendchen. – Wanderer in den Morgen. S. 22.

<sup>21</sup> Hölle, Haß und Liebe. S. 21.

Warum singt er im Exil über die Heimkehr, die einmal unbedingt Wirklichkeit wird?

Und meine Seele lachte: träum!,  
wir kommen alle wieder heim  
an jenem großen Heimkehrtag, der kommen muß.<sup>22</sup>

Fürnberg ist überzeugt, was heute noch ein Traum ist, wird sich morgen erfüllen. Er ist ein tätiger Mensch, der nie aufhört, für die Verwirklichung seiner Träume zu arbeiten. Er gibt sich törichten, wirklichkeitsfremden Träumen nicht hin. Sich der Wichtigkeit seiner Tätigkeit bewußt, sieht er genau, daß er den richtigen Weg eingeschlagen hat. Er hat sich von der Verzweiflung, die das Dasein und die eigentliche Lebensaufgabe mit Wolken verdunkelt, befreit. Zuversichtlich blickt er nun in die kommende Zeit:

Jeder Tag ist nun gewichtig  
und mein eigen Tun wiegt schwer.  
Meine Träume, hellgesichtig,  
dunkelt kein Verzweifeln mehr.<sup>23</sup>

Die Erfüllung seiner Träume konnte er historisch erleben. Es war ihm gegönnt, an der Verwirklichung des herrlichsten Menschentraumes mitzuwirken. „In einem nahezu zwanzigjährigen Ringen hatte er den Boden für die realistischen Traumwelten von einer großen Zukunft des Menschen bereitet. Aus dem Dichter einer Übergangszeit von der kapitalistischen Unordnung zur sozialistischen Ordnung wurde er selbst zum Hymniker dieses Neubeginns. Wofür er Zeit seines Lebens gekämpft hatte, das verwirklichte sich vor seinen Augen.“<sup>24</sup> Als tätiger Zeuge der Traumerfüllung besingt er die neue Zeit, das „Kapitel II der Weltgeschichte“, wie sie Erich Weinert nannte:

In dieser Zeit, wo alles neu beginnt  
und wo die Saaten alter Träume reifen,  
mag wer da will den Tod begreifen — —  
ich nicht!<sup>25</sup>

Fürnberg hat sich und sein Werk in den Dienst der Arbeiterklasse gestellt, er half ihr, die Zukunft zu erträumen, die Schwierigkeiten zu überwinden, die den Aufbau der neuen Gesellschaftsordnung hinderten. Als er seine menschliche und künstlerische Laufbahn einschätzt, nimmt er noch einmal Stellung zum Traum:

<sup>22</sup> Ebenda. S. 55.

<sup>23</sup> Der Bruder Namenlos. S. 105.

<sup>24</sup> Gerhard Wolf: Louis Fürnberg. Ein Leben in Versen. Berlin 1962. Eine Auswahl von Gedichten und Prosa. Herausgegeben vom Deutschen Kulturbund. S. 17.

<sup>25</sup> Alt möchte ich werden. — Wanderer in den Morgen. S. 81.

Jeder Traum, an dem ich mich verschwendet,  
jeder Kampf, wo ich mich nicht geschont,  
jeder Sonnenstrahl, der mich geblendet –  
alles hat am Ende sich gelohnt.<sup>26</sup>

Er hat das Recht erkämpft, stolz auf seine Vergangenheit zurückzublicken. Traum, Tat und Natur verschmelzen sich hier zu einer *Einheit*, sie bilden verschiedene Seiten ein und derselben Wirklichkeit. Im Nachlaß befindet sich ein Gedicht, in dem Fürnberg bestätigt, daß der Traum und das Leben in seiner Dichtung fest aneinander gebunden sind:

Was ich tat, tat ich im Dienst des Lebens!  
Nie zum Schein!  
Immer ganz dem Großen hingegeben,  
das mich nahm, als ich es einst erkannt!  
Was ich träumte, immer war mir's Leben!  
Nie hat mich das Dunkel übermannt!<sup>27</sup>

Seine Taten sind in Einklang mit seiner politisch-weltanschaulichen Überzeugung, die er nie verheimlichte, seitdem sie zur Richtschnur seiner Tätigkeit geworden. Er kann sagen, daß er der Macht der Finsternis nie unterlag. So oft er träumte, trennte er sich nicht vom Leben. Ein Träumer zu sein bedeutete ihm nicht den Verzicht auf das Leben, es war vielmehr die Bejahung eines besseren Lebens. Seine Träume gingen den großen Taten voran, weil er den Weg vom Traum zur Tat gefunden hat.

#### 4.

„Der lebensmüde Träumer und Poet“ und „der Menschheit Träumer und Soldat“ – Anfang und Ende einer dichterischen Laufbahn, für die das Traummotiv kennzeichnend ist. Fürnbergs künstlerische Haltung wird durch sein Verhalten zum Traum bestimmt. Ob diese Haltung fortschrittlich und revolutionär ist, hängt davon ab, wie sich der Dichter zur Gesellschaft seiner Zeit verhält. Wendet er sich von ihr ab und klammert sich an die Vergangenheit, so kann er sich nicht als positiv wirkender Dichter behaupten. Wenn er aber in seinen Träumen die Zukunft zu verkörpern und für sie einzutreten vermag, erfüllt er seine gesellschaftliche Sendung. So läßt sich Fürnbergs Lebenserfahrung formulieren.

Das Traummotiv nimmt bei Fürnberg einen zentralen Platz ein. Es ist vielleicht mehr, als nur ein Thema, es ist oft ein Schlüssel zu seiner Ästhetik. Er hat den Traum der bürgerlichen Dekadenz entrissen und eroberte ihn für die sozialistische Dichtung.

<sup>26</sup> Ebenda. S. 5.

<sup>27</sup> L. Fürnberg: Lebenslied. Gedichten aus dem Nachlaß. Berlin 1963. S. 92.

BERNHARD ALBERT

**DAS PROBLEM DER LITERARISCHEN GESTALTUNG DES HELDEN  
UNSERER TAGE — BEMERKUNGEN ZU ERWIN STRITTMATTERS  
NEUESTEM ROMAN „OLE BIENKOPP“**





„Was ist ein Dorf auf dieser Erde“? fragt Erwin Strittmatter in seinem neuen Roman „Ole Bienkopp“<sup>1</sup> und versucht Antwort zu geben: „Es kann eine Spore auf der Schale einer faulenden Kartoffel oder ein Pünktchen Rot an der besonnenen Seite eines reifenden Apfels sein.“ (7) Mit diesem einprägsamen Bild beginnt Strittmatter die künstlerische Auseinandersetzung mit der Entwicklung der Landwirtschaft in der Deutschen Demokratischen Republik in den Jahren 1950–1960.

Nach der Niederschlagung des Hitlerfaschismus im Jahre 1945 brachte im Osten Deutschlands die demokratische Bodenreform die historisch notwendige Auseinandersetzung mit den Großgrundbesitzern sowie deren ökonomische Entmachtung. 2,2 Millionen Hektar Land wurden im Herbst 1945 an 559 089 Bodenbewerber verteilt und damit 210 276 Neubauernwirtschaften mit einer durchschnittlichen Größe von 8,1 Hektar geschaffen.<sup>2</sup>

Die Bodenreform in der damaligen sowjetischen Besatzungszone und späteren Deutschen Demokratischen Republik fand zum Beispiel in Otto Gotsches Roman „Tiefe Furchen“ und in Benno Voelkners chronikartig gehaltenem Roman „Die Bauern von Karvenbruch“ ihre literarische Würdigung, während Erwin Strittmatter sich im Roman „Tinko“ mit den Problemen des Dorfes in der Zeit nach Abschluß der Bodenreform bis zur Einrichtung der ersten Maschinenausleihstationen (MAS) 1949 beschäftigte und damit sehr erfolgreich war.<sup>3</sup>

Die Veränderung der Struktur der Landwirtschaft in der Deutschen Demokratischen Republik ließ um 1950 unter fortschrittlichen Neubauern in zunehmendem Maße den Wunsch nach Zusammenschluß zu Produktionsgemeinschaften laut werden, wobei vor allem an die Nutzbarmachung moderner Technik auf größeren Flächen gedacht wurde. Dieser Thematik widmeten sich bisher neben

<sup>1</sup> *Erwin Strittmatter: Ole Bienkopp.* Berlin, 1963. (Alle im Text in Klammern gesetzten Seitenangaben beziehen sich auf diese Ausgabe.)

<sup>2</sup> *Meyers Neues Lexikon.* Bd. 1. Leipzig, 1961. S. 893.

<sup>3</sup> *Otto Gotsche: Tiefe Furchen.* Halle/Saale 1960.; *Benno Voelkner: Die Bauern von Karvenbruch.* Berlin, 1960.; *Erwin Strittmatter: Tinko.* Leipzig, o. J.

anderen Helmut Baierl mit seiner Komödie „Frau Flinz“ sowie Herbert Nachbar mit dem Roman „Die Hochzeit von Länneken“.<sup>4</sup>

Der Geschehensablauf des Romans „Ole Bienkopp“ erstreckt sich über einen Zeitraum von ungefähr zehn Jahren, etwa von 1950 – 1960. Die zentrale Figur ist der fünfzigjährige Ole Bienkopp, mit richtigem Namen Ole Hansen.

Seine Eltern – der Vater gottesfürchtiges SPD-Mitglied und Hauemeister im Walde des Junkers, die Mutter sehr gutmütig – hinterließen ihm ein kleines Anwesen im Dorfe Blumenau, wo er auch kurz vor dem Machtantritt der Faschisten die Fischerstochter Anngret Anken heiratete. Kleinbürgerliches Streben nach relativer Selbständigkeit ließ Ole von seiner Jugend an bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges sich der Bienenzucht hingeben, die ihm auch den Namen „Bienkopp-Bienkopf“ einbrachte, da sich einmal ein Bienenschwarm auf seinen Kopf setzte und er damit durch das Dorf lief. Leitfigur für Ole ist der Kommunist Anton Dürr, der ihn von seiner kleinbürgerlichen Besitzerideologie abbringen möchte. Zwar hilft ihm Ole bis 1933 bei der Durchführung von Versammlungen und beim Verteilen von Flugblättern, aber erst der faschistische Terror und Antons Untertauchen in die Illegalität lassen Ole nachdenklich werden, so daß er von 1933 – 1939 mit seiner Frau zurückgezogen lebt und sich von den Faschisten nicht betören läßt. Im faschistischen Raubkrieg zur Hitlerwehrmacht eingezogen, trifft Ole während eines Urlaubs im Wald nahe des Dorfes Anton, der ihn auffordert, seine antifaschistische Haltung zu beweisen. In der Sowjetunion versucht Ole zu den sowjetischen Truppen überzulaufen, wird aber dabei überrascht, vor ein Kriegsgericht gestellt und zu Festungshaft verurteilt. Nach seiner Befreiung durch die Sowjetarmee kehrt Ole in das heimatliche Blumenau zurück und findet sein Anwesen vom Kriege zerstört.

Gemeinsam mit Anton Dürr und anderen Genossen hilft Ole, das Leben im Dorf wieder zu normalisieren, die Bodenreform durchzuführen und die Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe (VdgB) aufzubauen, zu deren Vorsitzenden er gewählt wird.

Anton Dürres jäher Tod – das Werk reaktionärer Kräfte im Dorf – stellt Ole vor eine schwere Aufgabe: Es gilt, Antons Vermächtnis, die Gründung einer „Neuen Bauerngemeinschaft“, zu verwirklichen.

Nur eine kleine Schar ist es, die Ole in das Haus des verstorbenen Freundes zur Gründungsversammlung einlädt, aber er ist trotz der ungeheueren Schwierigkeiten optimistisch. Auch die fortgesetzte Treulosigkeit seiner Frau und ihre Republikflucht können ihn nicht daran hindern, das Begonnene zielstrebig fortzusetzen, zumal er weiß, daß Anton Dürr bei seinen Überlegungen und Entscheidungen selten irrte. Neben dem Konflikt mit seiner Frau sieht sich

<sup>4</sup> *Helmut Baierl*: Frau Flinz. Berlin, 1961.; *Herbert Nachbar*: Die Hochzeit von Länneken. Berlin, 1960.

Ole Bienkopp vor die Aufgabe gestellt, die Mitglieder der „Neuen Bauerngemeinschaft“ zum kollektiven Denken und Handeln zu erziehen.

Menschen wie Hermann Weichelt, der sehr fromm ist und in der Genossenschaft eine „Gemeinde der Gerechten“ sieht, oder Franz Bummel, der nicht nur dem Skatspiel, sondern auch der Pferdezucht huldigt, wollen verschieden angepackt und gelenkt werden. Alle diese Probleme führen jedoch nicht zu solchen Konflikten, wie er sie mit bürokratischen und dogmatischen Vertretern der staatlichen Verwaltung und der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) auszufechten hat. Die altjüngferliche Bürgermeisterin Frieda Simson, behaftet mit Schlagwortwissen und Kälte im Umgang mit Menschen, ist nur darauf bedacht, bei ihren Vorgesetzten einen guten Eindruck zu hinterlassen, was zu Engstirnigkeit und Praktizismus führt. Auch der noch junge SED-Kreissekretär Wunschgetreu findet erst durch die Auseinandersetzungen mit Ole Bienkopp zu wissenschaftlichen Leitungsmethoden und zu einem besseren Verhältnis der ihm anvertrauten Menschen. Unter Bienkopps sachkundiger Leitung wächst die LPG, finden Menschen wie der alte Genosse Karl Krüger zu ihr, der Anton Dürrs Arbeit an Oles Seite fortsetzt. Ole Bienkopp fühlt sich auch im persönlichen Leben wieder froh, denn er liebt die junge Geflügelzüchterin Märtke Mattusch, die ein Kind von ihm erwartet.

Oles Eigensinn sowie eine Intrige der Bürgermeisterin Simson gegen ihn führen schließlich in einer dramatischen Szene gegen Ende des Romans zu Bienkopps Tod.

Bereits diese kurze Skizzierung des Geschehensablaufes läßt die Vielschichtigkeit der von Erwin Strittmatter erfaßten gesellschaftlichen Wirklichkeit auf dem Lande deutlich werden. Auf zwei Probleme soll nun näher hingewiesen werden:

1. Die literarische Widerspiegelung der Rolle der Partei im Roman;
2. Ole Bienkopps Kampf um die Durchsetzung des Neuen in Blumenau.

1. Durch Rückblenden in die Zeit vor 1945 wird das revolutionäre Wirken des Kommunisten Anton Dürr sinnfällig gemacht. So zum Beispiel seine Agitation unter der Landbevölkerung gegen den Faschismus, die Aussprachen mit dem Eigenbrötler Ole Bienkopp, schließlich seine Unterhaltung mit Ole während des zweiten Weltkriegs. Es ist deshalb verständlich, daß Anton Dürr nach Durchführung der Bodenreform den „Stein der Weisen“ (18) für die landwirtschaftliche Produktion sucht. Als Waldarbeiter kämpft er gegen Holzschiebungen des Försters Flunker, der besonders Sägemüller Ramsch mit dem so wertvollen Rohstoff versorgt und – von Dürr dabei ertappt – schließlich nach Westdeutschland flieht. Dürrs Häuschen am Waldrand ist das poli-

tische Zentrum des Dorfes, jeder findet hier Rat und Hilfe. Außerdem hält Dürr während der Frühstückspause im Wald "Sprechstunden" (17) ab, in denen er sich mit Genossen und anderen Dorfbewohnern berät.

Die führende Rolle der Partei ist aus solchen Details zu erkennen.

Reaktionäre Kräfte wie Sägemüller Ramsch und Altbauer Serno versuchen, den Entwicklungsprozeß, den sie nicht verhindern können, zumindest zu hemmen. Sie schrecken dabei auch nicht vor einem Mord zurück, wie Anton Dürrs früher Tod beweist.

An Dürrs Grab spricht der Kreissekretär der SED, der ehemalige Kutscher Karl Krüger, die gedenkenden und mahnenden Worte: „Er wurde von edler Unruhe getrieben und säte edle Unruhe aus. Hat er umsonst gesät? Das liegt bei uns. Laßt uns unruhig sein in seinem Sinne.“(25)

Ole Bienkopp versucht mit all seinen Kräften, die Genossen des Dorfes dafür zu gewinnen, das Vermächtnis Anton Dürrs zu erfüllen. In Antons Frau Emma hat er dabei eine auch durch den Tod ihres Mannes nicht gebrochene Genossin zur Seite.

Karl Krügers Arbeitsstil ist unbürokratisch. Im Roman heißt es: „Man tadelte Krügers Arbeitsstil, denn er ließ zu jeder Tages- und Nachtzeit Besucher vor. «Wer zu mir kommt, den drückt's doch wo!» war Krügers Antwort.“ (251) Immer bestrebt, sein Wissen zu erweitern, konsultiert er Fachleute, läßt sich beraten und besitzt Mut genug, nichts wider seine bessere Überzeugung zu tun, auch wenn es sich um Anweisungen vorgesetzter Dienststellen handelt: „Nicht nur, daß Krüger den Bauern bei der Jarowisation des Getreides freie Hand ließ, nein, die Fachleute brachten ihn so weit, daß er das fast lebenswichtige Quadratnestpflanzverfahren beim Kartoffelanbau gröblichst unterschätzte. «Meinetwegen pflanzt im Dreiecksverfahren, aber erhöht die Erträge!» sagte Krüger und kannte kein Erbarmen.“ (252)

Unüberhörbar ist die Kritik, die Strittmatter damit an Dogmatikern aller Schattierungen übt, denen schöpferisches Herangehen an die zu lösenden Probleme fremd ist und die sich hinter Verordnungen verschanzen.

So muß denn auch Krügers Nachfolger Wunschgetreu die bittere Erfahrung machen, daß sporadisches und kampagnemäßiges Vorgehen nicht zu echten Erfolgen führt. Er überwindet die Periode des "schwarzen Diariums" (329), in das die „unliebsamen Diskussionen“ eingetragen werden und mit dem man eine ungeheuerere psychologische Wirkung ausüben kann. Schaut der junge Parteifunktionär anfangs auf den alten Genossen Krüger etwas herab, so ist er schließlich doch ehrlich genug, sich einzugestehen, daß zu wissenschaftlichen Leitungsmethoden mehr gehört als nur das Bestreben, immer im guten Licht zu erscheinen. Wird bei Wunschgetreu ein notwendiger Wandlungs- und Entwicklungsprozeß deutlich, so zeichnet Strittmatter in der Bürgermeisterin Frieda Simson eine jener farblosen Gestalten, die mangelhaft entwik-

keltes eigenes Denk- und Urteilsvermögen durch praktizistisches, dogmatisches, menschenfeindliches Gebaren zu kompensieren versuchen.

Hinzu kommt noch, daß Frieda Simson als Genossin eine verhängnisvolle Rolle spielt, indem sie – unfähig, die gesellschaftlichen Entwicklungsgesetze zu erfassen – Ole Bienkopp und die junge LPG ungenügend unterstützt. Über sie schreibt Strittmatter: „Die Partei ist Frieda Simson. Andere Genossen haben größere oder kleinere Abweichungen. Was der Mustermeterstab, der in Paris in einem Keller aufbewahrt wird, für die Geometer der Welt ist, das ist Frieda Simson für die Partei in Blumenau.“ (141) In zum Teil selbstkritischer Erkenntnis muß Wunschgetreu, der die Simson in ihrer inneren Hohlheit nicht erkannte oder erkennen wollte, schließlich feststellen: «Du hast nichts gelernt... , aber nichts.»“ (424) Und dann gibt Strittmatter ein fast tragisch anmutendes Bild: „Die Simson setzt sich. Sie fällt zusammen. Ist sie schuldig, Genossen, oder sind's wir? Wie sagte man doch von Anton Dürr? Er hatte was gegen dressierte Menschen. Sie waren ihm eine traurige Unzierde des Höchsten, was die Erde bis nun hervorbrachte.“ (424) Strittmatter wendet sich an den Leser, an den Genossen, fordert ihn zum Nachdenken auf.

Der tote Anton Dürr lebt im Handeln seiner Genossen in Blumenau weiter, auch wenn sie nicht immer die gleiche politische Weitsicht wie ihr Vorbild zeigen und so diszipliniert sind.

Durch die Einbeziehung der II. Parteikonferenz der SED im Jahre 1952 in den Handlungsverlauf des Romans nimmt Strittmatter eine unbedingt notwendige Erweiterung bei der literarischen Widerspiegelung der Rolle der Partei vor, da die sonst im Roman erfolgende Beschränkung auf das Dorf Blumenau und die Kreisebene doch gewisse Schwierigkeiten bei der künstlerischen Bewältigung der gesellschaftlichen Wirklichkeit in sich birgt.

2. Der Genosse und Neubauer Ole Bienkopp ist uneigennützig, hilfsbereit und aufgeschlossen für Neuerungen, so daß Anton Dürres Vorschlag zur Bildung einer „Bauerngemeinschaft vom neuen Typ“ (96) auf fruchtbaren Boden fällt, obwohl Ole dem Plan Antons anfangs unsicher gegenübersteht, da er nicht weiß, ob man höheren Ortes das Vorhaben billigen würde. Anton Dürr zerstreut die Bedenken: „Der Baum wächst von unten!“ (18)

Der Tod des Freundes veranlaßt Ole, zäh und beharrlich zu Werke zu gehen und für das Vorhaben zu werben. So sitzen dann eines Abends im Hause Anton Dürres um Ole Bienkopp, den „Einfädler“ (139), Emma Dürr, die Waldarbeiterin, Wilm Holten, der Knecht, Neubauer Franz Bummel und Frau Sophie, der fromme Hermann Weichelt und auch Bürgermeister Nietnagel, „dieses Teilstück von einer Obrigkeit“ (138), um gemeinsam die „Neue Bauerngemeinschaft“ (137) zu gründen. Wilm Holten hatte unter sowjetischen Kolchosbauern „als Kriegsgefangener gelebt und gearbeitet wie ein Heimischer“ (137) und berichtet nun darüber. Allerdings ergeben Ole Bienkopps und Franz Bummels

Besitztümer zusammen nur neunundvierzig Morgen<sup>5</sup> Ackerland, Wiese und Wald. Bürgermeister Nietnagel nimmt jedoch die Gelegenheit wahr, das Brachland der Gemeinde anzubieten. So erhalten auch die anderen Gründungsteilnehmer Bodenanteile. Die Gründungsversammlung der „Neuen Bauerngemeinschaft“ und die daraufhin beginnende gemeinsame Arbeit des kleinen Häufleins Wagemutiger rufen die gegnerischen Kräfte im Dorf hervor: „Bienkopp erhielt einen Auftrag aus Rußland. Er will einen Kolchos gründen und die Bauern zu Paaren treiben.“ (141) Sägemüller Ramsch erstattet bei einem seiner Besuche in Westberlin seinen amerikanischen „Freunden“ Bericht, und wenig später tönt es aus den Hetzsendern Westberlins: „... wurde in Blumenau, einem Dorf des Kreises Maiberg, der erste Kolchos nach sowjetisch-russischem Muster gegründet. Die Gründung ging auf Weisung höchster kommunistischer Parteifunktionäre vonstatten. Die Bauern wurden gezwungen, ihr Vieh zusammenzutreiben und wie Muschiks gegen Hungerlöhne zu arbeiten...“ (186)

Kreissekretär Wunschgetreu weiß nicht, wie er sich in dieser Situation verhalten soll, da noch keine Weisungen über die Bildung von LPG ergingen. Während einer deshalb in Blumenau einberufenen außerordentlichen Ortsparteiversammlung der SED legt Ole Bienkopp seinen Standpunkt zur Entwicklung auf dem Lande dar: „Da ist ein guter Bauer. Er arbeitet und wirtschaftet wie ein Teufel. Er verläßt sich nicht auf den Zufall, nicht auf die Witterung. Er holt aus seinem Boden, was herauszuholen ist. Der Staat zahlt die Produkte gut. Der Bauer wird reich.

Da ist ein schlechter Bauer. Er wirtschaftet nicht fürsorglich, verläßt sich aufs Glück. Sein Boden bringt nur halbe Erträge. Er kann dem Staat wenig verkaufen, schädigt ihn unbewußt und bleibt arm! Die Menschen sind nicht gleichmäßig befähigt . . .

Altbauer Serno läßt auf seine Rechnung die Kirche anstreichen; Neubauer Bartasch ist nicht fauler als Serno, aber er kann sich keine Latten für einen Vorgartenzaun leisten. Ich habe fort und fort darüber nachgedacht, wie man die Unterschiede ausgleicht. Ich mache einen Versuch. Die Glucke brütet drei Wochen. Dann spürt das Tier, daß sich unter ihm etwas verändert. Etwas Neues ist unter seinem Bauchgefieder entstanden. Das sind die Küken. Ihr versteht: Sie wollen nicht still sitzen, wollen aus dem Nest in die Welt, miteinander scharren, picken, flattern und lustig sein. Die Glucke macht sich nichts vor. Sie bleibt nicht hocken und wartet ab, was wird. Sie folgt dem Neuen, das unter ihrem Gefieder hervorkriecht. Sie schützt und hütet es. Versucht ein Küken zu greifen, meine Lieben! Ich möcht's euch nicht raten. Die Hände wer-

<sup>5</sup> *Morgen* – altes (deutsches) Feld- (Flächen-) maß unterschiedlicher Größe, ursprünglich Größe der Ackerfläche, die sich mit den zur Verfügung stehenden Mitteln (Ochsenszweigespann) an einem Vormittag pflügen ließ. Zum Beispiel in Sachsen 1 Morgen = 27,67 a. – Nach Meyers Neues Lexikon. Bd. 5. S. 902.

den euch bluten, und euer Lachen wird unter den Schnabelhieben der Gluckhenne zum Geschrei.

Wir sitzen, wie die Glucke im Nest, im warmen Heute. Die verbrauchte Luft in einer warmen Stube stinkt. Die Zukunft erscheint uns wie Zugluft. Solln wir dümmer sein als eine bescheidene Glucke? Solln eure Enkel auf ein Grab zeigen und sagen: Da liegt der Großvater? Oder sollen sie auf eine große Viehherde zeigen: Dort grast die Herde! Ihre Stammutter zog der Großvater auf. Seht den Park! Der Großvater und seine Genossen legten ihn an, und sie waren weder Gutsbesitzer noch Sklaven. Ihr habt's in der Hand, wie man von euch reden wird!

Der neue Weg führt durch Urwald. Was lauert auf dich im Dunkel? Was springt dir vom Baum herab in den Nacken? Und doch wird man fällen, lichten und blühende Wiesen anlegen. Die Tiere werden sich tummeln vom Morgen zum Abend. Die Menschenhand wird den Wildapfelbaum berühren. Die Grobfrüchte werden golden und groß sein!“ (191 f.) Mit einprägsamen Bildern und überzeugenden Vergleichen, durchdrungen von revolutionärer Romantik, spiegelt Strittmatters Grundprobleme unserer gesellschaftlichen Entwicklung wider und macht damit sinnfällig, daß träges Verharren im bisher Erreichten sowie Nichtaufgeschlossensein für das sich immer entwickelnde Neue Gefahrenquellen für den Aufbau des Sozialismus und Kommunismus sind.

Auch Wunschgetreu ist von Bienkopp's Worten beeindruckt, findet sogar manches Wahre daran, aber ausschlaggebend für seine Stellungnahme ist: „Genosse Bienkopp hat dem Gegner Fraß gegeben. Der Feind hetzt. Er besudelt unseren Kreis im Rundfunk! Wie stehen wir beim Bezirk da?“ (194) Der letzte Satz macht deutlich, worum es Wunschgetreu geht. Nicht er als Parteifunktionär reißt die Initiative des Handelns an sich, sondern er läßt sich das Gesetz des Handelns vom Gegner diktieren.

Ole Bienkopp ist erschüttert und legt impulsiv sein Parteidokument auf den Tisch: „Du hast mir nicht ein gutes Wort gesagt. Ist die Partei so?“ (194).

Trotz des erschütterten Vertrauens müht er sich weiter um die Entwicklung der „Neuen Bauerngemeinschaft“, sinnt immer wieder über Möglichkeiten zur Verbesserung der Düngung, zur Erschließung neuer Futterreserven und Vermehrung der Viehhaltung nach.

Bestätigt werden seine Überlegungen durch den Verlauf der II. Parteikonferenz der SED im Jahre 1952, und es wirkt geradezu grotesk, wenn Wunschgetreu danach sagt: „Die Konferenz gab uns Hoffnung und Kraft. Sie gab uns ein Marschziel in die Zukunft. Was aber den Marsch in die Zukunft betrifft, so ist man in Blumenau trotz aller Unzulänglichkeiten schon wesentlich vorn. In Blumenau haben einige Genossen ein leuchtendes Beispiel für den ganzen Kreis errichtet“. (238) Ole Bienkopp wird rehabilitiert, und in diesem Zusammenhang fügt Strittmatter einen Gedankengang ein, der die tiefe Liebe des Schriftstellers und seines Helden Ole Bienkopp zur Partei widerspiegelt:



„Bienkopp stecke sein Parteibuch tief in die Seitentasche, dorthin, wo er durchs Jackenfutter den Herzschlag fühlte; sodann tat er drei gewaltige Sprünge mitten auf der Dorfstraße.

Zwei Pappdeckelchen, einige Seiten Papier, mit gestempelten Marken beklebt – ist's möglich, daß sie einen erwachsenen Menschen glücklich und unglücklich machen können? Papier und Pappe sind es nicht. Was dann? Das Statut, das dem Büchlein beiliegt? Es verspricht seinem Herumträger keine Vergünstigungen, nur Pflichten und nichts als Pflichten.

Was ein Genosse zu tun und zu lassen hat, ist ungewöhnlich und dem Tun und Lassen der Kleinmenschen entgegen.

Das ist der Lauf der Dinge, seufzt der Kleinmensch. Den Lauf der Dinge bestimmt der Mensch, antwortet der Genosse.

Du nicht! sagt höhnend der Kleinmensch.

Wir! erwidert der Genosse.

Den Lauf der Dinge bestimmt, wer Mittel und Macht hat! klügelt der Kleinmensch.

Aber wir bestimmen, wer die Macht und die Mittel hat, antwortet der Genosse. Und er hält daran fest, auch wenn die sichtbaren Zeichen ihn noch Lügen zu strafen scheinen. Ein Genosse versteht sich auf unsichtbare Zeichen, die ihm recht geben werden. Nein, es ist einem Menschen wie Ole Bienkopp nicht gleich, ob er im Zuge zur Zukunft vorn oder hinten marschiert. Er muß zu den Wegsuchern und Spurmachern gehören“ (239 f.)

Die „Neue Bauerngemeinschaft“ erhält nun als LPG den Namen „Blühendes Feld“, und Ole Bienkopp schont als Vorsitzender seine Kräfte nicht, die Felder wirklich zum Blühen zu bringen.

Neben einer klugen Finanzpolitik steht der Aufbau neuer Betriebszweige, wie zum Beispiel der Geflügelfarm, der Rinderzucht und der Erweiterung der Schweinezucht. Dabei verläßt sich Ole Bienkopp nicht allein auf die Unterstützung durch die staatlichen Organe, sondern nutzt alle Reserven im Dorf.

Traktoren und sogar ein Mähdrescher gehören zu den technischen Errungenschaften, die jetzt nutzbar gemacht werden können.

Bienkopp wendet sich jedoch gegen eine Vermehrung der Viehbestände ohne gleichzeitige Erweiterung der Futtergrundlage. Auch ist er dagegen, die Bildung von LPG als „Kampagne“ zu betreiben. Er ist für vorbildliche Arbeit, um damit auch andere vom Vorteil genossenschaftlicher landwirtschaftlicher Produktion zu überzeugen.

Durch diese Haltung gerät Ole Bienkopp abermals in Widerspruch zu Wunschgetreu, der fehlendes Futter in seinem Kreis durch die möglichst rasche Werbung von Einzelbauern für die LPG beschaffen möchte, weil die Einzelbauern ihre Viehbestände nicht vermehren und deshalb über genügend Futterreserven verfügen.

Bienkopps Auffassungen werden von der Bürgermeisterin Frieda Simson dazu benutzt, ihn als LPG-Vorsitzenden ablösen zu lassen. Dieser ungesetzlichen Maßnahme sucht Bienkopp aber nicht gemeinsam mit der Kraft der Genossen, sondern durch individuelle Rebellion zu begegnen, indem er sich im wahrsten Sinne des Wortes in ein Mergelvorkommen<sup>6</sup> auf einer ihm gehörenden Wiese vergräbt und diesen Schatz erschließt, um damit den Weg zu weisen, wie die Bodenfruchtbarkeit gesteigert und damit die Rentabilität der LPG gesichert werden kann. Dabei findet Ole Bienkopp den Tod.

Hier wirft sich die Frage auf, ob diese Konfliktlösung typisch ist.

Eine bisweilen übersteigerte Sensibilität Bienkopps und herzloses Verhalten vorgesetzter Dienststellen motivieren seinen Tod, der aber das Schicksal eines Einzelnen und dabei nicht typisch ist.

Es klingt aber an, ob dem wertvollen Menschen Ole nicht hätte geholfen werden müssen, zumal er im Gegensatz zu vielen anderen, die solches Erleben abstumpft und gleichgültig macht, unentwegt seiner Überzeugung treu bleibt und dafür kämpft. In diesem Sinne sind auch Karl Krügers Worte zu verstehen, die er angesichts des toten Freundes spricht: „Eigensinn ohne Eigennutz – dafür gibt's noch kein Wort“. (427)

Nur einige der vielen Probleme, die Strittmatters neuer Roman aufwirft, konnten im Rahmen dieses Aufsatzes gestreift werden.

Die beginnende Diskussion<sup>7</sup> über „Ole Bienkopp“ läßt vermuten, daß vor allem Fragen des künstlerischen Inhalts – denen auch das Hauptinteresse in diesem Aufsatz galt – im Vordergrund stehen werden.

Vielleicht regt diese Arbeit zum Vertrautmachen und zur Auseinandersetzung mit diesem bedeutenden Werk des literarischen Gegenwartsschaffens der Deutschen Demokratischen Republik an.

<sup>6</sup> *Mergel* (lat. kelt.) m: graues, gelbes oder schwärzliches, mitunter auch blaues, grünes, rotes oder violettes Sediment, das aus einem Gemenge von Ton und kohlensaurem Kalk mit sehr verschieden großem Anteil der beiden Komponenten besteht.... Die M., besonders die kalkreichen, bilden beim Zerfall fruchtbare Ackerböden. – Meyers Neues Lexikon. Bd. 5. S. 742.

<sup>7</sup> Vgl. *Eduard Zak*: Held des Übergangs. Erste Bemerkungen zu Erwin Strittmatters neuem Roman „Ole Bienkopp“. – In: „Sonntag“ – Wochenzeitung für Kulturpolitik, Kunst und Wissenschaft. Nr. 48 v. 1. 12. 1963. S. 9 f.



MARIA APOSTOL

**ANNA SEGHERS UND UNGARN**  
**(BEMERKUNGEN ZU WERK UND WIRKUNG)**



Anna Seghers ist eine bedeutende deutsche Schriftstellerin; sie ist Nationalpreisträgerin der DDR und wurde auch mit dem Lenin-Friedenspreis ausgezeichnet. Sie nahm bereits als Studentin an der Arbeit der revolutionären Studentenzirkel teil. 1928 wurde sie Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands und zeigte großes Interesse für die geschichtlichen Ereignisse der Epoche.

Bereits in ihrem ersten Werk, der Erzählung „Der Aufstand der Fischer von St. Barbara“, schlug sie den Grundakkord ihres zukünftigen Schaffens an. Der Aufstand der Fischer bricht zusammen, verschwindet aber nicht spurlos. „Aber längst, nachdem die Soldaten zurückgezogen, die Fischer auf der See waren, saß der Aufstand noch auf dem leeren, weißen, sommerlich kahlen Marktplatz und dachte ruhig an die Seinigen, die er geboren, aufgezogen, gepflegt und behütet hatte für das, was für sie am besten war“.<sup>1</sup> — schreibt die Schriftstellerin. Mit dem Bild des ruhig sitzenden, an die Seinigen denkenden Aufstandes drückt Anna Seghers ihren Glauben an den Sieg der fortschrittlichen Kräfte, ihren Optimismus aus. Dieser Gedanke zieht sich als Leitmotiv durch ihr Gesamtwerk. Anna Seghers wandte sich als Kommunistin dem internationalen Klassenkampf des Proletariats zu.

## 1.

Ungarn erscheint in ihrem Schaffen als Teil der großen internationalen Thematik.

Ihr drittes Buch, „Die Gefährten“ (1932), behandelt die revolutionäre Krise nach dem ersten Weltkrieg. Die spontanen revolutionären Bewegungen waren in den besiegten Ländern am stärksten, die soziale Unzufriedenheit meldete sich aber überall, der Klassenkampf verschärfte sich, eine revolutionäre Welle verbreitete sich auf der ganzen Welt. Nach 1918 wurde auch die Kolonialherrschaft erschüttert. Als die wirtschaftliche Krise nach 1921 einen Tiefpunkt erreichte, war auch der revolutionäre Aufschwung zu Ende. Die Bourgeoisie erschrak vor der revolutionären Krise und erwartete ihre Rettung von

<sup>1</sup> Anna Seghers: Der Aufstand der Fischer von St. Barbara.

dem Faschismus. So erfolgte die Zeit des weißen Terrors, die Verfolgung von Kommunisten, die Einkerkierung und Hinrichtung der besten Genossen.

Anna Seghers widmete ihren Roman „Die Gefährten“ den vielen bekannten und unbekanntem Helden des Widerstandes, die während dieses faschistischen Terrors in Ungarn, Polen, Bulgarien, Italien und in China für die Freiheit kämpften. Der Roman verdeutlicht diesen internationalen Kampf und auch die komplizierten ungarischen Verhältnisse.

Im Roman werden die Erinnerungen an die ungarische Räterepublik belebt. Durch die Intervention der Ententemächte, die Unterhöhlungspolitik der inneren konterrevolutionären Kräfte wurde das Schicksal der ungarischen Räterepublik besiegelt. „Räte-Ungarn war aus. Jetzt, da alles zu Ende war, hieß es, aus dem Ende ein wahres Ende machen, alles aus ihm herausholen, was sich aus einem Ende an Schrecken holen läßt.“<sup>2</sup> Mit der Niederwerfung der ungarischen proletarischen Diktatur bahnten die Westmächte dem Faschismus den Weg.

Die Schriftstellerin schreibt über diese Ereignisse, über den Sturz der Räterepublik, über die Opfer und auch über die Folgen des Sturzes. So schildert sie zum Beispiel das Schicksal des jungen Kommunisten Kovács, der in den blutigen Tagen des weißen Terrors an der tschechischen Grenze gefangen genommen und dann zum Tode durch Erschießen verurteilt wurde. „Am Mittag, vor der Kasernenmauer, redete er seine Gefährten zum letzten Mal an mit der vollen Kraft seines Wissens und seiner Stimme. Seine Worte verbreiteten sich über die Landesgrenze. Aufgeteilt war unter sie der schwere Tod in viele leichte Tode. Doch Kovács selbst starb langsam und qualvoll: denn er war schlecht getroffen, weil die Hände, die auf ihn schossen, gezittert haben.“<sup>3</sup>

Klassenbewußt schildert Anna Seghers im Roman auch die Bewährungsprobe des Klassenkampfes: die Emigration. „Sie ist der Zögling der kommunistischen Partei, und deshalb hat sie an der Bewegung und an dem Klassenkampf des Proletariats sowohl gefühlsmäßig, als auch politisch mehr Interesse als irgendwelcher ihrer Genossen. Niemand kennt die Psychologie der internationalen Emigration besser als sie, niemand stellt mit überzeugenderer Kraft das Schicksal der namenlosen Helden des Widerstands, der Opfer der Konzentrationslager dar, als sie.“<sup>4</sup> In diesem Roman stellt sie die verschiedenen Typen der Emigranten dar. Bei dieser Charakterzeichnung stützt sie sich auf ihre Erinnerungen aus der Studentenzeit, als sie vielen politischen Emigranten, unter ihnen auch ungarischen Genossen, begegnete.

Bató zum Beispiel war ein aktiver Revolutionär, er verlor aber in der Unsicherheit der Emigration den Glauben an sich selbst, er fühlte, daß er der Partei nicht weiter dienen konnte. Er versank in eine tragische Vereinsamung. Er

<sup>2</sup> Anna Seghers: Die Gefährten. Berlin 1959. S. 11.

<sup>3</sup> Ebenda. S. 31.

<sup>4</sup> Nagyvilág. 10/1959. S. 1429.

lebt mit seiner Familie in Berlin und sieht keinen Ausweg: „Seit ich von Wien fort bin, sind meine Freunde von mir abgebröckelt. Meine Familie ist eine Zufallsfamilie. Meine Stelle auf der Redaktion ist nur eine Zufallsstelle. In der deutschen Partei habe ich keine Arbeit. Meine Kraft hat wohl bloß aus- gelangt, mich vom Alten loszureißen, nicht im Neuen einzuwurzeln. Deshalb kann ich auch nicht mehr schreiben, keinen einzigen Satz mehr.“<sup>5</sup>

Oder Steiner, der ehemalige Hochschullehrer, der in einer kleinen Universitätsstadt sitzt und keine Kraft hat, die Arbeit und die Gefahren der Illegalität erneut auf sich zu nehmen. Er schreibt in seinem Brief an Bató: „Ich arbeite fortwährend, aber ich sehe das Wozu dieser Arbeit nicht mehr ein.“<sup>6</sup>

Trotz der Darstellung der persönlichen Tragik ist das Buch nicht pessimistisch. Die Werke von Anna Seghers „... sind «optimistische Tragödien», denn sie kehren die Tragik des Opfers, das gebracht werden muß, in die Beglaubigung eines Sieges um, der durch kein Opfer zu teuer erkauft ist. Die Kämpfe sind abgeschlossen. Aber der Kampf lebt weiter.“<sup>7</sup> Im Roman stellt die Schriftstellerin der fehlerhaften Haltung Batós oder Steiners die menschliche Kraft und die Sicherheit des Zusammenhaltens gegenüber. So wächst Böhm, der junge Student, über seinen Lehrer, Bató, hinaus. Böhm hat genügend Kraft, nach Ungarn zurückzukehren und die Arbeit der Bewegung fortzusetzen.

In Ungarn halten wir dieses Werk für einen ungarischen Roman. Auf den Seiten des Romans wird die heroische Epoche unserer Geschichte, die Räterepublik im Jahre 1919, belebt. Das Schicksal Ungarns war zur Zeit der damaligen provisorischen Niederlage der sozialistischen Revolution die tragischste historische Katastrophe. Wegen der realistischen Darstellung dieser Zeitspanne ist der Roman für uns von großer Bedeutung. Lajos Barta schreibt im Nachwort zur ungarischen Ausgabe: „In erster Linie darf man im Buch einen ungarischen Roman sehen. Das ergibt sich aber nicht aus der Seitenzahl mit den ungarischen Ereignissen und nicht aus der Stufe des Martyriums, sondern aus der Wirklichkeit.“<sup>8</sup>

Das Thema der Erzählung „Brot und Salz“ stammt gleichfalls aus der ungarischen Wirklichkeit. Diese Erzählung entstand nach den ungarischen Ereignissen von 1956.

Béla Makay erhielt die Nachricht von den konterrevolutionären Geschehnissen in Ungarn und eilte von Paris nach Ungarn, auf sein ehemaliges Gut; er will wieder Gutsbesitzer sein. Er meint, daß diese Rückkehr der Wiederkehr seines Vaters aus dem ersten Weltkrieg ähnlich sei. Als der Vater ankam, „... sah er mit Tränen der Freude, daß sein Haus nicht verbrannt war in

<sup>5</sup> Anna Seghers: Die Gefährten. Berlin 1959. S. 72.

<sup>6</sup> Ebenda. S. 182.

<sup>7</sup> Paul Rilla: Essays. Die Erzählerin Anna Seghers. Berlin, 1953. S. 238.

<sup>8</sup> „Út az éjszakából“ Budapest 1959. Nachwort von Lajos Barta. S. 227.



Bölöny, im Gegenteil, sein Kindermädchen . . . kam ihm mit Brot und Salz entgegen.“<sup>9</sup>

Brot und Salz sind die Symbole der Huldigung. Das ungarische Volk empfängt aber Béla Makay jetzt auf andere Art. Das Volk hat das Land in seinen Besitz genommen. Das Makay-Gut gehört nicht mehr einem Ausbeuter und Leuteschinder. Das ehemalige Gutshaus ist eine Schule, der junge Lehrer kennt Béla Makay nicht. Makay wurde von den Bauern gezwungen, das Dorf zu verlassen.

Es war kein Zufall, daß Anna Seghers wieder über Ungarn geschrieben hatte. Im Jahre 1956 versuchten die Westmächte einen „Frontdurchbruch“: es war einerseits die militärische Intervention Großbritanniens und Frankreichs gegen Ägypten, andererseits die Konterrevolution in Polen und Ungarn. Zu dieser Zeit begannen die sozialistischen Länder, die früher gemachten Fehler zu korrigieren. Die westlichen Regierungskreise wollten diese günstige Lage ausnützen, Polen und Ungarn aus dem sozialistischen Lager herauszureißen. Die Lage Ungarns war in der Geschichte des internationalen Klassenkampfes eine charakteristische, typische Erscheinung, so wurde dieses Ereignis von der Schriftstellerin wahrgenommen.

## 2.

Das Thema — Anna Seghers und Ungarn — erschließt sich uns auch von anderer Seite. Zuerst soll dargelegt werden, mit welcher Aufmerksamkeit die ungarischen Verlage das Werk der Schriftstellerin Anna Seghers verfolgten, welche Bücher ins Ungarische übersetzt wurden usw.

Von 1933 bis 1945 erschien nur ihr Erstlingwerk „Der Aufstand der Fischer von St. Barbara“.

Zur Zeit des faschistischen Terrors waren die besten deutschen Dichter und Schriftsteller genötigt, ihre Heimat zu verlassen. Sie wurden vertrieben, ihre Bücher verbrannt. Anna Seghers lebte im Exil und schrieb viele Werke, in denen sie sich mit dem Faschismus auseinandersetzte. Diese Romane wurden im Ausland bei verschiedenen Verlagen herausgegeben. Während der faschistischen Herrschaft war es unmöglich, antifaschistische Bücher in Deutschland herauszugeben, auch ihre Übersetzung ins Ungarische war aus politischen Gründen nicht möglich.

Nach dem Zusammenbruch des Faschismus begann ein neues Leben auf allen Gebieten. Nicht nur die politischen und wirtschaftlichen, sondern die kulturellen Verhältnisse kamen wieder in normale Bahnen. Die internationalen literarischen Beziehungen wurden wieder aufgenommen.

„Das siebte Kreuz“ wurde nach 1945 als erster Roman von Anna Seghers im Jahre 1949 ins Ungarische übersetzt. Der Roman ist bis heute das inter-

<sup>9</sup> *Anna Seghers: Brot und Salz.* Berlin 1959. S. 225.

national bekannteste Werk der Schriftstellerin, eine hervorragende Schöpfung innerhalb der gesamten antifaschistischen Literatur. *Zsuzsa Thury*, die Übersetzerin, machte die Schriftstellerin und den Roman bekannt. Sie schrieb über die Umstände der Entstehung des Romans und über die Exiljahre der Schriftstellerin. Damit hat die Reihe ihrer Werkausgaben in Ungarn angefangen.

„Das siebte Kreuz“ wurde zum zweiten Mal 1956 in der Reihe „Olcso Könyvtár“ (Billige Bibliothek) herausgegeben. Im Nachwort analysiert *László Bódi* den Roman ausführlich.

Die dritte Auflage erfolgte im Jahre 1960 durch den Helikon Verlag. „Das siebte Kreuz“ ist der Roman, der von den Werken der Schriftstellerin in Ungarn die meisten Auflagen erreichte. Die dritte Auflage wurde mit den Illustrationen von *György Ruzicskay* versehen, welche der Atmosphäre des Werkes vollkommen entsprechen. Die besten Charaktere wurden markant belebt. Diese neue Ausgabe war ein schöner Gruß an Anna Seghers zu ihrem 60. Geburtstag.

In der Reihe ungarischer Werkausgaben folgten die Erzählungen „Die Linie“ (1951) und „Die Kastanien“ (1952).

Anna Seghers kam 1952 nach Ungarn. Sie besuchte die ungarischen Schriftsteller und fand unter ihnen viele alte Freunde. Sie erinnerten sich gemeinsamer Erlebnisse; die Schriftstellerin erzählte über ihr Leben, über ihre Reisen und die Probleme der neuen deutschen Literatur. Sie diskutierten über die Probleme des Inhalts und der Form, der Literatur und der Kunst.

Die Schriftstellerin besuchte Budapest mehrere Male; sie war in der Fabrik „Egyesült Izzó“ und sprach mit den Werktätigen über ihre Arbeit.

1953 hielt der Weltfriedensrat seine Tagung in Budapest ab. An dieser Tagung nahmen Schriftsteller aus 25 Ländern, unter ihnen auch Anna Seghers, teil. Die Zeitungen stellten sie den Lesern vor. „Béke és Szabadság“ brachte ihren Aufsatz „Willkommen, Zukunft!“

1955 erschien der Roman „Die Toten bleiben jung“ in ungarischer Sprache. Da begann eine neue Entwicklung. In jedem Jahr erschien eines ihrer Werke.

1955: „Die Toten bleiben jung“, „Die Kinder“;

1956: „Das siebte Kreuz“ (Zweite Auflage);

1957: „Die Tochter der Delegierten“ (In der Reihe der zweisprachigen Taschenbücher);

1958: „Der Aufstand der Fischer von St. Barbara“;

1959: „Crisanta“, „Die Gefährten“, „Das Obdach“ (In der Zeitschrift „Nagyvilág“);

1960: „Die Entscheidung“, „Das siebte Kreuz“, (Dritte Auflage);

1963: „Transit“.

Zu dieser Zeit finden wir in der ungarischen Presse sowohl kurze Nachrichten als auch längere Rezensionen über diese Werke.

Im Jahre 1959 wurden viele auf den Roman „Das siebte Kreuz“ aufmerksam. Der amerikanische Film „Das siebte Kreuz“ wurde nämlich in jenem Jahre gespielt. Einige Details des Films zeigen die Effekthascherei der amerikanischen Filme. Dieser Film ist nicht wertlos, hat aber keinen solchen künstlerischen Wert wie der Roman. Tausende von Menschen haben den Film in Ungarn gesehen.

Zu dieser Zeit wurden viele Vorträge über die antifaschistische Thematik der Schriftstellerin gehalten. (Angaben der TIT (Gesellschaft zur Verbreitung populärwissenschaftlicher Kenntnisse) in Budapest: 1959: 4 Vorträge, 1963: 62 Vorträge mit 5100 Zuhörern).

Anna Seghers wurde auch in den Lehrplan der ungarischen Schulen aufgenommen. Die Lehrbücher für Deutsch der dritten und vierten Klassen des Gymnasiums enthielten Lektionen über die Schriftstellerin. Diese Lektionen fehlen aber in den neuen Büchern. Im Weltliteratur-Lesebuch finden wir Leseproben aus dem Roman „Das siebte Kreuz“ und einige biographische Daten.

Die statistischen Angaben des Verlagswesens beweisen, daß die Werke von Anna Seghers auch in Ungarn weit verbreitet sind. Im Zeitraum 1945 – 1960 erschienen 10 Bücher mit einer Auflage von 140 400 Exemplaren.

Anna Seghers ist die Schriftstellerin des internationalen Proletariats, also auch die des ungarischen. In ihren Werken, als Teil einer internationalen Thematik, erscheinen einige ungarische Motive. Sie kennt Ungarn und die ungarischen Menschen gut. Ihre wichtigsten Werke wurden ins Ungarische übersetzt, die ungarische Presse beschäftigt sich oft mit ihrem Schaffen. Nur in der ungarischen Literaturkritik fehlt noch eine zusammenfassende Monographie über die deutsche Schriftstellerin.

## BIBLIOGRAPHIE

- Anna Seghers: Schriftsteller der Gegenwart. Berlin 1959.  
 Anna Seghers: Leben und Werk. Ein Literaturverzeichnis. — Leipzig, 1960.  
 Deutsches Schriftstellerlexikon. Weimar, 1960.  
 Georg Lukacs: Die Probleme des Realismus. (Ungarisch.) — Budapest, 1948.  
 Turóczi-Trostler József: Mai német dekameron. Budapest, 1936.  
 Nemzetközi Sztálin-díjasok. Budapest, 1952.  
 Német nyelvkönyv a gimnáziumok III. osztálya számára. Budapest.  
 Német nyelvkönyv a gimnáziumok IV. osztálya számára.

### UNGARISCHE ZEITUNGEN, ZEITSCHRIFTEN:

- 1949: *Thury Zsuzsa*: A hetedik kereszt — „Irodalmi Szemle” 1949/7—8  
 1952: *Galperina*: Anna Seghers — „Világirodalmi Tájékoztató” 1952/Dezember  
 1954: *T. Motiljova*: Anna Seghers. Monográfia — „Irodalomtudományi Értesítő” 1954/Juli  
 1955: *Gellért Gábor*: A holtak nem vénülnek — „Művelt Nép” 1955/43  
 1959: *Sas György*: A hetedik kereszt — „Film Színház Muzsika” 1959/42  
*Balla Béla*: A mai német valóság regénye — „Nagyvilág” 1959/11  
*Turóczi-Trostler József*: Új német irodalom — „Nagyvilág” 1959/10  
*Grigássy Éva*: Útitársak — „Nagyvilág” 1959/3.  
*Pataky Dezső*: Út az éjszakából — „Hevesmegyei Néppújság” 1959. Juni/5  
*E. P.*: Út az éjszakából — „A könyvtáros” 1959. Juli/7  
*Mészáros Ottó*: Crisanta — „Pestmegyei Hírlap” 1959. Juli/12  
*Vidor Miklós*: Crisanta — „A könyvtáros” 1959/12  
 1961: *Láng József*: A hetedik kereszt — „Élet és Irodalom” 1961/2  
*Némedi Lajos*: Anna Seghers legújabb regényéről — „Üzenet” — A Heves megyei írók antológiája. Eger, 104—111. p.

### VOR- UND NACHWORTE

- „Út az éjszakából” 1959. S. 227—231. Nachwort von Barta Lajos.  
 „A hetedik kereszt” 1956. S. 266—269. Nachwort von Bódi László.  
 „A küldött kislánya” 1957. Vorwort von Karig Sára.  
 „A szt. barbarai halászkok felkelése” 1958. S. 7—13. Vorwort von Horváth Zoltán.



JÓZSEF VARGA

**DIE AUFNAHME DER WESTDEUTSCHEN LITERATUR IN UNGARN  
(VERSUCH EINER BIBLIOGRAPHIE)**



Bis 1956 fand die westdeutsche Literatur in Ungarn kaum einen öffentlichen Widerhall. Werke westdeutscher Schriftsteller wurden nur selten veröffentlicht. Die literarischen Zeitschriften berichteten nur ab und zu von einigen, jedoch nicht immer wesentlichen Problemen des westdeutschen Kulturlebens. 1956/57 begann eine neue Etappe der ungarischen sozialistischen Kulturpolitik. Die Herausgabe der Zeitschrift Nagyvilág (Große Welt) verdeutlicht das Bemühen, die moderne Weltliteratur den ungarischen Lesern zugänglich zu machen. Werke fortschrittlicher westdeutscher Schriftsteller wurden anfangs sporadisch, später regelmäßig verlegt oder in den Zeitschriften veröffentlicht. Seitdem kritische Aufsätze, Rezensionen, Mitteilungen und wissenschaftliche Untersuchungen in der Világirodalmi Figyelő (Weltliterarische Umschau, 1958) erscheinen und die Werke der modernen Weltliteratur von der ungarischen Öffentlichkeit diskutiert werden, haben die ungarischen Leser eine größere Orientierungsmöglichkeit.

Je mehr literarische Werke publiziert werden, desto wichtiger ist die Zusammenstellung von Bibliographien, damit der Leser die betreffende Literatur überschauen kann, hauptsächlich aber die literarische Forschungsarbeit dadurch erleichtert wird. Die Világirodalmi Figyelő stellt von Zeit zu Zeit eine Bibliographie der in Ungarn veröffentlichten Werke sowie eine der über sie geschriebenen Rezensionen zusammen. Die Nationalbibliographie und das Zeitschrift-Repertorium geben monatlich wertvolle Informationen. Es scheint aber auch überdies notwendig, spezielle Bibliographien von der Aufnahme der Literatur eines bestimmten Landes herauszugeben, damit dem Forscher die mühselige Arbeit des Suchens nach den literarischen Quellen erspart wird.

Es ist also berechtigt, eine spezielle Bibliographie zu der in Ungarn erschienenen westdeutschen Literatur und ihrer Aufnahme zu veröffentlichen.

Bei der Auswahl und Zusammenstellung der Angaben gab es erhebliche Schwierigkeiten, die zum Teil mit der eigenartigen Situation des heutigen deutschen Kulturlebens im Zusammenhang stehen. Außerdem gab es noch andere Schwierigkeiten, die nicht immer zu überwinden waren; in der Debrecener Universität stand uns kein vollständiges Quellenmaterial zur Verfügung; außerdem arbeiten die verschiedenen Zeitschriften philologisch ziemlich ungenau. Deswegen mußte der Verfasser auf den Anspruch der Vollständigkeit verzichten. Die Identität einiger Schriftsteller konnte nicht ermittelt werden, deshalb wurden jene Zeitschriftenbeiträge in die Bibliographie nicht aufgenommen.

Unter „westdeutscher Literatur“ verstehen wir jene Literatur, die seit 1945 bzw. seit der Gründung der Bundesrepublik in jenem Teil Deutschlands erschienen ist. Zu dieser Literatur zählen wir also diejenigen Schriftsteller und Literaten, die ihre literarische Tätigkeit auf diesem Territorium ausüben. Vollständigkeitshalber sind auch solche Werke angeführt, die vor 1949, sogar – in einigen Fällen – vor 1945 geschrieben worden sind (Kästner, L. Frank, Remarque usw.).

Bei der Gliederung der Arbeit konnte die Periodisierung kein Hauptprinzip sein, da die überwiegende Anzahl der westdeutschen literarischen Werke bzw. deren Würdigungen erst nach 1956



veröffentlicht wurde. Es wäre daher wenig sinnvoll gewesen, diesen verhältnismäßig kurzen Zeitabschnitt zu gliedern. Der Gliederung liegt ein anderes Prinzip zugrunde. Zunächst folgen Angaben zur schöngeistigen Literatur, die in Ungarn

a) in selbstständigen Bänden,

b) in Anthologien, Textsammlungen und Schulbüchern verlegt und

c) in literarischen Zeitschriften veröffentlicht wurden. Daran anschließend

a) Buchbesprechungen, Kritiken, Würdigungen und Nekrologe über einzelne westdeutsche Schriftsteller.

b) Besprechungen von Anthologien.

Der nächste Abschnitt enthält Angaben literaturgeschichtlicher und allgemeinliterarischer Bemerkungen und Aufsätze von ungarischen Verfassern über die westdeutsche Literatur.

Und am Ende der Bibliographie stehen die Besprechungen und Würdigungen westdeutscher literaturtheoretischer und -geschichtlicher Werke.

Die Materialsammlung ist mit dem Juni 1963 beendet.

Die deutschen Originaltitel der Werke sind nur dann angegeben, wenn sie auch in den Quellen vorkommen.

IN SELBSTÄNDIGEN BÄNDEN  
ERSCHIENENE WERKE

- BORCHERT, WOLFGANG: Az ajtón kívül (Draußen vor der Tür. Ausgew. Schriften). Auswahl, Übers. und Nachw.: *László Gyurkó* und *Ferenc Szolcsányi*, Európa, Bp., 1960
- BÖLL, HEINRICH Ádám, hol voltál? (Wo warst du, Adam?). Übers.: *György Radó*, Kossuth, Bp., 1957 – A késes ember (Der Mann mit den Messern). Übers.: *Ferenc Szolcsányi*, Terra, Bp., 1958 – Magukra maradtak (Haus ohne Hüter). Európa, Bp., 1959 – Biliárd fél tízkor (Billard um halb zehn). Übers.: *Károly Dorombo*, Nachw.: *Tamás Ungvári*, Európa, Bp., 1961
- FRANK, LEONHARD: Jézus tanítványai (Die Jünger Jesu). Übers.: *Erzsébet Gergely*, Európa, Bp., 1957/58, Szépirodalmi, Bp., 1959, Nachw. *László Gyurkó* – Michael visszatér (Michaels Rückkehr). Übers. und Nachw.: *Árpád Fáy*, Európa, Bp., 1958 – Baloldalt dobog a szívem (Links, wo das Herz ist). Übers.: *Erzsébet Gergely*, Európa, Bp., 1958 – Német novella (Deutsche Novelle). Übers.: *Árpád Fáy* und *Viktor Lányi*, Európa, Bp. 1960
- GINZBURG, NATALIA: Baktértítő (Wendekreis des Steinbocks). Übers.: *István Telegdi Polgár*, Európa, Bp., 1959
- HARTUNG, HUGO: Csodagyerekek (Wir Wunderkinder). Übers.: *István Eörsi*, Európa, Bp. 1963
- JENS, WALTER: A vak (Der Blinde). Übers.: *László Gyurkó*, Európa, Bp., 1959
- JÜRGEN, ANNA: Az irokézek fia (Blauvogel, Wahlsohn der Irokesen). Übers.: *Agnes Molnár*, Móra, Bp., 1962
- KÄSTNER, ERICH: Pici és Anti (Pünktchen und Anton). Übers.: *Marcell Benedek*, Dante, Bp., 1946 – A repülő osztály (Das fliegende Klassenzimmer). 1. Übers.: *József Havas*, Dante, Bp., 1947 – 2. Übers.: *Lili B. Radó*, Móra, Bp., 1960 – Az eltűnt miniatűr (Die verschwundene Miniatur). Übers.: *Jenő Rejtő*, Magvető, Bp., 1957 –
- Emil és a detektívek (Emil und die Detektive). Übers.: *Tibor Déry*, Móra, Bp., 1957 – 1961, Nachw.: *Anna Földes* – Három ember a hóban (Drei Männer im Schnee). Übers.: *Zoltán Horváth*, Táncsics, Bp., 1957 – A két Lotti (Das doppelte Lottchen). Übers.: *Eszter Tóth*, Móra, Bp., 1958 – 1961, Nachw.: *Anna Földes* – Emlékezés háza (Das Haus der Erinnerung, Kästner über Kästner). Übers.: *Márta Nagy*, Terra, Bp., 1958 – Mikor én kisfiú voltam (Als ich ein kleiner Junge war). Übers.: *István Békés*, Gondolat, Bp., 1959 – Május 35. (Der 35. Mai). Übers.: *László Fenyő*, Móra, Bp., 1959 – Szív a tükrörben (Lärm im Spiegel). Übers. und Nachw.: *István Békés*, Magyar Helikon, Bp., 1959
- KIRST, HANS HELLMUT: 08 – 15, avagy Asch örvezető kalandos lázadása (08 – 15 in der Kaserne: Die abenteuerliche Revolte des Gefreiten Asch). Übers.: *Jenő Szabó*, Új Magyar Könyvkiadó, Bp., 1956, Európa, Bp., 1957
- KOEPPEN, WOLFGANG: Halál Rómában (Der Tod in Rom). Übers.: *Miklós Csányi*, Európa, Bp., 1960 – Melegház (Das Treibhaus). Übers.: *István Csányi*, Európa, Bp., 1961
- KROLOW, KARL: Versek (Gedichte). Übers.: *István Raics*, Auswahl: *Gábor Hajnal*, Európa, Bp., 1959. (A modern német líra kincsháza)
- LINDEN ADA: A varázsvessző Übers.: *Ilonka Szabó*, Sylvester, Bp., 1946
- OPITZ, KARLLÜDWIG: Tábornok úr (Mein General). Übers.: *Győző Határ*, Európa, Bp., 1957
- REMARQUE, ERICH MARIA: Három bajtárs (Drei Kameraden). Übers.: *Ernö Lorsy*, Athenaeum, Bp., 1947 – A diadalív árnyékában (Arc de Triomphe). Übers.: *Tivadár Szinnai*, Dante, Bp., 1947 – Szerelem és halál órája (Zeit zu leben und Zeit zu sterben). Übers.: *Tamás Ungvári*, Magvető, Bp., 1959 – Nyugaton a helyzet változatlan (Im Westen nichts Neues). Übers.: und Nachw.: *Marcell Benedek*, Európa, Bp., 1962

- RINSER, LUISE: Jan Lobel Varsóból (Auswahl aus dem Band: Ein Bündel weißer Narzissen). Übers.: *Katalin Lukács*, Nachw.: *László Gyurkó*, Európa, Bp., 1959
- TRALOW, JOHANNES: A zöld sziget lánya (Das Mädchen von den grünen Inseln). Übers.: *Miklós Rogán*, Kossuth, Bp., 1962
- WEISENBORN, GÜNTHER: Kövek az emlékműhöz (Memorial). Übers.: *Erzsébet Gergely*, Európa, Bp., 1961
- ZGLINICKI, FRIEDRICH VON: Kunkoriék (Ürps, der Erpel). Übers.: *K. Csathó*, Móra, Bp., 1957/58
- ZUCKMAYER, CARL: A köpenicki kapitány (Der Hauptmann von Köpenick). Übers.: *Kata Lászlóffy*, Nachw.: *László Gyurkó*, Európa, Bp., 1959
- KROLOW, KARL: Szerelmes vers. Übers.: *György Végh*, 1. Szerelmes Kalendárium, Móra, Bp., 1962, S. 303. 2. Modern Orfeusz, Magvető, Bp., 1960, S. 203
- LEDIG, GERT: Esti epizód. Übers.: *Berta Philipp*, Mai német elbeszélők, Európa, Bp., 1962, S. 489–95
- LUSCHNAT, DAVID: Saul halála, Nincs felelet (Gedichte). Übers.: *Ferenc Szemlér*: Ötsarkú égi csillag, Áll. Irod. és Műv. Kiadó, Bukarest, 1959, S. 77–8
- OSTAU, RUTH VON: Idegen városban. Übers.: *Anna Fazekas*: Szerelmes Kalendárium, Móra, Bp., 1962, S. 435
- RINSER, LUISE: Daniela. Übers.: *Ilona Szabó*, Mai német elbeszélők, Európa, Bp., 1962, S. 317–64

#### EINZELNE WERKE IN ANTHOLOGIEN, TEXTSAMMLUNGEN UND SCHULBÜCHERN

#### EINZELNE WERKE IN LITERARISCHEN ZEITSCHRIFTEN

- BENN, GOTTFRIED: Kariatida (Übers.: *György Végh*). 1. színek költői – költők színei, Képzőműv. Alap, 1961., S. 91. 2. *György Végh*: Modern Orfeusz, Magvető, Bp., 1960, S. 192
- BORCHERT, WOLFGANG: Végig a hosszú úton, végestelen végig. Übers.: *Pál Rész*, Mai német elbeszélők, Európa, Bp., 1962, S. 471–488
- BÖLL, HEINRICH: Bánatos arcom. Übers.: *Elga Sárközy*, Mai német elbeszélők, Európa, Bp., 1962, S. 463–469 – Unberechenbare Gäste. Német nyelvkönyv kezdők számára, Tankönyvkiadó, Bp., 1961, S. 289–91
- DÖBLIN, ALFRED: Nyári szerelem. Übers.: *Erzsébet Gergely*, Mai német elbeszélők, Európa, Bp., 1962, S. 25–34
- EICH, GÜNTHER: Eső a hegyekben. Übers.: *Gábor Hajnal*, Német irodalom, Tankönyvkiadó, Bp., 1961, S. 377
- FRANK, LEONHARD: Karl és Anna. Übers.: *Árpád Fáy*, Mai német elbeszélők, Európa, Bp., 1962, S. 35–87 – Az utolsó kocsiiban (Im letzten Wagen). Übers.: *Árpád Fáy*, Német irodalom, Tankönyvkiadó, Bp., 1961, S. 334–43
- HAUSMANN, MANFRED: Emlék (Erinnerung). Übers.: *Ferenc Szemlér*: Ötsarkú égi csillag, Áll. Irod. és Műv. Kiadó, Bukarest, 1959, S. 87
- JENS, WALTER: Carlo Pedrini ügyében. Übers.: *László Gyurkó*, Mai német elbeszélők, Európa, Bp., 1962, S. 523–8
- JOKOSTRA, PETER: Szentjánoséj. Übers.: *István Tóthfalusi*: Szerelmes Kalendárium, Móra, Bp., 1962, S. 377
- KLEMM, WILHELM: A marnei csata. Übers.: *Lőrinc Szabó*: Himnusz a békéről, Móra, Bp., 1960, S. 108
- ANDERSCH, ALFRED: Karambol (Hörspiel). Übers.: *Margit Kócsvay*, Nagyv., 1963; 3, S. 403–26
- BACHMANN, INGEBOURG: Észak és dél, Dél van már (Gedichte). Übers.: *Gábor Hajnal*, Nagyv., 1960; 9, S. 1290–1 – Gyilkosok és örültek közt. Übers.: *Erzsébet Gergely*, Nagyv., 1962; 11, S. 1628–40
- BÄCHLER, WOLFGANG: Arckép. Übers.: *Lajos Bittei*, Nagyv., 1958; 2, S. 199
- BORCHERT, WOLFGANG: Aznap kedden, A falióra (Erzählungen). Übers.: *Ambrus Bor*, Nagyv., 1958; 9, S. 1322–4
- BÖLL, HEINRICH: A kesés ember (Der Mann mit den Messern). Übers.: *Ferenc Szolcsányi*, Nagyv., 1957; 7, S. 1011–7 – A kaland. Übers.: *Károly Doromby*, Vig., 1958/Mai, S. 276–80 – Valami lesz. Übers.: *Gizella Szabó*, Nagyv., 1958; 8, S. 1181–4
- BÖLL, HEINRICH: Lohengrin halála. Übers.: *Csilla Kárpáty*, Vig., 1959/Okt., S. 600–6 – Mint a rossz regényekben. Übers.: *Zsuzsa Mádl*, Nagyv., 1960; 5, S. 691–5 – Hitvallás a romirodalom mellett. A mosókonyhák védelmében. Übers.: *Károly Doromby*, Nagyv., 1961; 11, S. 1656–9 – Dániel, az igazságos. Übers.: *Károly Doromby*, Vig., 1962/Jan., S. 27–32 – Az én szomorú arcom. Übers.: *Ferenc Szolcsányi*, Nagyv., 1962; 2, S. 168–71
- BRITTING, GEORG: Nyár, Édes áltatás, Vadász-szerencse, Boroskancsó (Gedichte). Übers.: *Gábor Görgey*, Nagyv., 1959; 9, S. 1300–1
- DÖBLIN, ALFRED: Nyári szerelem. Übers.: *Erzsébet Gergely*, Nagyv., 1959; 4, S. 558–66
- EICH, GÜNTHER: Júniusi pillanat, Ne feledd el (Gedichte). Übers.: *Márton Kalász*, Nagyv., 1960; 9, S. 1292–3

- EINSTEIN, SIEGFRIED: Jedermann Hans Németországáról gondolkodik. Übers.: *Endre Bilinczki*, Alf., 1961/Sept. – Okt., S. 49 – 53
- ENZENSBERGER, HANS MAGNUS: abúvár üzenete, az anyagok beszélgetése, a meggyfák gyözelme, április, bosszú egy üveg-szívért, a fogoly (Gedichte). Übers.: *Anna Hajnal*, Nagyv., 1961; 12, S. 1786 – 9
- FRANK, LEONHARD: Német novella (Deutsche Novelle). Übers.: *Viktor Lányi* Nagyv., 1957; 1, S. 5 – 28, 1957; 2, S. 236 – 65 – Az utolsó kocsi (Im letzten Wagen). Übers.: *Árpád Fáy*, Nagyv., 1959; 3, S. 345 – 68 – Az öreg. Übers.: *Ádám Réz*, Nagyv., 1961; 10, S. 1442 – 55
- GRASS, GÜNTER: Ahagymapincében. Übers.: *Katalin Lukács*, Nagyv., 1961; 6, S. 827 – 40
- HARTLAUB, GENO: A bárkában. Übers.: *Béla Reményi*, Nagyv., 1962; 2, S. 172 – 6
- HAGELSTANGE, RUDOLF: Minden csak por. Übers.: *Gábor Hajnal*, É. I. 12. Apr., 1957, S. 6
- HOLTHUSEN, HANS EGON: Origines. Übers.: *Lajos Bittei*, Nagyv., 1960; 9, S. 1290 – Szeptember vége, Boldog halfogás, Testvérsírató (Gedichte). Übers.: *György Rónay*, Vig., 1962/Febr., S. 75 – 6
- HÖLLERER, WALTER: Egykedvűen, furán fektött. Übers.: *Lajos Bittei*, Nagyv., 1960; 9, S. 1292
- JAHHN, HANS HENNY: Regna és Nils. Übers.: *Ferenc Szolcsányi*, Nagyv., 1960; 10, S. 1506 – 11
- KÄSTNER, ERICH: Május (Übers.: *Tilda Kardoss*), A pincér monológia (Übers.: *Gizella Szabó*), A másik lehetőség (Übers.: *György Timár*), Cantate de minoribus (Übers.: *Ferenc Szolcsányi*) (Gedichte). Nagyv., 1958; 5, S. 662 – 8
- KÄSTNER, ERICH: Mama meghozza a mosott ruhát. Übers.: *Imre Földváry*, Nagyv., 1959; 5, S. 713 – 7 – Paul Flora. Übers.: *Olga Finály*, Nagyv., 1962; 5, S. 717
- LANGGÄSSER, ELISABETH: Koratavaszi erdő, Húsvéthétfő. Übers.: *Lajos Bittei*, Vig., 1958/Okt. S. 581 – Szerencse. Übers.: *Ambros Bor*, Nagyv., 1961; 5, S. 655 – 61
- LEHMANN, WILHELM: Idősebb fiának, Búcsúzás. Übers.: *Béla Csanád*, Jel., 1962/Juni, S. 355
- LENZ, SIEGFRIED: Büntelenek. Übers.: *Tibor Déry*, Nagyv., 1963; 4, S. 525 – 72
- OPITZ, KARLLUDVIG: Külföldi kölcsön. Übers.: *Árpád Fáy*, É. I. 16. Aug., 1957, S. 6.
- REWALD, ILSE: Rettetés és remény közt. Übers.: *Pál Kolozs*, Nagyv., 1959; 5, S. 748 – 58
- ROEHLER, KLAUS: A tizennyolcadik születésnap. Übers.: *Erzsébet Gergely*, Nagyv., 1960; 7, S. 952 – 66 – A kihűlt lábak története. Übers.: *Olga Finály*, Nagyv., 1962; 2, S. 179 – 87
- SCHNURRE, WOLFDIETRICH: Menetszá-zad. É. I. 5. Aug. 1961, S. 3
- SCHWARZBACH, MARTIN BEHEIM: Négy fabula: 1. Valentin, a varangy; 2. Egy kis Mozart legenda; 3. A jóslat; 4. A sértődött halál. Übers.: *Gábor Thurzó*, Nagyv., 1962; 9, S. 1267 – 77
- WEISENBORN, GÜNTHER: Emlékeztető. Übers.: *Margit Kócsvay*, Nagyv., 1960; 8, S. 1217 – 66
- WIECHERT, ERNST: Az erdők fia. Vig., 1953/Juni, S. 315 – 8

#### BUCHBESPRECHUNGEN, KRITIKEN, WÜRDIGUNGEN, NEKROLOGE ÜBER DIE VERFASSER

- BORCHERT, WOLFGANG: *Zsuzsa Radnóti*: Az ajtón kívül (Draußen vor der Tür). É. I. 26. Mai, 1961, S. 6 – *László Gyurkó*: A kintrekedt nemzedék; W. B.: Das Gesamtwerk, Vig. Rowohlt, Hamburg, 1958. Nagyv., 1959; 4, S. 606 – 9 – *György Rónay*: W. B.: Az ajtón kívül. Vig. 1961/Okt., S. 621 – 3
- BÖLL, HEINRICH: Ádám, hol voltál? Vig., 1957/Dez., S. 441 – 2 – M. I.: A rádióban hallottuk: H. B.: Ádám, hol voltál? É. I. 17. Okt. 1958, S. 12 – *György Falus*: Ádám, hol voltál? Népsz. 9. Jan. 1958 – b. t.: Két novella – egy valóság; H. B.: Mint a rossz regényekben. É. I. 17. Juni, 1960, S. 2 – *Ede Szabó*: Heinrich Böll új regénye: Billard um halb zehn. Nagyv., 1960; 11, S. 1726 – 8 – *László Gyurkó*: A kiszolgáltatottság útjai; H. B.: Billárd féltizkor. É. I. 16. Dez. 1961, S. 7. – *Sándor Lukácsy*: H. B.: Meghívás teára (Hörspiel). É. I. 20. Apr. 1963, S. 10 – *Lajos Kovács*, Sz.: Mert ez megemészthetetlen. Napj., 1962; 1, S. 8 – *György Rónay*: Heinrich Böll. Vig., 1961/Sept., S. 521 – 34
- DÖBLIN, ALFRED: *Péter Nagy*: A hosszú éjszaka vége? (A. D.: Hamlet oder die lange Nacht nimmt ein Ende). Nagyv., 1957; 1, S. 153 – 6 – *György Walkó*: Krónika A. D. haláláról. Nagyv., 1957; 5, S. 781 – 2
- ENZENSBERGER, HANS MAGNUS: *György Walkó*: H. M. E., a harag poétája. Nagyv., 1961; 12, S. 1789 – 90 – H. M. E. József Attiláról (Übers.: *László Gyurkó*). Kort. 1962/Dez., S. 1814
- EICH, GÜNTHER: *András Lukácsy*: Dekadencia, giccs. É. I. 9. Juni. 1962, S. 10
- FISCHER, OTTO L.: *Imre Demeter*: O. L. F.: Kimenő (Drama). Kort., 1959/Dez., S. 962
- FORESTIER: Ich schreibe mein Herz in den Staub der Straße. Ir. Figy., 1955/März

- FRANK, LEONHARD: *László Gyurkó*: L. F.: Baloldalt dobog a szívem. É. I. Okt., 1958, S. 9 – *Katalin Imre*: L. F.: Baloldalt dobog a szívem. M. N. 29. Aug. 1958 – *Gábor Albert*: A német lelkiismeret (L. F.: Jézus tanítványai). Kort. 1958/Apr. S. 615–6 – *András Lukácsy*: L. F.: Karl és Anna. É. I. 23. Márz. 1963, S. 10 – *András Tabák*: L. F.: Michael visszatér. É. I. 5. Sept. 1958, S. 9 – *György Walkó*: A bűnbeseés novellái. L. F.: Német novella. Nagyv., 1960; 5, S. 770–2 – *Árpád Fáy*: Az utolsó kocsiban. É. I. 26. Aug. 1961, S. 12 – *Konszt. Fejgin*: L. F. Nagyv. 1958, 8, S. 1207–16 – *Tamás Kis*: A kétféle humanizmus mezs-gyjén. L. F. olvasásakor. Nagyv. 1959; 5, S. 730–5 – *István Simon*: Időszerű variációk L. F. gondolataira. Tiszta. 1961; 10, S. 4 – *Lóránt Kabdebó*: L. F. emlé-kezete. B. Szle. 1961; 5, S. 603–5
- FRIEDRICH, WILHELM: *Teréz Mándi*-W. F.: A fémpár táblázata. É. I. 13. Jan. 1961, S. 12
- GEISSLER, CHRISTIAN: *Miklós Salyámossy*: Törtészárnyú realizmus. Ch. G.: Anfrage, Vlg. Claasen Hamburg, 1960. Nagyv. 1962; 7, S. 1082–4
- GINZBURG, NATALIA: *Gizella Szabó*: G. G.: Wendekreis des Steinbocks. Nagyv. 1959; 12, S. 1894
- GOES ALBRECHT: *Katalin Imre*: Embernek lenni tilos. A. G.: Unruhige Nacht, Vlg. Union Berlin, 1956. Nagyv. 1958; 4, S. 618–9
- GRASS, GÜNTER: *György Walkó*: G. G. és a botrányozók. Nagyv. 1961; 6, S. 825–7
- GROMA, PETER: (B. T.): Miért nem égett le Párizs? P. G.: ...und Paris brannte nicht É. I. 7. Okt. 1961, S. 2
- HARTUNG, HUGO: *Gábor Gellért*: Piroshka ante portas. H. H.: Ich denke oft an Piroshka. É. I. 28. Márz. 1958, S. 12
- HEIBER, HELMUT: (b. t.): A „félreállítás”. H. H.: *Adolf Hitler* életrajza. É. I. 29. Juli, 1931, S. 1
- HOCHHUT, ROLF: XII. Pius nyugat-berlini színpadon. R. H.: Der Stellvertreter. É. I. 16. Márz. 1963, S. 12
- JACOB, HEINRICH E.: *Teréz Mándi*: Szépírodalom és szakirodalom. H. E. J.: A kávé története. É. I. 13. Jan. 1961, S. 12
- JASPERS, KARL: *Pál Kecskés*: Két existencialista istenkereső. Vlg. 1956/Márz., S. 124–32
- JENS, WALTER: *Zsigmond Horváth*: W. J.: Der Blinde. É. I. 4. Sept. 1959, S. 8
- KAYSER, WOLFGANG: *Aladár Komlós*: W. K.: Die Vortragsreise. Francke Vlg. Bern. Vil. ir. Figy. 1961, 3–4, S. 430
- KÄSTNER, ERICH: *J. L.*: E. K. regényéről: Das doppelte Lottchen. I. U. 22. Jan. 1955, S. 3 – *Károly Doromy*: E. K.: Az eltűnt miniatűr. Vlg. 1962/Juni, S. 373–4
- *László Kardos*: E. K. két arca, E. K.: Szív a tüdőköb. Nagyv., 1959; 10, S. 1569 – *Pál Csillag*: A rémült polgár. E. K.: Szív a tüdőköb. É. I. 2. Okt. 1959 – E. K.: A könyvégetés harmincadik évfordulójára. É. I. 18. Mai, 1963
- KOEPPEN, WOLFGANG: *Csaba Sik*: A „Halál Rómában” mítosza. É. I. 14. Sept. 1960, S. 6 – *Előd Halász*: Megjegyzések W. K. regényének fordításáról. É. I. 14. Sept. 1960, S. 6 – *László Gyurkó*: A „Halál Rómában” fordításáról. É. I. 25. Nov. 1960 – *Ágnes Heller*: Testetöltött kísér-tetek. W. K.: Das Treibhaus. Nagyv. 1958; 9, S. 1409–11 – *Előd Halász*: A múltban élők. Az újabb német politikai regényhez. Szeged, 1961, In memoriam Gedeon Mészöly, Sonderdruck
- KRÄMER-BADONI, RUDOLF: *László Illés*: Egy „dühös” nyugatnémet irodalmár. R. K. B.: Bewegliche Ziele; Vorsicht, gute Menschen von links. Nagyv. 1963; 4, S. 608–10
- KROLOW, KARL: *Ambrus Alaksza*: A modern német líra kincsesháza. Jel. 1960; 2, S. 119–23 – *Márton Kalász*: Az új német költők antológiája. Nagyv. 1960; 5, S. 778–9
- LEDIG, GERT: *György Radó*: G. L.: Faust-recht. Vlg. K. Desch, Wien–München. Nagyv. 1959; 6, S. 923–5
- NOSSACK, HANS ERICH: *Árpád Fáy*: Menekülés a biztosíthatatlanba. H. E. N.: Unmögliche Beweisaufnahme. Vlg. Suhr-kamp, Fr. a. M. Nagyv. 1961; 3, S. 449
- REMARQUE, ERICH MARIA: *Péter Nagy*: Egy német generáció tragédiája. E. M. R.: Az élet és halál ideje. I. U. 21. Jan. 1956, S. 7–8 – *Szilárd Rubin*: Stilizált naturaliz-mus. E. M. R.: Szerelm és halál órája. Nagyv. 1960; 7, S. 1093–4 – *Tamás Dersi*: Az utolsó állomás, R. a színpadon. É. I. 8. Dez. 1962, S. 8 – E. M. R. 60 éves. É. I. 4. Juli, 1958, S. 12
- RINSER, LUISE: *R. M.*: Jan Lobel Varsóból. Erzählungen. É. I. 3. Juni, 1960, S. 6
- SCHALLÜCK, PAUL: *Miklós Salyámossy*: Törtészárnyú realizmus. P. S.: Engelbert Reineke. Fischer Bücherei. Fr. a. M. 1959. Nagyv. 1962; 7, S. 1082–4
- SCHILLING, WILFRIED: Kik a félelem-gerjesztők? *W. S.*: Félelemgerjesztők. É. I. 20. Jan. 1961, S. 12
- SCHOLL, INGE: *György Radó*: Két München. I. S.: Die weiße Rose. Nagyv. 1959; 6, S. 923–5
- TRALOW, JOHANNES: *György Bisztray*: A zöld sziget lánya. É. I. 14. Apr. 1962, S. 6
- WÄLSER, MARTIN: *Imre Keszi*: Próféta összkomforttal. M. W.: Halbzeit, Vlg. Suhrkamp, Fr. a. M. Nagyv. 1962; 9, S. 1406–8

WEISENBORN, GÜNTHER: *Péter Nagy*: Külföldi színművek. G. W.: A nevető ember balladája. Kort. 1957/Dez. S. 636–40 – *Endre Sós*: A nevető ember balladája. É. I. 25. Okt. 1957, S. 6

WIECHERT, ERNST E. W. – Nekrológ. Vig. 1953/Juni, S. 319

#### BESPRECHUNGEN VON ANTHOLOGIEN

Antifasiszta antológiák Nyugat-Németországban. 1. Hrg. von Manfred Schösser. 2. Günther Weisenborn: A hangtalan felkelés. É. I. 16. Febr. 1963, S. 12

Ergriffenes Dasein. *Endre Sós*: Gondolatok egy új nyugat-németországi antológiáról. Nagyv. 1957; 1, S. 150–1

Junge Lyrik. Vlg. Karl Hauser, München, 1956 – *György Timár*: Esztelenség és blöff. Nagyv. 1958; 7, S. 1098–9

Ich lebe in der Bundesrepublik. P. List Vlg. München, 1960 – *György Walkó*: Írástudók gondja Nyugat-Németországban. Nagyv. 1961; 7, S. 1080–1

Mai német elbeszélők. (Deutsche Erzähler von heute, Európa, Bp., 1962) – *György Mihály Vajda*: Nachwort. Mai német elb. Európa, Bp., 1962, S. 625–33 – *György Walkó*: Besprechung. É. I. 8. Sept. 1962. S. 6 – *György Mihály Vajda*: Levél a szerkesztőhöz egy bírálat tárgyában. Kort. 1962/Aug. S. 1271 – *O. Zs.*: Thomas Mann nem német író? É. I. 12. Mai. 1962, S. 2 – *Ede Szabó*: Egy vitatható értékű prózai antológiáról. Nagyv. 1962; 9, S. 1412–3 – *Antónia Lázár*: Mai német elbeszélők. It. 1962/Dez. S. 447–50

Modern német költők (Moderne deutsche Dichter) *György Mihály Vajda*: Besprechung. Kort. 1961/Sept. S. 429

A modern német líra kincsesháza. (Schatzkammer der modernen deutschen Lyrik. Európa, Bp., 1959). *Lajos Pók*: Besprechung. É. I. 16. Okt. 1959, S. 10

#### ALLGEMEINE STUDIEN UND MITTEILUNGEN ZUR WESTDEUTSCHEN LITERATUR

*Arzakanyan*: Kultúra és civilizáció. A mai nyugati irodalom kritikájához. Val. 1961; 5 S. 121–3

*Bóka László*: Olvasó-naplómból. Nagyv. 1960; 12, S. 1881

*Fábián István*: Modernség a mai nyugati irodalomban. Jel. 1958/Okt. S. 69–72, 1958/Dez. S. 21

*Fábry Zoltán*: A Nyugat antitézise. Kort. 1961/Sept. S. 433–8 – A tojáskigyó. Kort. 1962/Jan. S. 3–13 – Céltábla-horizont. Kort. 1962/Juni, S. 867–75

*Fáy Árpád*: Találkozás az Elbánál. Nagyv. 1961; 6, S. 935–7 – A német írók hangja. É. I. 22. Juli, 1961, S. 1 – Német égtájak (Zeitschriftenumschau). Nagyv. 1958; 10, S. 1540–7

*Földes Anna*: Drámák a világtörténelem legsötétebb fejezetéből. Nagyv. 1963; 4, S. 629

*Gera György*: A mai nyugatnémet próza. Jel. 1962/Juni, S. 348–53

*Heller Ágnes*: Új valóságok – régi valótlan-ságok. (Bemerkungen über die westdeutsche bürgerliche Kritik). Nagyv. 1960; 5, S. 754–60

*Horváth György*: Kortársi világirodalom a dobogón. É. I. 7. Apr. 1962, S. 8

*Illés László*: A rossz közérzet német irodalmáról. Nagyv. 1962; 2, S. 166–7 – A nyugatnémet irodalomkritika néhány problémája. Vil. ir. Figy. 1961. 3–4, S. 369–83

*K. Gy.*: Nyugatnémet írók gondjai. É. I. 1961. 42, S. 12

*Kemény István*: „Sajtószabadság” Nyugat-Németországban. Nagyv. 1959; 9, S. 1419

*Ordas István*: Nyugatnémet könyvújdonságok. É. I. 10. Juni, 1961, S. 12

*Órdarmai Zsolt*: Német irodalom a háború után. Vig. 1949/Apr. S. 259–61

*Radnóti Zsuzsa*: „Emigráció” és rezignáció. É. I. 23. Dez. 1961, S. 7

*Szabó György*: Az „Európa Letteraria” első esztendeje. Nagyv. 1961; 4, S. 595–7

*Tyihonov*: Korunk haladó világirodalma. I. U. 15. Jan. 1955, S. 4

*Vajda György Mihály*: Irodalomtörténet vagy költészettudomány. Vil. ir. Figy. 1961; 1, S. 15–43

Fordítások a végtelenségig. Kép a nyugatnémet irodalom helyzetéről. Nagyv. 1959; 4, S. 616

Irodalom és neonácizmus. É. I. 6. Mai. 1960, S. 12

Lipcsei és bonni professzor szellemi párviadala. Nagyv. 1961; 4, S. 622–3

A „47-es” csoport szerepe a nyugatnémet irodalmi életben. É. I. 17. Nov. 1962, S. 12

A német békeszerződés és a német irodalom. Vil. ir. Figy. 1961. 3–4, S. 325–9

A nyugatnémet irodalom irányairól. É. I. 1. Juli. 1961, S. 12

Tízéves az Akzente. É. I. 3. Febr. 1962, S. 12

Világóke – világirodalom. Nagyv. 1960; 5, S. 740–1

#### BESPRECHUNGEN VON LITERATURWISSENSCHAFTLICHEN UND LITERATURGESCHICHTLICHEN WERKEN

BLÖCKER, GÜNTHER: Neue Wirklichkeiten. (Vlg. Argon, Berlin). Bespr.: He, Val. 1963; 1, S. 120–1

- Brecht tanulmányok Nyugat-Németországban. Bespr.: *György Walkó*, Vil. ir. Figy. 1960; 4, S. 456 – 9
- BEZENSBERGER, HANS MAGNUS: Museum der modernen Poesie. (Vlg. Suhrkamp, Fr. a. M. 1960). Bespr.: *György Rónay*, Nagyv. 1961; 4, S. 598 – 601
- FRANK, LEONHARD: Aus der Werkstatt des Schriftstellers. (Geist u. Zeit, 1956; 2). Ir. Figy. 1957; III, S. 210
- FRANZEN, ERICH: Formen des modernen Dramas. (Vlg. C. H. Beck, München, 1961). Bespr.: *Éva Bozóky*, Val. 1963; 1, S. 119 – 21
- HAMBURGER, KÁTE: Die Logik der Dichtung. (Vlg. Ernst Klett, Stuttg. 1957). Bespr.: *Péter Rákos*, Vil. ir. Figy. 1962; 4, S. 580 – 2
- HAUSER, ARNOLD: Sozialgeschichte der Kunst und Literatur. (Vlg. C. H. Beck, München, 1958). Bespr.: *Aladár Komlós*, Vil. ir. Figy. 1961; 3 – 4, S. 459 – 60
- HENEL, HEINRICH: Erlebnisdichtung und Symbolismus. Bespr.: *László Illés*, Vil. ir. Figy. 1958; 3, S. 301 – 3
- HESELHAUS, CLEMENS: Deutsche Lyrik der Moderne. (Vlg. August Bagel, Düsseldorf, 1961). Bespr.: *Miklós Szabolcsi*, Vil. ir. Figy. 1962; 4, S. 585 – 6
- HOEHL, E.: Jugendliteratur kritisch betrachtet. (Geis. u. Zeit, 1956; 5). Ir. Figy. 1957; III, S. 213
- HORST, KARL AUGUST: Das Spektrum des modernen Romans. (Vlg. C. H. Beck, München, 1960). Bespr.: *Livia Z. Wittman*, Vil. ir. Figy. 1961; 2, S. 255 – 6
- JASPERS, KARL: Die Atombombe und die Zukunft des Menschen. Bespr.: *Lajos Mesterházy*, Nagyv. 1958; 2, S. 278 – 80
- JENS, WALTER: Deutsche Literatur der Gegenwart. (Vlg. R. Piper u. Co, München, 1961). Bespr.: *György Mihály Vajda*, Vil. ir. Figy. 1962; 1, S. 119
- KAHLER, ERICH: Verantwortung des Geistes. (Vlg. S. Fischer, Fr. a. M. 1952). Bespr.: A. K., Vil. ir. Figy. 1962; 3, S. 438
- KAYSER, WOLFGANG: Geschichte des deutschen Verses. (Vlg. Francke, München, 1960). Bespr.: *László Gáldi*, Vil. ir. Figy. 1962; 2, S. 259 – 61 – Das Grotteske. Seine Gestaltung in Malerei und Dichtung. (Oldenburg, 1957). Bespr.: *György Walkó*, Vil. ir. Figy. 1958; 3, S. 271 – 4 – Kleines literarisches Lexikon. (Vlg. Francke, München, 1961). Bespr.: *László Bokor*, Vil. ir. Figy. 1962; 4, S. 592 – Das sprachliche Kunstwerk. (Vlg. Francke, München, 1961). Bespr.: *Péter Rákos*, Vil. ir. Figy. 1962; 3, S. 437 – 8
- KLOTZ, VOLKER: Geschlossene und offene Form im Drama. (Vlg. Carl Hauser, München, 1960). Bespr.: *György Mihály Vajda*, Vil. ir. Figy. 1962; 1, S. 114 – 5
- KRÄMER – BADONI, RUDOLF: Über Grund und Wesen der Kunst. (Ullstein Bücher, Fr. a. M. 1960). Bespr.: *Lajos Nyíró*, Vil. ir. Figy. 1962; 1, S. 115 – 6 – Vorsicht, gute Menschen von links. (Vlg. Signum, Gütersloh, 1962). Bespr.: *László Illés*, Vil. ir. Figy. 1963; 2, S. 187 – 8
- MAUTZ, KURT: Die Farbensprache der expressionistischen Lyrik. (Deutsche Vierteljahrsschrift, 1957; 2). Bespr.: *György Szabó*, Vil. ir. Figy. 1958; 1, S. 80 – 2
- NUTZ, WALTER: A ponyva szociológiája. É. I. 30. Juni, 1962, S. 12
- PRANG, HELMUT: Der moderne Dichter und das arme Wort. (Germ. – Rom. Monatschrift, 1957; 2, S. 135 – 45). Bespr.: *György Szabó*, Vil. ir. Figy. 1958; 1, S. 80 – 2
- SCHONAUER, FRANZ: Deutsche Literatur im Dritten Reich. (Vlg. Walter Olten, Freiburg, 1961). Bespr.: *László Illés*, Nagyv. 1963; 1, S. 132 – 4
- SCHWERTE, HANS – SPENGLER: Denker und Deuter im heutigen Europa. É. I. 28. Apr. 1952, S. 12
- SEDLMAYR, HANS: Die Revolution der modernen Kunst. 1. Vig. 1961/Apr. S. 238 – 43. 2. Bespr.: *Nóra Aradi*, Nagyv. 1961; 4, S. 579 – 83. 3. Bespr.: *Sándor Lánosz*, É. I. 3. Juni, 1961, S. 8. 4. Bespr.: *István Szerdahelyi*, Val. 1961; 2, S. 119 – 21
- SEIDLER, HERBERT: Die Dichtung. Wesen-Form-Dasein. (Vlg. Alfred Kröner, Stuttgart, 1959). Bespr.: *Tamás Ungvári*, Vil. ir. Figy. 1961; 3 – 4, S. 459
- SOKEL, WALTER A.: Der literarische Expressionismus. (Vlg. Langen – Müller, München, o. J.). Bespr.: *Miklós Szabolcsi*, Vil. ir. Figy. 1962; 1, S. 116 – 7
- WEISENBORN, GÜNTHER: Von der Wahrfähigkeit des Realismus. (Geist u. Zeit, 1956; 2). Ir. Figy. 1957; III, S. 212
- WIESE, BENNO VON: Das deutsche Drama vom Barock bis zur Gegenwart. (Vlg. Aug. Bagel, Düsseldorf, 1958). Bespr.: *Livia Z. Wittman*, Vil. ir. Figy. 1961; 3 – 4, S. 283 – 4
- ZIMMERMANN, WERNER: Deutsche Prosadichtungen der Gegenwart. (Päd.-er Vlg. Schwann, 1960). Bespr.: *László Illés*, Vil. ir. Figy. 1962; 1, S. 120
- Forschungsprobleme der vergleichenden Literaturgeschichte. Hrg. von Fritz Ernst und Kurt Wais. (Max Niemeyer, Tübingen, 1958). Bespr.: *György Mihály Vajda*, Vil. ir. Figy. 1963; 2, S. 174 – 6
- Der goldene Schnitt. Grosse Essayisten der Neuen Rundschau 1890 – 1960 (Vlg. S. Fischer, Fr. a. M. 1960). Bespr.: *László Illés*, Vil. ir. Figy. 1961; 3, – 4 S. 492 – 3

ABKÜRZUNGEN DER GEBRAUCHTEN

QUELLEN

Alf. Alföld  
 B. Szle. Borsodi Szemle  
 É. I. Élet és Irodalom  
 Ir. Figy. Irodalmi Figyelő  
 I. U. Irodalmi Újság  
 It. Irodalomtörténet

Jel. Jelenkor  
 Kort. Kortárs  
 M. N. Magyar Nemzet  
 Nagyvv. Nagyvilág  
 Napj. Napjaink  
 Népsz. Népszabadság  
 Tisztat. Tisztatáj  
 Val. Valóság  
 Vig. Vigilia  
 Vil. ir. Figy. Világirodalmi Figyelő





## **BUCHBESPRECHUNGEN**



**Hennig Brinkmann: Die deutsche Sprache.  
Gestalt und Leistung**

Pädagogischer Verlag Schwann [Düsseldorf]  
1962. 654 S.

[Sprache und Gemeinschaft, Grundlegung  
Bd. I.]

Das Buch von H. Brinkmann ist keine Sprachlehre im herkömmlichen Sinne des Wortes. Hierauf weist schon der offensichtlich bewußt gewählte Titel: „Die deutsche Sprache.“

Seit dem Erscheinen von L. Weisgerbers Hauptwerk<sup>1</sup> und von H. Glinz' großangelegtem Buch<sup>2</sup> über die innere Form des Deutschen nimmt der Leser keinen Anstoß daran, daß Begründer und Verfechter der inhaltbezogenen Grammatik mit allem Eifer bemüht sind, das klassische Gebäude der traditionellen Grammatik zu zerstören.

Eine ähnliche Tendenz bricht sich auch im Buch H. Brinkmanns Bahn. „Die deutsche Sprache“ wird nicht in Laut-, Formen- und Satzlehre gegliedert. Auf Phonetik und Phonologie wird von vornherein verzichtet. Wortformenlehre und Wortbedeutungslehre gehen in der Syntax (nicht Satzlehre!) auf, und aus dieser Vereinigung gehen vier „Hauptteile“ der neuen Grammatik hervor: je ein Kapitel über das Substantiv, Adjektiv, Beziehungswort (Präposition) und Verb. Der fünfte Teil, der im Vergleich zum Ganzen etwas zu kurz gekommen ist, ist den Fragen der Satzlehre gewidmet. Die übrigen Wortarten, die nicht zu den erwähnten vier gehören, werden nicht gesondert behandelt; das Adverb hält der Verfasser nicht für eine selbständige Wortart und untersucht es mit dem Adjektiv zusammen, während die Kon-

junktionen beim Satz ihren Platz einnehmen. Die Pronomina und Numeralia gehen – einige wichtigere Hinweise abgerechnet – beinahe völlig verloren. Diese Betrachtungs- und Verfahrensweise ist völlig berechtigt im Falle der Bindewörter, begründet bei den Umstandswörtern und mehr oder weniger verständlich sogar bei den anderen Wortarten. Brinkmann hat sich ja nicht das Ziel gesteckt, eine Grammatik etwa im Sinne der Junggrammatiker zu schreiben, sondern „die Unterschiede der Gestalt“ „auf ihre Leistung“ zu befragen.

Bemerkt werden soll, daß unter „Gestalt“ nicht nur morphologische, sondern auch syntaktische Unterschiede zu verstehen sind, die mangels formeller Merkmale von der alten Grammatik gar nicht erkannt worden sind. Auch die „Leistung“ ist nicht ohne weiteres der „Funktion“ gleichzusetzen; sie bezieht sich vielmehr auf die Mittel oder eher *Kräfte*, die bei der Gestaltung der Sprachinhalte wirksam sind.

Wie fruchtbar die Anwendung der inhaltbezogenen Betrachtungsweise statt der lautbezogenen, d. h. der formbezogenen ist, läßt sich am besten bei der Behandlung der „Wortstände“ abmessen. Der Wortstand als Begriff und Name ist von Weisgerber geprägt worden;<sup>3</sup> Brinkmann formuliert die Wortstände als verschiedene „Ableitungen, die sich zu einer gemeinsamen Aufgabe verbinden“ (S. 129). Die neue Kategorie wird im besprochenen Buch auch bei der Systematisierung der substantivischen und verbalen Wortbildungsgruppen verwertet (S. 18–43, 240–258), konsequent und eingehend wird sie jedoch nur bei der Gliederung der Ableitungsgruppen des Adjektivs angewendet (S. 129–147). Es gibt danach *Orientierungswörter* auf *-ig, -lich, -isch*: *untertänig schwerlich, asiatisch; Eindrucksörter*, die „den von einem Stoff hervorgerufenen

<sup>1</sup> J. L. Weisgerber: Von den Kräften der deutschen Sprache. I–IV. Düsseldorf, 1949/50<sup>1</sup>.

<sup>2</sup> H. Glinz: Die innere Form des Deutschen. Bern und München, 1952<sup>2</sup>.

<sup>3</sup> J. L. Weisgerber: Vom Weltbild der deutschen Sprache. Düsseldorf, 1953/54<sup>2</sup> I<sup>2</sup>, S. 180.

Eindruck festhalten“: *silberig* im Gegensatz zu *silbern*, das die Herkunft aus einem Stoff bezeichnet; *Eigenschaftswörter*: *hartherzig, schlechtgelaunt, geblümt, bewaldet, begabt angeheitert, entsetzt, verrückt* usw.: *Eignungswörter* wie *gelehrsam, eßbar, erklärbar* —, „einer Erklärung grundsätzlich zugänglich“ und daneben *erklärlich* („=, was durch Erklären tatsächlich bewältigt werden kann“) usw.; *Verhaltenswörter*, „die ein Verhalten unter Menschen“ ausdrücken: *kleinlich, gröblich* (gegenüber *grob*), *menschlich*; *Wertwörter* auf *-isch, -haft; weibisch* (im Gegensatz zu *weiblich*), *mangelhaft, meisterhaft*.

Es ist auch aus diesen wenigen Beispielen ersichtlich, daß die starke Seite des Buches in der Erschließung der fein nuancierten Spachinhalte liegt. Und das gilt nicht nur für das Kapitel des Adjektivs, sondern auch für die anderen Wortarten und für die Satzlehre. Brinkmanns Buch hat deshalb einen unschätzbaren Wert für die Spracherziehung, besonders aber für den deutschen Sprachunterricht im Ausland. Wir heben seine Bedeutung in erster Linie von diesem Gesichtspunkt aus hervor. Deutsche können sich in Fragen der sprachlichen Gestalt und Leistung mit ein wenig Sprachgefühl auch instinktiv zurechtfinden. Dem ausländischen Germanisten und Germanistikstudenten bedeutet „Die deutsche Sprache“ mehr: das Dach über dem Gebäude, dessen Fundamente durch die Schulgrammatik, seine Mauern durch die systematisch aufgebaute, traditionelle Sprachlehre gebildet werden.

*Sándor Gárdonyi*

**Arno Hochmuth: Literatur und Dekadenz.  
Kritik der literarischen Entwicklung in  
Westdeutschland.**

Dietz Verlag Berlin, 1963, 204 S.

Die Germanistik der Deutschen Demokratischen Republik betrachtet die ständige Analyse der westdeutschen literarischen Situation als nationale Aufgabe.

1961 erschien Frank *Wagners* kritische Untersuchung „Literatur auf Kriegskurs“; sie wies gültig nach, daß zwischen der antinationalen Politik des Bonner Staates und der von ihm geförderten „Literatur“ nicht nur eine direkte Verbindung, sondern — wie der Verfasser politisch und literarisch belegen konnte — ein unmittelbarer Bezug zwischen der literarischen und militärischen Aufrüstung besteht.

Die Barden der Literatur des Faschismus — Ettighofer, Grimm, Kolbenheyer, Dwinger, Beumelburg — dürfen seit 1948 ihre revan- chistischen und chauvinistischen Machwerke

publizieren. Daß sie künstlerisch ohne Bedeutung, aber aggressiv bis in das Detail sind, darüber gibt es keinen Zweifel.

Frank *Wagners* Studie wurde 1963 durch Arno *Hochmuths* Buch zur Kritik der literarischen Entwicklung in Westdeutschland ergänzt. Seine Zielsetzung ist umfassender: Er deckt den Zusammenhang zwischen Imperialismus und Dekadenzliteratur auf und stellt ihre objektiven Grundlagen dar. In wesentlichen, den Untersuchungsgegenstand rechtfertigenden Ausführungen zum Widerspruch zwischen Individuum und Gesellschaft im Imperialismus, zum Einfluß des Klassenkampfes auf die spätbürgerliche Literatur und zum Einfluß imperialistischer Ideologien und Theorien auf das literarische Schaffen wird eine theoretische Grundlage gegeben, in der der Verfasser die literarische Konzeption und Wirklichkeit der deutschen Literatur unter imperialistischen Gesellschaftsverhältnissen erfaßt. Sie unterliegt dem Gesetz der kapitalistischen Warenproduktion und ist käufliche Kunst: „Alle diese Institutionen lassen den Künstler erkennen, daß er nur dann schöpferisch tätig sein kann und nur dann Publikum findet, wenn alles, was er schafft, ein vorteilhaftes Geschäft für einen Businessman bedeutet, aus dem dieser... viel herausschlagen will... Der Handel aber kennt keine ästhetischen Werte, keine Kunst, kein Leben, keine Wahrheit und keine Schönheit. Den Handel interessiert nur das eine,... wieviel man an einem Kunstwerk verdienen kann.“ (S. 36 f.)

Im zweiten Abschnitt untersucht Hochmuth die Entwicklung der Dekadenzliteratur. Er greift dabei auf die nationale Kulturpolitik der Kommunistischen Partei Deutschlands zurück und weist nach, „daß nach 1945 durchaus die Möglichkeit bestand, auch im literarischen Leben eine entscheidende Wende herbeizuführen. Die nicht vollzogenen Umwandlungen der Gesellschaft im Westen Deutschlands müssen auch in diesem Falle für die nochmalige «Renaissance» einer Literatur des Verfalls als ausschlaggebende Ursachen betrachtet werden.“ (S. 58 f.)

Neben der antisowjetischen und antisozialistischen Konzeption in der westdeutschen Literatur untersucht Hochmuth verschiedene reaktionär-philosophische Tendenzen, so die Entpolitisierung der Wirklichkeit und die vielpropagierte Tendenzlosigkeit der „großen“ Literatur. Daß die wirklich große deutsche humanistische Literatur der Vergangenheit und Gegenwart in Westdeutschland gerade wegen ihres konkreten Wirklichkeitsbezuges nicht den ihr gemäßen Platz einnimmt und — denken wir an die sozialistische Weltliteratur — den Lesern bewußt vorenthalten wird, verdeutlicht den politischen Charakter des Literaturgeschäfts. Statistisches Material

sollte in einer zweiten Auflage dieses für die Germanistik des sozialistischen Auslands so aufschlußreichen Buches darüber konkreten Aufschluß geben. Ebenso nicht fehlen sollte eine Gegenüberstellung der Auflagenhöhen in Westdeutschland und der DDR. Damit läßt sich veranschaulichen, wie deformiert die geistigen Ansprüche einerseits sind, wie die Literaturgesellschaft des sozialistischen Deutschland andererseits gewachsen ist.

Das dritte Kapitel widmet Hochmuth der demokratisch-oppositionellen Literatur. Obgleich es, wie er nachweist, in Westdeutschland keinen revolutionär-sozialistischen Schriftsteller gibt, liegen die ideellen und künstlerischen Potenzen, mit denen die westdeutsche Literatur heute in begrenztem Umfang repräsentieren kann, in der kleinen Gruppe humanistisch, antifaschistisch und anti-militaristisch gesinnter Autoren, die von einer oppositionellen, jedoch keineswegs weltanschaulich einheitlichen Position Kritik an der Gesellschaft üben. Je intensiver sie sich bemühen, die gesellschaftlichen Zusammenhänge zu erforschen, je klarer ihre gesellschaftliche Sicht und ihr Wissen um den gesellschaftlichen Auftrag, um so größer ihre Aussagekraft, ihre Wirkung. Beispiele hierfür mögen verschiedene Bücher Heinrich Bölls, Christian Geißlers Roman „Anfrage“ und sein Fernsehspiel „Schlachtvieh“, Hans-Hellmut Kirsts Roman „Kameraden“ oder Rolf Hochhuts Schauspiel „Der Stellvertreter“ sein.

Nicht einbezogen in die Untersuchung ist jene Gruppe deutscher Schriftsteller, die öffentlich kundgetan haben, warum sie nicht in der Bundesrepublik, sondern im Ausland leben.

So schreibt der Verfasser meisterhafter literarischer Parodien, Robert Neumann: „Das Ergebnis dieser Restauration, dieses Sicheinschleichens der Dunkelmänner in jedes Amt, in jeden Beruf als «Bollwerk gegen den Kommunismus» ist uns zu nahe, als daß man darüber viele Worte verlieren müßte. Es laufen zu viele Mörder frei herum. Wird einer von den redlichen Staatsanwälten (die gibt es!) gefaßt, so spricht ihn der Richter frei. Verurteilt er ihn – die Quersumme dieser Kriegsverbrecher – Verurteilungen über die siebzehn Jahre seit 1945 liegt bei zehn Minuten, ich wiederhole: zehn Minuten Gefängnis für jeden Ermordeten. Und da sollte ein Ex-Verfolgter, der weiß Gott was erlitten, der auch, unter anderem Vorzeichen, eine Vergangenheit zu bewältigen hat – da sollte der zurück? Wozu noch kommt (und das ist der zweite Grund): Wer ruft ihn zurück? Niemand!“

Zu denen, die sich politisch über die westdeutsche Wirklichkeit äußern, sich von ihr distanzieren, gehört auch der

bekannte Oskar Maria Graf, der 1933 den Faschisten, die mit der Bücherverbrennung die Vernichtung der Menschen einleiteten, zugerufen hatte „Verbrennt auch mich!“.

Ohne den Rahmen der Arbeit zu sprengen, ließe sich in der Gesamtdarstellung die verschiedenartige Motivierung über die erneute Emigration einfügen.

Der außerhalb der beiden deutschen Staaten lebt und sich mit der deutschen Literatur der Gegenwart beschäftigt, wird durch derartige gründliche literaturwissenschaftliche Untersuchungen an die notwendige gesellschaftliche Auseinandersetzung unserer Zeit herangeführt.

Helmut Rudolf

### Lexikon sozialistischer deutscher Literatur

Von den Anfängen bis 1945. Monographisch-biographische Darstellungen

VEB Verlag Sprache und Literatur. Halle/Saale 1963. 592 S.

Die literaturgeschichtliche Forschung der Deutschen Demokratischen Republik hat bislang Einzeluntersuchungen zur revolutionären Tradition der sozialistischen deutschen Literatur vorgelegt.

Dieses Lexikon mit seinem literaturgeschichtlichen Überblick und den mehr als zweihundert einzelnen Artikeln gibt eine zusammenfassende Darstellung von den Anfängen bis zur Gegenwart und muß als Beitrag zu einer Geschichte der deutschen Nationalliteratur gewertet werden, weil in ihm die nationale Bedeutung der sozialistischen Literatur Deutschlands, ihr revolutionärer Gehalt wie ihr ästhetisch-künstlerischer Anspruch zum Ausdruck kommt.

Der literaturgeschichtliche Überblick stützt sich auf den „Grundriß zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“, dringt ein in die historisch-literarischen Beziehungen und gibt eine klare Übersicht mit konsequenter Blickrichtung auf das gestellte Ziel: die Darstellung der „Entwicklungsphasen der sozialistischen Literatur und ihrer Charakteristika“ (Vorwort). Die antifaschistische bürgerlich-humanistische Literatur, ihr Anderswerden unter den sich verändernden gesellschaftlichen Verhältnissen, ist in die Darstellung sowie den monographischen Teil eingeschlossen; deutlich wird vor allem die Beziehung zwischen der sozialistischen und bürgerlich-humanistischen Literatur. Der monographisch-biographische Teil beschränkt sich nicht nur auf deutsche Autoren, er würdigt unter anderem auch ungarische Schriftsteller (z. B. Béla Balázs, Alfréd Keményi, Gábor Andor, Maria Leitner, Georg Lukács) kritisch in

ihrer politischen Position und literarischen Leistung.

Jedem Einzelartikel folgt eine Bibliographie der Werke des Autors und der literaturkritischen Schriften über ihn. Wesentliche Beiträge sind dem „Schutzverband Deutscher Schriftsteller“ (unter Mitwirkung solcher namhafter Schriftsteller wie Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger, Bertolt Brecht, Arnold Zweig, Leonhard Frank), der Zeitschrift „Internationale Literatur“ (in der Dichtungen Thomas und Heinrich Manns, Willi Bredels, Friedrich Wolfs und anderer publiziert wurden), dem „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands“ (erste deutsche soziali-

stische Schriftstellerorganisation und ihrer Monatsschrift „Linkskurve“) gewidmet. Sie und andere Artikel vermitteln eindrucksvoll die große Leistung der Literatur in ihrem Kampf um ein freies, demokratisches und sozialistisches Deutschland.

Mit der Herausgabe dieses Lexikons haben Germanisten der Deutschen Demokratischen Republik eine bedeutende wissenschaftliche Arbeit geleistet, deren Wert um so höher einzuschätzen ist, als gerade dieses Nachschlagewerk den Germanisten des sozialistischen Auslands wesentliche Zusammenhänge der deutschen Nationalliteratur erschließt.

*Helmuth Rudolf*

64.1739. Állami Nyomda, Budapest

Tankönyvkiadó Vállalat

A kiadásért felelős: Vágvölgyi Tibor igazgató

Felelős szerkesztő: Dr. Kenéz Győző

Műszaki vezető: Gonda Pál

Műszaki szerkesztő: ifj. Szilágyi Sándor

A kézirat nyomdába érkezett: 1964. május. Megjelent: 1965. június

Példányszám: 400 + 100–100 különnyomat. Terjedelem: 16 (A/5) ív

Készült: monószedéssel, íves magasnyomással, az MSZ 5601–59 és az MSZ 5602–55 szabvány szerint

TA–334–a–6400

Raktári szám: 64 130

